This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

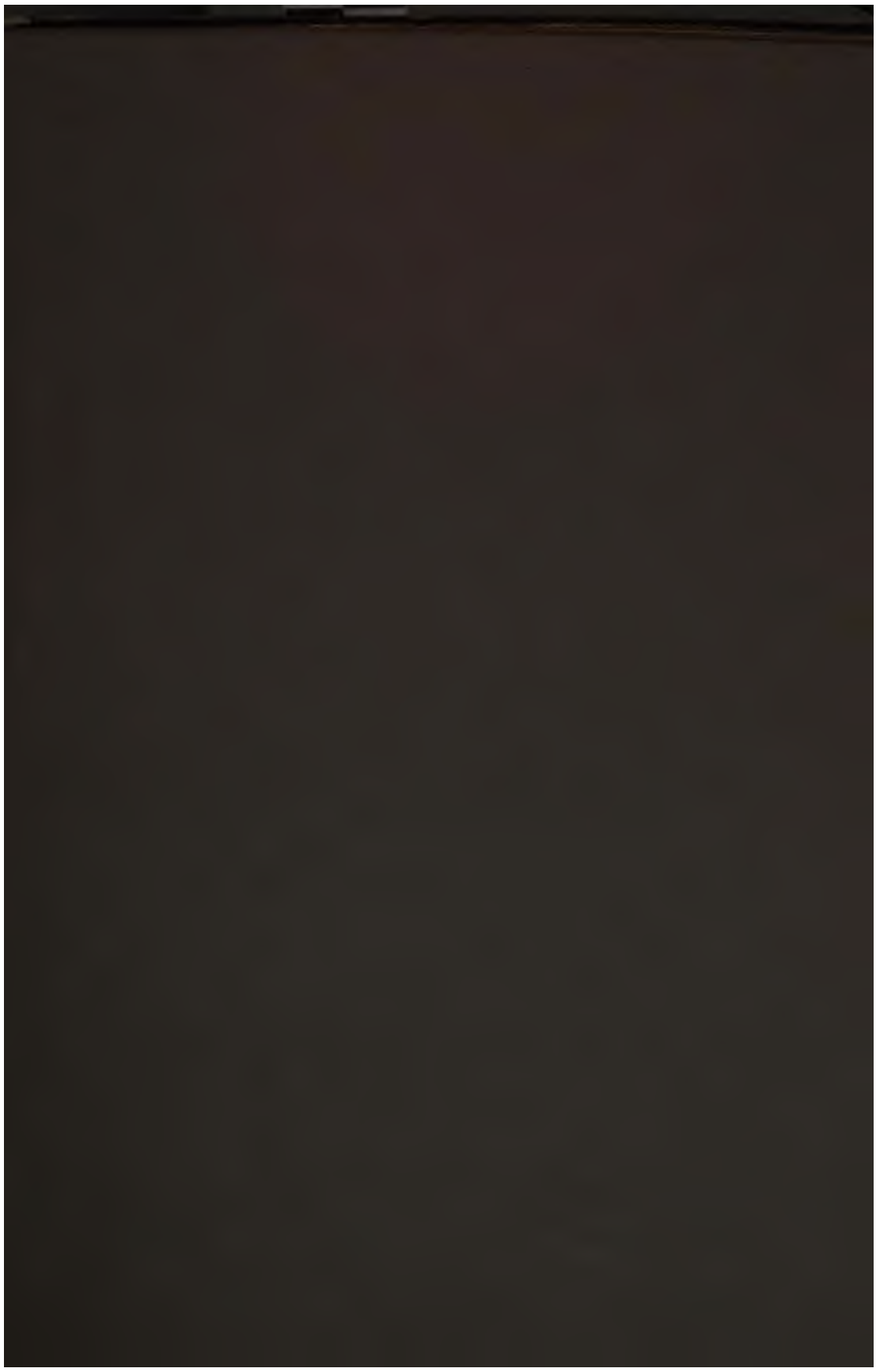
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

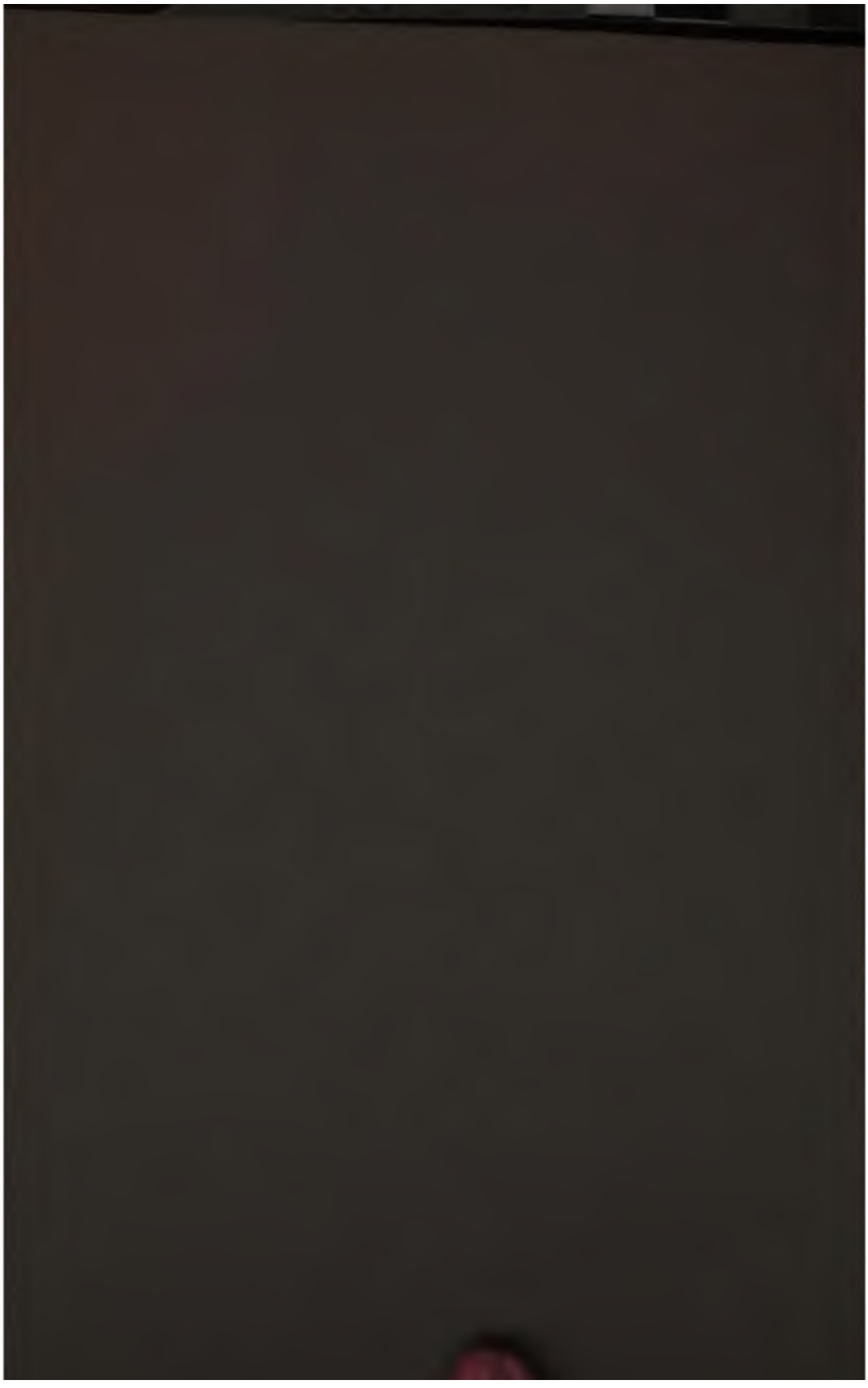
Theodor Gomperz

Essays und Erinnerungen

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





85133

Essays und Erinnerungen

F. von Lenbach

Theodor Gomperz

Theodor Gomperz

Eſſays und Erinnerungen

Mit dem Bildnis des Verfaſſers
von Franz von Lenbach

Stuttgart und Leipzig
Deutſche Verlags-Anſtalt
1905

D7
G547

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Ferdinand von Saar

in Freundſchaft und Verehrung

zugeeignet.

Inhalt

Seite

Vorwort des Verfassers IX
Lebenserinnerungen 1
1. Das Geschlecht 1
2. Das Elternhaus 8
3. Das Revolutionsjahr 16
4. Studienjahre 28
5. Anfänge wissenschaftlicher Arbeit 33
Graf Telekis Tod 49
Demosthenes der Staatsmann. Ein populärer Vortrag, gehalten zu Brünn den 17. März 1864 53
Traumdeutung und Zauberei. Ein Blick auf das Wesen des Aberglaubens. Vortrag gehalten zu Brünn am 9. April 1866 72
Zur Erinnerung an John Stuart Mill. (1806—1873) 87
Eduard Wessel. (1822—1879) 103
Jacob Bernays. (1824—1881) 106
Ein Votum über die Stellung der Extraordinarien in den Professorenkollegien der österreichischen Hochschulen . 126
Theodor Mommsen. Zum 30. November 1887 133
Nachtrag. Worte der Erinnerung an Theodor Mommsen . . 141
Leibniz und Spinoza. Ein Vorwurf für Historienmaler 144
Achmed Vefik Pascha 149
Aristoteles und seine neuentdeckte Schrift vom Staatswesen der Athener. Auf Grund eines in der Juristischen Gesellschaft zu Wien den 28. Februar 1891 gehaltenen Vortrags 154
Zur Erinnerung an Lord Lytton. (1831—1891) 176
Zur Erinnerung an F. R. Seligmann. (1808—1892) 181
Zu Grotes hundertstem Geburtstag. (1794—1871) 184
Der Zionismus 196
Zur Erinnerung an Adolf Exner. (1841—1894) 200
Ein wiederentdeckter Dichter 208
Realismus und klassisches Altertum. Betrachtungen zu einem neuen Buch 209

Zur Erinnerung an Eduard von Bauernfeld. (1802—1890) . . 217
Ueber die Gründung einer deutschen Akademie. Antwort an K. E. Franzos 223
Distichen. (Deutsch und griechisch) . . . . . 226—227
Anmerkungen 228
Demosthenes der Staatsmann 228
Zur Erinnerung an John Stuart Mill 234
Personenregister 244

Vorwort

Die „Lebenserinnerungen", die an der Spitze dieses Sammelbandes stehen, sollten vornehmlich den verbindenden Text abgeben zu der Reihe von Bildern, welche die hier vereinigten, mehrfach recht ungleichartigen Aufsätze entrollen. Wenn sie daneben nicht jedes kulturhistorischen Interesses entbehren, so mag dieser Gewinn das nicht durchweg von jenem Hauptzweck erforderte Eingehen in persönliche und familiengeschichtliche Details entschuldigen helfen. Die genauere Kenntnis jener Vorgeschichte verdanke ich übrigens in überwiegendem Maße der bereitwilligen Mitteilung zweier Männer, die diesem Gegenstand ein vieljähriges und eindringendes Studium gewidmet haben: des leider schon verstorbenen ausgezeichneten Gelehrten Professor D. Kaufmann zu Budapest und des Herrn Dr. M. Freudenthal zu Danzig. Der letztere wird, hoffentlich in nicht ferner Zeit, die Ergebnisse der gemeinsamen Forschung der Oeffentlichkeit übergeben.

Daß die „Lebenserinnerungen" im wesentlichen Jugenderinnerungen geblieben sind, das ist ein Schicksal, das sie mit gar vielen andern autobiographischen Aufzeichnungen teilen. Es gibt dafür nicht wenige gute Gründe. Im reifen Mannesalter treten bei vielen von uns die eignen, für sich selbst redenden Leistungen an die Stelle der mehr passiven Erlebnisse. Auch wird die Einheitlichkeit der Darstellung von der mit den Jahren zumeist stetig wachsenden Zahl und Vielartigkeit der Lebensbeziehungen bedroht. Endlich: je mehr der geschichtliche Rückblick sich der unmittelbaren Gegenwart nähert, um so schwieriger wird es, Menschen und Dinge mit der Unbefangenheit zu schildern und zu beurteilen, die wir vergangenen Epochen und aus dem Kreis der Lebenden geschiedenen Personen gegenüber zu erringen und zu wahren wissen.

Vereinzelte Versehen zu berichtigen und hier und da einen schlecht gewählten durch einen angemesseneren Ausdruck zu ersetzen, dazu habe ich mich ebensowohl berechtigt als verpflichtet geglaubt. Für Weglassungen ist nur der Wunsch an Raum zu sparen, niemals eine prinzipielle Rücksicht maßgebend gewesen, wie ich denn in der Tat zwei Anmerkungen (Nr. 2 und Nr. 8 des Demosthenes-Vortrags) unangetastet gelassen habe, deren Inhalt meiner heutigen Sinnesweise wenig gemäß ist. Zu neueren

Unterſuchungen und Urteilen in ausführlicher Erörterung Stellung zu nehmen, dazu habe ich mich nicht veranlaßt geſehen oder verpflichtet geglaubt. Hätte z. B. die jetzt üblich gewordene kühlere Würdigung des Charakters und der Leiſtung des Demoſthenes meine Zuſtimmung gewonnen, ſo würde ich von einer Wiederholung meines enthuſiaſtiſchen Vortrags abgeſehen haben. Dieſem aber eine Rechtfertigung der von mir feſtgehaltenen Auffaſſung nachfolgen zu laſſen, das ſchien am wenigſten in dieſer Sammlung populärer Aufſätze am Platz, aber auch ſonſt nicht eben ernſthaft erforderlich. Zu allem Ueberfluß habe ich mich bereits vor langer Zeit wenigſtens mit einem Teil der gegneriſchen Argumente in der S. 125 namhaft gemachten Abhandlung auseinandergeſetzt.

Gern erfülle ich die mir obliegende Pflicht, zwei Wiener Verlagshandlungen für ihr bereitwilliges Entgegenkommen den wärmſten Dank zu ſagen. Die Herren Gerold und Sohn haben den Wiederabdruck der zwei Vorträge: „Demoſthenes der Staatsmann“ (1864) und „Traumdeutung und Zauberei“ (1866) geſtattet; Herr Karl Konegen hat die Aufnahme des Schriftchens „J. S. Mill, ein Nachruf“ (1889) in dieſe Sammlung ohne Schädigung des Vereins, dem der Reinertrag gewidmet war, ermöglicht.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß ein Teil des vierten und der größere Teil des fünften Abſchnitts der „Lebenserinnerungen“ in der „Deutſchen Revue“ (Juni und Juli 1903), desgleichen nahezu der ganze dritte Abſchnitt in der „Neuen Freien Preſſe“ (vom 7. Oktober 1903) veröffentlicht worden ſind.

Lebenserinnerungen

Das Geschlecht 1

Meine Voreltern waren jahrhundertelang am Niederrhein seßhaft: ein jüdisches Kaufmanns- und Gelehrtengeschlecht, in dem makellose Rechtlichkeit und eifriger Bildungsdrang zur Familientradition gehörten. Der Wohnsitz dieser meiner väterlichen Vorfahren war Emmerich, „seit undenklichen Zeiten", wie es in dem Privilegium heißt, das der Große Kurfürst am 1. Mai 1661 einem meiner Ahnen verliehen hat. Elia Gumpertz oder Gomperz, der Enkel des im Jahre 1600 zu Emmerich wohnhaften Salomon, zugleich der Großvater meines Urgroßvaters, war der finanzielle Berater und Helfer Friedrich Wilhelms, der ihm und den Seinen die dem jungen preußischen Staate geleisteten Dienste durch ungewöhnliche Gunst- und Vertrauensbeweise gelohnt hat. An einem Familienfest, der Hochzeit eines seiner Söhne (Koßmann), nahm der Erbprinz und spätere König Friedrich I. persönlich teil; ein andrer Sohn (Ruben) ist zum Obersteuereinnehmer der rheinischen Lande bestellt worden. Das von Elia zu Cleve gegründete Handelshaus, dessen Verbindungen sich nach Wien und Rom, nach Konstantinopel und Jerusalem, nach Kairo und Antiochien verzweigten, überlebte seinen Schöpfer († 1689). Den Gipfelpunkt des Gedeihens erreichte es unter Benedikt, dem Sohn der mit einem Vetter vermählten Tochter Elias, der 1721 das Bürgerrecht zu Nymwegen erworben hat. Er ward der geschäftliche Vertrauensmann der Generalstaaten; sein Bankhaus war weltbekannt; bedrückte Glaubensgenossen haben seinen Schutz aus weiter Ferne und nicht vergeblich angerufen. War es doch (wie ein kürzlich veröffentlichter Schriftenwechsel dartut) nicht zum mindesten seiner Fürsprache zu danken, daß die niederländische Regierung durch ihren Wiener Gesandten gegen die 1745 geplante Austreibung der böhmischen und mährisch-schlesischen Juden Vorstellungen erhob, die das drohende Unheil in der letzten Stunde abgewendet haben. Das Glück blieb dem hochgeachteten Kaufherrn nicht bis zum Ende treu. Vielleicht waren die Wirren, die im Laufe des österreichischen Erbfolgekriegs in Holland ausbrachen, am Niedergange seines Hauses schuld. Als er 1754 starb, bestand sein Vermögen zum größten Teil aus uneinbringlichen

Forderungen. So erklärt es sich, daß einer seiner Söhne, mein Großvater, zwei Jahrzehnte später zu Brünn in Mähren in einer untergeordneten Amtsstellung auftaucht, die er in der neugegründeten Tabakverwaltung (von 1776 bis 1803) einnahm. Er hinterließ ein sehr bescheidenes Vermögen und sechs Kinder, unter welchen mein Vater (Philipp 1782—1857) eines der jüngeren gewesen ist.

Zahlreich waren unter meinen Altvordern die Gottesgelehrten. Selbst eine Frau, Elias Gattin, Mirjam oder Marie († 1691) tat sich durch theologische Kenntnisse und deren geistvolle Beherrschung so sehr hervor, daß sie an öffentlichen Religionsdisputationen mit Ehren teilnehmen konnte. Aber auch die Brücke, die von der geistlichen zur weltlichen Wissenschaft führt, ist von älteren Familienangehörigen mehr als einmal beschritten worden. Zuerst, und zwar unter deutschen Juden überhaupt zum erstenmal von meines Großvaters Vetter (gleich diesem einem Urenkel Elias), dem 1723 zu Berlin geborenen A. S. Gumpertz, auch Aron Emmerich genannt. Ihn hatte der vermögliche Vater und die fromme Mutter der Gottesgelehrtheit gewidmet. Er aber zog es vor, sich an lateinisch geführten wissenschaftlichen Debatten der Schüler des Joachimsthaler Gymnasiums zu beteiligen, den Akademikern Maupertuis und Marquis d'Argens freiwillige Sekretärsdienste zu leisten, auf diesen und andern Wegen „wissensdurstig" (um mit Erich Schmidt zu sprechen) „eine extensive und intensive philosophische, mathematische, linguistische und belletristische Bildung", schließlich auch zu Frankfurt an der Oder 1750 den medizinischen Doktorgrad, von dem er keinen praktischen Gebrauch machte, durch die Dissertation de temperamentis zu erwerben. Auch an Gottscheds Streitigkeiten hat er tätigen Anteil genommen. Mit dem Leipziger literarischen Führer war er früh in Verbindung getreten. Der erste Brief des Zweiundzwanzigjährigen gedenkt seines „unersättlichen Verlangens von allen Wahrheiten deutliche und vollständige Begriffe zu erlangen". Er möchte sich den Charakter eines Philosophen „nach seinem eigentlichen griechischen Verstande" als „Freund der Weisheit" anmaßen. Die Hauptleistungen des Frühverstorbenen sind ein wenig umfangreicher, aber von Moses Mendelssohn lebhaft gepriesener Superkommentar zu einem der Kommentare des mittelalterlichen Enzyklopädisten Ibn Esra († 1167), und ein gleichfalls hebräisch geschriebener Ueberblick über alle Teile der Wissenschaft, ein kurzer Auszug aus einem unveröffentlicht gebliebenen umfassenden Werke. Die Bekanntschaft Lessings mit Mendelssohn scheint er vermittelt zu haben. Jedenfalls wurde er von beiden hochgeschätzt. Bekennt doch Mendelssohn, ihm

„Geſchmack an den Wiſſenſchaften und einige Anleitung“ (zumal in den modernen Sprachen, wie wir wiſſen) zu verdanken, während Leſſing dort, wo er ſeines Moſes Geiſt und Charakter in warmen Worten rühmt, zugleich Gumpertz „ihm an Eigenſchaften völlig gleich“ genannt hat.

Den Spuren ſeines älteren Verwandten folgte der 1749 zu Metz geborene, zuletzt als Bankbeamter zu Danzig wohnhafte Leon (nach ſeinem Uebertritt zur evangeliſchen Kirche Ludwig) Gomperz, der in ſeinen Mußeſtunden, wie Gödeke meldet, das „Studium der Alten und der Philoſophie“ trieb, unter den Schriftſtellern, die auf Friedrichs des Großen „De la littérature allemande“ erwiderten, nach Scherers Urteil „den glücklichſten Ton traf“ und von ſeinem königlichen Gegner einer freundlichen Antwort gewürdigt wurde. „Elles,“ ſo ſchrieb ihm Friedrich im Hinblick auf ſeine Lettres sur la langue et la littérature allemandes — „renferment des observations justes qui vous font honneur.“

Anziehende Charakterköpfe ſind die zwei engliſchen Familienmitglieder Benjamin (1779—1865) und Lewis († 1861) Gompertz. Der erſtere hat ſich ſchon im Knabenalter mit Newtons Schriften vertraut gemacht und an deſſen längſt überholten „Fluxionen“ allezeit mit pietätvollem Eigenſinn feſtgehalten. Er wird „der letzte Vertreter der alten engliſchen mathematiſchen Schule“ genannt. 1819 Mitglied der Königlichen Geſellſchaft, 1832 in ihren Aufſichtsrat berufen, 1821 Mitglied der aſtronomiſchen Geſellſchaft, genoß er beträchtliches Anſehen, obgleich ſeine und eines Freundes aſtronomiſche Hauptarbeit, deren wichtigſte Ergebniſſe von Beſſel vorweggenommen waren, unveröffentlicht geblieben iſt. Die Theorie des Verſicherungsweſens hat er durch ein nach ihm benanntes Sterblichkeitsgeſetz bereichert. War Benjamin gleich ſeinem Schwager, dem bekannten Philanthropen Sir Moſes Montefiore, ein eifriger Förderer von Wohltätigkeitsanſtalten, für die er auch einen zweckdienlichen Aktionsplan ausarbeitete, ſo hat ſein jüngſter Bruder Lewis die Humanität auf die Tierwelt ausgedehnt. Sein Buch Moral inquiries on the situation of men and brutes präludierte der 1824 erfolgten Gründung des erſten Tierſchutzvereins, in welchem er ſelbſt als honorary secretary eine leitende Stellung einnahm. Man behauptet, daß nach ſeinem Ausſcheiden die Tätigkeit des Vereins erlahmt ſei. Seine Tierfreundlichkeit, die ihm den Vorwurf des Pythagoreismus und der Feindſchaft gegen das Chriſtentum eintrug, hat ihn zum extremen Vegetarier gemacht, der auch den Genuß tieriſcher Produkte wie Milch und Eier mied und ſich ſelbſt nicht von Tieren ziehen laſſen wollte. Deren Schonung bezweckten auch einige ſeiner zahlreichen

mechanischen Erfindungen, die zum Teil freilich „mehr geistreich als praktisch“ heißen.

Meinen väterlichen Großvater, L. B. Gomperz († 1811), habe ich nicht mehr gekannt. Auch scheint er, von der ungewöhnlichen Lebenskraft und Lebensfrische, die ihn zu einem allzeit heiteren Gesellschafter machte und ihm bis an sein spätes Ende — angeblich im Alter von 104 Jahren — treu blieb, und von seiner reichen Sprachkenntnis abgesehen, wenig Bemerkenswertes besessen zu haben. Ganz anders mein mütterlicher Großvater! Zu ihm, mit dem mich zahlreiche Erinnerungen verknüpfen, blicke ich noch heute voll Liebe und Ehrfurcht empor.

Einem männlicheren Mann, als Lazar Auspitz es war (1772—1853), bin ich in meinem nunmehr schon recht langen Leben nicht begegnet. Wuchtig wie seine gedrungene Gestalt, wie seine massiven Gesichtszüge war sein ganzes Wesen: die Kraft seines Willens, sein Unabhängigkeitssinn, die Selbständigkeit seines Urteils. Dem kynisch-stoischen Ideal der „Wahnfreiheit“ stand er so nahe als möglich. Allem Vorurteil, allem Konventionalismus, aller Eitelkeit („falsche Glanzsucht“ nennt er sie in einem Briefe) war er fremd und feindlich. Nur auf das Wesentliche war sein Sinn gerichtet, mit schwerem, oft mit schroffem Ernst und mit heftiger, auch unduldsamer Abneigung gegen die Vertreter jedes Scheinwesens. Unverbrüchlich treu war er der Maxime, die er von seinem väterlichen Großvater empfangen hatte: niemals zu lügen, aber freilich auch nicht jedem und zu jeder Zeit alles zu offenbaren. Was er als unheilsam erkannt hatte, rottete er mitleidlos in sich aus und bekämpfte es unablässig und mit unnachsichtiger Strenge bei seinen Nächsten: von moralischen Gebrechen angefangen bis zu den kleinen Mängeln des Gehabens, der Haltung, der Kleidung herab. Einen seiner Enkel ermahnt er, „selbst auf eigne Fehltritte immerwährend“ zu achten, „sich nicht täuschende Verzeihungen“ zu gestatten. Ordnung und Reinlichkeit waren sein Lebenselement. Ihr Stempel war seiner Persönlichkeit und allem, was zu ihr gehörte, aufgedrückt: seinen Geschäftsbüchern nicht minder als den weiten, behaglich eingerichteten Wohnräumen, die sein Geschmack allzeit bevorzugte. In ihnen, die der Lichtfreund mit verschwenderischer Helligkeit auszustatten liebte, pflegte er des Abends sinnend, mit rückwärts gekreuzten Armen, zu luftwandeln. War er doch ein einsamer Mann geworden. Zu 18 Jahren verheiratet, zu 24 geschieden von einer körperlich und geistig auszeichnend zarten Frau, die ihm zwei Kinder gebar, aber durch Kränklichkeit religiöser Exaltation das Zusammenleben unmöglich machte, überlebte er

seine zweite Gattin, mit der er in kinderloser Ehe verbunden war, um viele Jahre. Sein einziger Sohn war nach Wien übergesiedelt und hatte dort ein noch heute blühendes Geschäftshaus gegründet. All sein Sinnen und Trachten gehörte nunmehr der in seiner Nähe verbliebenen Tochter und deren Kindern. Er nahm an ihrer Erziehung tätigen Anteil, indem die für eine kaufmännische Laufbahn bestimmten aus dem Elternhause zu ihm gleichsam in die Lehre gegeben wurden, um durch seine Unterweisung nicht minder als durch sein Beispiel gefördert zu werden. Anstatt des Wollenhandels, den er in großem Maßstabe, als der erste auch nach England, getrieben hatte, wandte er sich in vorgerückten Jahren der Tucherzeugung zu und begann mit einer achtpferdigen Dampfmaschine, einem Meister und einem Häuflein von Arbeitern einen Betrieb, den er für zwei seiner Enkel einrichtete und der unter ihrer Leitung im Laufe der Zeit zu einem sehr ansehnlichen Fabrikswesen (L. Auspitz Enkel) herangewachsen ist.

Da es ihm an einem umfassenden öffentlichen Wirkungskreis gebrach, so konnte er seine Eigenart nur in den privaten Lebensbeziehungen ausprägen. Er tat es im Sinn und Geist der Aufklärungsepoche, deren echtbürtiger Sohn er war. Mit allem religiösen Ritual und Zeremoniell hatte er vollständig gebrochen. Wenn er, was selten genug geschah, in der Synagoge erschien, so lag statt eines Gebetbuches eine Naturlehre vor ihm aufgeschlagen. „In 15 bis 20 Jahren," so hoffte der greise Sanguiniker im Frühling 1849, werden die „Formen des Judentums vernichtet" und dieses „in sittliche Bildung, freilich mit weniger Pfäffigkeit," aufgegangen sein. Zu seiner Lieblingslektüre gehörte Lucian in Wielands Uebertragung. Das Revolutionsjahr erweckte auch seine politische Leidenschaft; die Sympathien des Fünfundsiebzigjährigen gehörten den Studenten der Aula. Erst als die Zeit der Ernüchterung begonnen hatte, erklärte er, daß „beide Parteien, gleich ungerecht, keine Teilnahme verdienen". Ohne an eine Republik zu denken, war er seinem innersten Wesen nach Republikaner. Sich vor niemandem zu beugen, um niemandes Gunst zu werben, war tief in seiner Natur begründet. Als ich als Achtzehnjähriger ihm von meiner Zukunftsaussicht sprach, dereinst an einer Universität zu lehren, erhob er den nach seiner Meinung entscheidenden Einwand: „Dann mußt du aber zu Neujahr vor deinem Minister ein ‚Buckerl' (Bückling) machen." Einen reichgewordenen Verwandten, der nach Gutsbesitz und Adel strebte, ermahnte er dringend, innerhalb seiner natürlichen Sphäre zu bleiben, eine Mahnung, die in die markigen, wenn auch ungelenken Worte ausklingt: „Werden Sie Ihre Kinder mit Bekanntmachung großer Bedürfnisse

beglücken?" Stolz war er auf den ihm verliehenen Bürgerbrief, und gern fügte er seinem Namen bei feierlichen Anlässen das Prädikat „Bürger von Brünn" hinzu. Ihm habe ich ein paar Gedenkverse gewidmet, die für sein Grab bestimmt waren und, wie ich noch heute glaube, die Umrisse seines Bildes treulich zeichnen:

„Ein Freund des Lichts, ein Fels des Rechtes,
Der Gleißnerei und Lüge feind;
Schutzgeist und Gründer des Geschlechtes,
Das hier an seinem Grabe weint."

An makelloser Ehrenhaftigkeit und an zärtlicher Fürsorge für den Familiennachwuchs meinem mütterlichen Großvater gleich, sonst aber in vielen Stücken sein genaues Widerspiel, war mein Onkel Emmanuel (1772—1844), der unvermählte ältere Bruder meines Vaters, der in unsrer nächsten Nachbarschaft mit zwei gleichfalls unverheirateten Schwestern Haus hielt. Der Zwang der Umstände hatte auch ihn zum Kaufmann gemacht, zu einem Kaufmann wider Willen und mit mäßigem Erfolge. Wenn er, ein Aktenbündel unter dem Arm, lebhaft gestikulierend, auch laut vor sich hin sprechend, von seinem treuen Hündchen gefolgt, dem „Landhaus" zuschritt, da mußte man den zerstreuten Mann mit den gedankenvollen Zügen für einen Gelehrten halten. Auch waren das seine liebsten Gänge. Da galt es entweder die Abstellung eines Unrechts zu erwirken, das einem Glaubensgenossen widerfahren war, oder einen Mißbrauch zu rügen, der sich in die Verwaltung der ansehnlichen Stiftung eines Verwandten (Eskeles) eingeschlichen hatte, zu deren Kurator er bestellt war. Einen Federkrieg mit den Beamten des „Guberniums" führte er gar zu gerne. Denn auf seine Fähigkeit der Darstellung in Schrift und Rede tat er sich mit Recht etwas zugute. Seine Briefe, auch französisch geschriebene, besitzen künstlerische Abrundung; einzelne von ihnen glänzen durch Witz und überraschende Wendungen, gleichwie sie kalligraphische Meisterstücke sind. Denn dem schönen Schein war er nicht völlig abhold. Seine Kanzlei glich einigermaßen einem Raritätenkabinett. Da fehlte es nicht an Türkenköpfen, die mit Bindfaden umwunden waren, und an buntfarbig herausgeputzten Briefbeschwerern. Scharfe Beobachter wollten behaupten, daß die zwei an stattlichen Pulten wenig beschäftigten Schreiber und der im Vorzimmer zumeist schlummernde Kanzleidiener gleichfalls vorwiegend dekorative Bedeutung besaßen. Dieser Zug zum Aeußerlichen oder Spielerischen verband den greisen Oheim nur noch um so enger mit uns Kindern. Ueberdies war er ganz eigentlich unser maître de plaisir. Da gab es kein Konzert, kein

Zaubertheater, keine Taschenspielervorstellung, zu der er uns nicht geladen hätte. Bei ihm, dem Weltmann der Familie, sprachen zuweilen auch fremde Virtuosen vor, wie das liebliche musikalische Wunderkind Sophie Bohrer oder der erstaunliche Gedächtniskünstler Hirsch Dänemark. Auch in die Mysterien der Politik wurde ich in seinem Hause eingeweiht, teils durch die von ihm gehaltenen, damals allein erlaubten Zeitungen, den „Oesterreichischen Beobachter" und die „Augsburger Allgemeine", teils dadurch, daß ich dem ernsten Männergespräch lauschen durfte, welches die Pausen des allabendlich betriebenen Tarockspiels ausfüllte. Dieses verbreitete sich über die Tagesereignisse, über Cabrera und Espartero, über die syrische Frage und Mehemed Ali, über Somnambulismus und den Wasserheilkünstler Prießnitz, nicht am wenigsten über die große Frage der Eisenbahnen und ihres noch sehr eifrig bestrittenen Nutzens, gegen welchen man den Ruin der Fuhrleute und Landwirtshäuser gar ernstlich ins Feld führte. Den Widerpart meines bedächtigen Oheims bildete der heißblütige, für alle Neuerungen empfängliche, in der Debatte sich überstürzende „Landrat" Baumann (1782—1867, der Großvater des Afrikareisenden dieses Namens), ein Mann von vornehmer Erscheinung und vornehmem Wesen, dessen durch ihre Mutter mit uns nahe verwandte Söhne unsre frühesten Spielgenossen waren.

Ihr und unser Hauptspiel- und Tummelplatz war ein weitausgedehnter, parkähnlicher Garten. Das Vorstadthaus, zu dem er gehörte, war das Eigentum unsers guten Onkels und, gleich andern seiner Liegenschaften, zumeist von armen Leuten bewohnt, die den Mietzins entrichteten, wenn und wann es ihnen beliebte. Aber der ertragloſe Besitz hat reiche Frucht gebracht. Der „Biegmannsche Garten" war, zumal für uns Jüngere, eine unversiegliche Quelle des Genusses, des Entzückens, der Kräftigung und Erfrischung. Längst ist der herrliche Gartengrund zerstückt und verbaut worden. Aber sein Andenken sei mir gesegnet! Das Kastanienrund, nahe am Eingang, wo wir Ball schlugen und Blindekuh spielten, das Lusthaus am Mühlbach, wo wir Unterricht genossen, die Mittellaube mit dem Kegelspiel, die zwei mit Algen bedeckten Wasserbecken, der Birnbaum, in dessen Geäst sitzend ich Campes „Entdeckung Amerikas" las, das sonnige Pfirsichspalier am Grenzzaun, wo sich wie sonst nirgends sinnen und träumen ließ — alles war ein Sitz des Frohsinns, der Gesundheit, geselliger und, was mir noch mehr galt, einsamer Freude. Ein so intensives Lebensgefühl habe ich, außer etwa auf Gletscherwanderungen, niemals wieder verspürt. Unbeschreiblich ist, was ich empfand, als ich dort das erste bedeutende

Buch, das mir in die Hände fiel, Herders „Ideen", las und in den dadurch geweckten Gedanken ſchwelgte. An ſchönen Sommerabenden vereinigte der Garten die ganze Familie, mit deren Hauptperſonen ich den Leſer dieſer Aufzeichnungen nunmehr bekannt zu machen habe.*)

2 Das Elternhaus

Die Seele unſers Hauſes war die Mutter (1792—1881): eine ſorglich wachende, raſtlos ſchaffende, lautlos waltende Seele. Doch wer von ſeiner Mutter ſpricht, wie es ihm ums Herz iſt, den trifft leicht der Verdacht parteiiſchen Ueberſchwanges. Darum will ich ſtatt zu urteilen lieber berichten.

Ich bin als das jüngſte von zehn Geſchwiſtern zur Welt gekommen (1832). Die zwei älteſten waren früh verſtorben, ſo daß wir unſer acht (drei Schweſtern und fünf Brüder) zuſammen aufgewachſen ſind. Solch eine Kinderſchar zu hüten, zu pflegen, zu bilden war nichts Leichtes. Unſre Eltern löſten die Aufgabe durch aufopfernde Hingebung und — was ſich dem Rückſchauenden mit überraſchender Deutlichkeit offenbart — durch ſtrenge Unterſcheidung des Weſentlichen vom Unweſentlichen. Die wirtſchaftliche Lage der Familie war mäßiger, langſam wachſender Wohlſtand, ein Wachstum, dem es auch an Rückſchlägen nicht gefehlt hat. Dieſe waren das Werk der Handelskriſen, die ihre Wellen auch in das entlegene Mähren warfen und in Stadt und Land Fallimente von Fabriks-

*) Ueber Elia vergl. Waſſenbergs Embrica, Cleve 1667, S. 262; König, Annalen der Juden in den preußiſchen Staaten, Berlin 1790, S. 85; Memoiren der Glückel von Hameln, herausgegeben von D. Kaufmann, Frankfurt a. M. 1896, S. 144 ff., S. 214 und Einleitung S. XLII. Ueber ſeinen Sohn Ruben ſ. D. Kaufmann, Urkundliches aus dem Leben Samſon Wertheimers, Wien 1892, S. 6—59; über Benedict vergl. D. Kaufmann, Barthold Dowe Burmania in Feſtſchrift für H. Graetz, Breslau 1887, und Monatsſchrift ſ. Geſchichte und Wiſſenſchaft des Judentums 1894, S. 325. Ueber A. S. Gumpertz L. Geiger in der Deutſchen Biographie X, 121. Desſelben: Geſchichte der Juden in Berlin, I, 65 ff. L. Landshut in der Zeitſchrift „Die Gegenwart", Berlin 1867, S. 318 ff.; Danzel, Gottſched und ſeine Zeit, Leipzig 1848, S. 333 ff.; Erich Schmidt, Leſſing I, 131 und 138; Gödeke, Grundriß IV, 1² 160; über Leon Gomperz Gödeke a. a. O. 167, Erich Schmidt a. a. O. II, 768, und Scherer, Deutſche Literaturgeſchichte ¹ S. 518. Ueber die zwei engliſchen Familienmitglieder vergl. Dictionary of National Biography, XXII, p. 105.

unternehmungen herbeiführten, deren Bankier mein Vater war. Da gab es denn Zeiten angstvoller Sorge, die man auch in der Kinderstube spürte. Die allgemeine Lebensführung war aber immer dieselbe, die denkbar einfachste. So betrat man unsre Wohnung (in dem Eckhause der Brünnergasse, das einst der exilierte Freiherr v. Stein bewohnt hatte) von der Küche aus, durch das Dienstbotenzimmer und ein Gewirr kleiner Gänge, die einen Lichthof umsäumten; nur bei festlichen Anlässen ward eine Tür geöffnet, die aus dem Hausflur in das Speise- und Empfangszimmer führte. Ein Teil der Kinder ward im Oberstock geborgen, zeitweilig auch in einer Nebenwohnung, die vorher und nachher Handwerker des bescheidensten Schlages aufnahm. Für unsern Unterricht aber war in ausgiebigstem Maße gesorgt. In erstaunlich ausgiebigem Maße. Denn schlechterdings kein verfügbares Bildungsmittel ist ungenutzt geblieben: nicht der Zeichenunterricht, der selbst heute nicht allgemeine Verwendung findet, nicht die soeben erst von einem Ausländer begründete Turnschule, nicht der einzige damals in Brünn vorfindliche englische Sprachmeister, den in der Tat erst unser Erzieher aufgespürt und aus dem Kellermeister eines durch ein Liebesabenteuer dahin verschlagenen exzentrischen Engländers zum Sprachlehrer gemacht hat.

Den Aufwand trug der Vater ohne Murren; aber der Anstoß ist zumeist von der Mutter ausgegangen. Und doch, wer konnte es ihr verdenken, hätte sie den Bildungsluxus weit hinter den Notbedarf des Tages gestellt, der so viel von ihrer Kraft in Anspruch nahm. Galt es doch die Verwaltung eines Hauswesens — vom Brotbacken angefangen bis zu Badereisen und den Anforderungen der Geselligkeit —, das mit Einschluß des Erziehers und der Erzieherin zwölf, mit Einrechnung der Dienstleute 15 bis 16 Personen umfaßte. Alles lenkte ihre sichere Hand, aber wie mit unsichtbaren Fäden. Die akute Hausfrauenkrankheit der „Szenen" blieb uns ebenso unbekannt wie die chronische nörgelnder Reglementiersucht. Nichts geschah mit vielen und großen Worten, selbst das Außerordentliche nicht, wie da sich meine Mutter mit einem von der Cholera befallenen Dienstmädchen abschloß, um es zu pflegen. Der Wirtschaftsweise glich die Art der Erziehung. Stetige Ruhe, feste Güte, die Macht des Beispiels waren der ganze Erziehungsapparat. Von Strafen war kaum jemals die Rede, aber auch Liebkosungen wurden höchstens den Mädchen, jedoch nur als ein seltener und darum lebhaft begehrter Lohn zuteil. Den Schatten all dieses Lichtes bildete eine gewisse, die zutrauliche Annäherung erschwerende Scheu und eine Atmosphäre von, ich möchte

sagen: weltlichem Puritanismus, welche die Herbigkeit des erst spät gemilderten mütterlichen Ernstes um sich verbreitete.

Wie erfrischend wirkte da oftmals das helle, schütternde Lachen meines Vaters! Es war das einer der heitersten Menschen und zugleich einer der bedürfnislosesten. Die Exuberanz der Lebensgeister machte ihm fast jede Anregung und Erholung entbehrlich. Wenn wir andern an schönen Sonntagnachmittagen aufs Land fuhren oder gingen, blieb er in seiner Schreibstube sitzen und musterte mit seinen hervorstehenden, hochgradig kurzsichtigen Augen Briefschaften und Rechnungen. Ein abendlicher Gang durch die Straßen, ein Gespräch mit der Tabakfrau und ein paar Bekannten oder auch Fremden — er selbst war eine stadtbekannte Persönlichkeit —, höchstens ein Kartenspiel zu zweien genügte ihm vollauf. Er übersprudelte von lustigen Einfällen und von Anekdoten. Dieser Hochflut der Lebensgeister folgte mitunter freilich eine Ebbe: Epochen der Verdüsterung und krankhaft gesteigerter Empfindlichkeit. Doch das waren Ausnahmen, die erst im Greisenalter häufiger wurden. Von ernsten Krankheiten ist mein Vater zeitleibens verschont geblieben. Ergriff ihn ein Unwohlsein, so pflegte er einen langen Schlaf zu tun und gesundet zu erwachen. An einem Hochsommertage seines 76. Lebensjahres stürzte er plötzlich zusammen und war tot. Er war der fürsorglichste Familienvater und genoß ob seiner Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit allgemeine Achtung. Die letztere zu betätigen bot ihm wie seinem Bruder die gedrückte Lage seiner Glaubensgenossen reichen Anlaß. Hat doch sein Fürwort beim „Gouverneur" der Provinz nicht selten zur Beseitigung eines Unrechts oder Mißbrauches geführt. Bei hoch und niedrig erfreute er sich gleichen Ansehens. Bauern der Umgegend überguden ihm ihre Ersparnisse, die er zu ihrem Nutzen verwaltete, und bezeigten ihren Dank durch die gelegentliche Darbringung ihrer ländlichen Erzeugnisse.

An der Spitze der Geschwister stand nicht nur dem Alter nach diejenige, die als Josephine von Wertheimstein (1820—1894) weitbekannt und viel gefeiert worden ist. Sie galt als das schönste Mädchen Brünns und ragte auch unter Wienerinnen durch Liebreiz, Liebenswürdigkeit und noch weit gewichtigere Vorzüge hervor. Ein fremder Schriftsteller, der Wien in den fünfziger Jahren besuchte, Saint-Rene Taillandier, hat sie einmal in der Revue des deux mondes „une reine poétique de la société viennoise" genannt. In ihrem Hause haben Künstler und Schriftsteller ersten Ranges, einheimische Staatsmänner und fremde Diplomaten gern verkehrt. Aber auch als Mädchen im Kreise der Ihrigen war sie

Königin. Mit abgöttischer Liebe hing alles an ihr, vom greisen Großvater bis zu den jüngsten Geschwistern. Welcher Jubel, wenn wir die von einem längeren Winterbesuch in Wien Rückkehrende wieder auf der letzten Poststation begrüßen konnten! Welch ein Fest, wenn wir, rings um sie geschart, der wohllautenden Stimme lauschen durften, die uns eine Erzählung von Christoph Schmid, „Rosa von Tannenburg" oder „Heinrich von Eichenfels", vortrug. Doch sie zu preisen oder zu verherrlichen ist nicht die Aufgabe des Bruders. Eher möchte ich es versuchen, den Kern ihrer Eigenart mit wenigen Worten zu erfassen. Ihr ganzes Sein, all ihr Tun und Lassen war von Schönheit durchtränkt, von Schönheitssinn durchdrungen. Alles Häßliche, Niedrige, Gemeine stieß sie aufs heftigste zurück. Jegliches, woran sie Hand anlegte, von der Anordnung einer Festlichkeit angefangen bis zu den Minutien der Kleidung, bis zu jeder Körperbewegung und Gebärde, auch der völlig unbeobachteten, war in Schönheit getaucht. Das zweite, was sie kennzeichnete, war die Stärke und Ursprünglichkeit, mit welcher sie äußere Eindrücke beantwortete. Jedes Ereignis, jede Persönlichkeit, jede Landschaft, jedes Kunst- oder Literaturwerk rief in ihr einen starken und nachhaltigen Widerhall hervor. Niemals blieb sie gleichgültig oder unsicher; jedes flaue Urteil, jedes laue Empfinden war ihr fremd. Diese zwei Grundzüge ihres Wesens sind bisweilen in Widerstreit geraten. Ihre reizbare Empfänglichkeit mußte sie gelegentlich aufbrausen, mitunter auch ungerecht werden lassen. Da trat alsbald der ihrem Feinsinn entquellende Rückschlag ein, der das verletzte Ebenmaß wiederhergestellt und sie zur kaum überschrittenen Schönheitslinie rasch zurückgeführt hat. Auch war der Untergrund von Güte in ihr zu mächtig, um jemals von einer aus persönlichen Gründen fließenden Bitterkeit dauernd überflutet zu werden. Der seltsamste Widerspruch ihrer Natur war aber dieser: so bestimmt und lebhaft ihre Eindrücke, so kräftig ihre Zu- und Abneigungen waren, sobald es ans Handeln ging, bemächtigte sich Zögern und Unschlüssigkeit ihrer Seele, in entscheidenden Lebensfragen nicht minder als in den Kleinigkeiten des Alltags. Die Kraft ihres Wollens war der Tiefe ihres Gemütes und dem Reichtum ihres Geistes nicht ebenbürtig. So waren denn Zaudersucht, Entschlußlosigkeit und mangelnde Pünktlichkeit ihre Hauptgebrechen — Gebrechen, die ich nicht zu beschönigen wünsche, die aber im großen und ganzen vielleicht mehr Nutzen als Schaden gestiftet und sich im Haushalt ebendieser Individualität als heilsame Gegengifte erwiesen haben. Sie bewahrten ihren Lebensweg vor den Irrgängen leidenschaftlichen Ungestüms; sie umgaben das Feuer ihres Wesens wie

mit einem dämpfenden Schleier; ja selbst ihrer Anmut hat der Beisatz von Lässigkeit einen sie steigernden, sanften und fesselnden Reiz verliehen.

Was von künstlerischer Begabung in meiner Schwester gleichsam schlummerte, das ist erst in ihren Kindern, in ihrer Tochter Franzi und in ihrem Sohn Karl, einem im 19. Lebensjahr plötzlich dahingerafften hoffnungsvollen Bildhauer, zur Entfaltung gelangt. Sie selbst besaß das feinste Kunstgefühl, entbehrte aber der schöpferischen Kraft, wenn sie gleich die Lust und die Qual ihres Herzens, zumal den bittern und nagenden Mutterschmerz ihrer späten Jahre, in ergreifenden Gedichten auszuströmen liebte und ein Novellenbruchstück hinterlassen hat, das Selbsterlebtes mit erstaunlicher Anschaulichkeit schildert. Aber daß ein so geartetes Wesen dem Heim, in dem sie aufwuchs, Elemente wie von reicherer Geselligkeit so auch von künstlerischer Bildung zuführen mußte, ist selbstverständlich.

Die wissenschaftliche Bildung ward uns zuerst durch einen Erzieher vermittelt, dessen bizarren Charakterkopf nur der Stift eines Humoristen angemessen zu zeichnen vermöchte. Dr. Ludwig Brisker (1805—1879) war einer jener altösterreichischen Autodidakten, die sich mühsam das erarbeiteten, was anderwärts mit weit größerer Leichtigkeit zu gewinnen war, die sich aber eine Vielseitigkeit und Originalität bewahrt haben, welche der streng umhegten, in gebahnten Geleisen dahinrollenden Fachbildung nur allzuoft versagt sind. Weltfremd, zerstreut, in seiner Erscheinung vernachlässigt, einigermaßen linkisch und schüchtern, mochte er an das Professoren-Zerrbild manch eines Witzblattes erinnern. In allen Wissenszweigen war er heimisch und als Lehrer überall auf weitgehende Vereinfachung und Ausscheidung alles Unwesentlichen bedacht. Dieses auch in zwei von ihm verfaßten mathematischen Lehrbüchern bekundete Bemühen hat ein strenger, aber achtungsvoller Beurteiler derselben (Hermann Bonitz*) mit den Worten anerkannt: „Dem Streben nach möglichster Beschränkung auf das Notwendige ... kann (ich) im allgemeinen nur beistimmen." Bis ins Greisenalter erweiterte er den Umfang seines Wissens; erst in vorgerückten Jahren erwarb er, der keine Universität besucht hatte, den philosophischen Doktorgrad; und noch später eignete er sich Kenntnisse, so in den beschreibenden Naturwissenschaften, an, die ihm von Haus aus fremd gewesen waren. Den Erzieherberuf übte er mit strengster Gewissenhaftigkeit, mit der Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit, vielleicht mit etwas mehr von salbungsvollem Weichmut, als seinen Zöglingen frommte. Seine Bildung

*) In der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1850, S. 79 ff.

wurzelte ganz und gar im deutſchen Idealismus des klaſſiſchen Zeitalters. Sein Abgott war Schiller, während er Goethes Weit- und Weltſinn gerecht zu werden nicht vermochte. Doch war er nicht mehr Schiller- als bibelfeſt; zumal mit Ausſprüchen der Propheten liebte er ſeine pädagogiſchen Ermahnungen zu würzen. Immer urſprünglich und eigentümlich, befand er ſich mit den herrſchenden Strömungen ſelten im Einklang und überraſchte oft durch paradoxe, aber bisweilen des Tiefblicks nicht ermangelnde Urteile. So erkannte er frühzeitig die Gefahren des Nationalitätenſtreites und äußerte Befürchtungen für den deutſchen Charakter Wiens, allerdings in der barocken Form der Vorherſage, die Reichshauptſtadt werde in nationale Viertel zerlegt werden. Mitten in dem allgemeinen Jubel über die deutſchen Siege des Jahres 1870 hegte er ſchwere Zukunftsſorgen. „Das Deutſchland Bismarcks," ſo pflegte er in jenem Sommer zu klagen, „wird nicht mehr dem Deutſchland Schillers gleichen." Daß er trotzdem die Bedeutung und Tragweite der Dinge vielfach irrig ſchätzte, daß ſeine Empfindlichkeit ihn oft zu unbilligen Urteilen verleitete, daß er Gefahren oder Beleidigungen dort witterte, wo ſie nicht vorhanden waren, all das verſteht ſich von ſelbſt bei einem Manne, der in mancher Rückſicht zeitlebens ein Kind geblieben iſt, in welchem die Intenſität des Gemütslebens ungleich größer war als die Gabe ſcharfer Beobachtung. Als ich einmal eine Nacht mit ihm in der damals offenen Schutzhütte des Gamskarkogels bei Gaſtein verbrachte, ſtörte er meine und unſrer Genoſſen Ruhe durch unaufhörliches Trommeln auf einem Brette. Auf unſre Frage, was das zu bedeuten habe, erwiderte er, es gelte die Füchſe zu verſcheuchen, welche durch die Reſte unſrer Mahlzeit herbeigelockt werden könnten. Solche imaginäre Füchſe iſt er wohl mehr als einmal im Leben abzuwehren bemüht geweſen!

Als er unſer Haus verließ, in welchem er anderthalb Jahrzehnte geweilt hatte, um in Wien eine Lehranſtalt zu gründen, zählte ich erſt elf Jahre. Meinen Unterricht leitete vom darauffolgenden Jahre ab, neben den Profeſſoren des Gymnaſiums, hauptſächlich ein Chorherr des Auguſtinerſtiftes zu Alt-Brünn, Thomas Franz Bratranek, deſſen Andenken ich mit tiefſter Dankbarkeit hege. Auch er (1815—1884) war gleich Brisker ein univerſeller Autodidakt, der zuerſt am Lemberger, dann am Brünner Lyzeum Philoſophie gelehrt und ſpäterhin als Profeſſor der Germaniſtik an der Krakauer Univerſität gewirkt hat. Er war der Verfaſſer einer „Aeſthetik der Pflanzenwelt", der ſeine reichen botaniſchen Kenntniſſe zugute kamen, während ihre allzu blumenreiche Sprache, ein altöſterreichiſcher Erbfehler,

ihrer Genießbarkeit Eintrag tut. In seiner Krakauer Zeit hat er, dank seiner freundschaftlichen Verbindung mit Ottilie v. Goethe, ungedruckte Korrespondenzen des Altmeisters veröffentlicht, eingeleitet und erläutert. Auch seine kleine Schrift „Zwei Polen in Weimar" bietet einen anziehenden Beitrag zur Goethe-Literatur. Vielleicht sein Bestes ist ein Miniaturschriftchen, die aus einem an unserm Teetisch entbrannten Meinungsstreit erwachsene Bilderreihe, die den Titel führt: „Was ist die Ruh'?"

So befremdlich es klingen mag, das „Königskloster" genannte Augustinerstift zu Brünn ist ein Herd der Aufklärung, ein Sitz des freigeistigen Jung-Hegeltums gewesen. Vor Bratranek hat sein Ordensbruder und Vorgänger im Lehramt, Mathäus Klácel, über den ich fast nur vom Hörensagen berichten kann, dieselbe Richtung eingehalten. Es war das eine urkräftige Natur, eine beleibte Silenengestalt, von sokratischem Gepräge, auch darin, daß er die begabtesten unter den jungen Leuten mächtig anzuziehen und dauernd zu fesseln verstand. Klácel hat den Widerstreit zwischen seinem geistlichen Amte und seiner freigeistigen Denkart ernster genommen und tiefer empfunden als Bratranek. So entwich er denn der klösterlichen Zucht und beschloß seine Tage in Nordamerika als Herausgeber einer tschechisch geschriebenen Zeitschrift. Auch Bratranek hatte Anwandlungen von Freiheitssehnsucht. Eine Flucht aus dem Kloster war einmal im Einverständnis mit der Goetheschen Familie, die ihm ihren Schutz verhieß, geplant; aber im entscheidenden Augenblick versagte ihm der Mut. Ich möchte darum nicht von Charakterlosigkeit sprechen. Höchstens von mangelnder Charakterstärke. Er war eben nicht stark genug, die frühzeitig, lange vor dem Abschluß seiner inneren Entwicklung geknüpften Bande rechtzeitig zu lösen. Er mochte fühlen, daß seine weitschichtige, aber eines festen Mittelpunkts entratende Polyhistorie ihn zu einer Universitätslaufbahn außer der Heimat nicht vollauf befähigte. Seine beschauliche Natur widerstrebte dem harten Kampf ums Dasein. Auch brauchte er im Kloster, das ihm ein bescheidenes, aber sicheres Asyl bot, nicht eben zu heucheln, da niemand, gewiß nicht der hochgebildete und mild gesinnte Prälat Cyrill Nap, von ihm die Kundgebung streng kirchlicher Gesinnung heischte. Schließlich hat er als Hochschullehrer zu Krakau weitgehende Freiheit genossen und sich gegen das Ende seiner Laufbahn säkularisieren lassen, so daß dem von allen geistlichen und Ordenspflichten Entbundenen das klösterliche Heim nur mehr eine liebe Wohnstätte gewesen ist.

Trotz alledem ging ein Riß durch sein Wesen. Und das vornehmste Mittel, diesen Riß nicht zu heilen, aber zu verdecken, war die Ironie samt ihrer Gehilfin, der Dialektik, die der weltläufige, nicht aller Gefallsucht ermangelnde Priester mit blendender Virtuosität zu handhaben liebte. Die Rolle, welche diese Geistesverfassung im Leben mancher Romantiker gespielt hat, ist mir an Bratraneks Beispiel mit leibhafter Deutlichkeit vor Augen getreten. Da er sich selbst und die Stellung, die er im bürgerlichen Leben einnahm, nicht ernst nehmen konnte, ohne schwer zu leiden, ist ihm die ironische Selbst- und Weltbetrachtung zur zweiten Natur geworden.

Doch nicht diese Seite seines Wesens hat mich oder die Meinigen beeinflußt. Weit wichtiger war es, daß sein Umgang und auch seine Büchersammlung uns mit Schleiermacher und Hegel, mit Strauß, Feuerbach und Daumer bekannt und vertraut gemacht hat. Ich weiß nicht, von wem der Ausspruch herrührt, jedem, der sich zur Aufklärung durchgerungen, müsse irgend jemand den Star gestochen haben. Das tat in meinem Falle Bratranek. Mein Bruch mit den religiösen Observanzen, an denen ich vorher, hierin dem Vater folgend, beinahe mit Fanatismus festgehalten hatte, fällt in mein dreizehntes Lebensjahr. Welche andre Einflüsse dabei mitwirkten, vermag ich, von dem großväterlichen Beispiel abgesehen, nicht mehr genau zu sagen. Natürlich wurden die Schriftsteller des sogenannten jungen Deutschland auch in meiner Vaterstadt gelesen. Allein Bratranek war es, dessen Unterricht mich begeistert, der mir zuerst weite Horizonte eröffnet und mich in philosophisches Denken eingeweiht hat, obgleich ich der von ihm gehegten Lehre von allem Anfang an mißtrauisch gegenüberstand. Denn der Willkür der Hegelschen Konstruktionen ward ich sofort inne, vor allem in der Geschichtsphilosophie, die einen stufenweisen Fortschritt auch dort voraussetzt, wo keinerlei äußerer Zusammenhang, keine Einwirkung der früheren auf die späteren Glieder der Fortschrittsreihe nachweisbar ist oder auch nur vermutet wird.

Wenig bedeutete mir neben des geistreichen Bratranek Unterweisung der Unterricht im Gymnasium, dem ich zwei Jahre lang als Privat-, dann (1843/44—1846/47) als öffentlicher Schüler angehörte. Ueber diese Anstalt, ihren Lehrplan und ihre Lehrer habe ich in meinem „Nachruf" an „Hermann Bonitz"*) mit einiger Ausführlichkeit gehandelt. So wenig ich ihr zu verdanken glaube, ein Lob möchte ich ihr nicht versagen. Wir

*) „Hermann Bonitz. Ein Nachruf" in Bursians Biographischem Jahrbuch für Altertumskunde, Berlin 1889.

genossen Muße in Fülle. Nichts hinderte uns, unsern besonderen Neigungen nachzugehen, uns durch Privatlektüre zu bilden und unsern Gedanken nachzuhängen, was ich auf fast täglichen weit ausgedehnten, zumeist einsamen Spaziergängen zu tun vor allem liebte. Neben den antiken und deutschen Klassikern war es der zum Amerikaner gewordene Mähre Charles Sealsfield (Carl Postl), dann vorzugsweise englische und französische Romanschriftsteller, die mich entzückten. Den Werken Coopers (in erster Reihe seinem „Spion"), George Sands, unter denen ich den Compagnon du Tour de France bevorzugte, Jules Sandeaus, der heute ganz vergessenen, obgleich erst kürzlich in hohem Greisenalter verstorbenen Elie Berthet und Michel Massons, nicht minder Emile Souvestres glaube ich die Bildung und Festigung von Idealen zu verdanken, die mich durch das Leben begleitet haben.

So gingen meine Knabenjahre dahin. Noch ehe sie zu Ende waren, trat das Ereignis ein, das in die Geschichte Oesterreichs gleichwie in das Dasein aller, die es wachen Sinnes miterlebten, den tiefsten Einschnitt gegraben hat.

3 Das Revolutionsjahr

Wohl dem, den der März 1848 in empfänglichster Jugendzeit getroffen hat. Ihm ward ein weiter Streif goldigen Sonnenlichts über den Lebensweg gebreitet!

Das Sturmjahr fand die Geschwisterschar nicht mehr im Elternhaus vereinigt. Die zwei älteren Schwestern waren durch Heirat nach Wien gelangt; ebendort lag ein Bruder (Karl) dem Rechtsstudium ob, das er in Heidelberg fortgesetzt hat. Josephinens Gatte, Leopold von Wertheimstein, war mit Bauernfeld auf der Gymnasialschulbank gesessen; seine weitere Ausbildung gewann er durch Selbststudium und auf Reisen. Seine Berufsstellung war die eines der zwei obersten Beamten des Bankhauses Rothschild. Die Angabe in Ludwig Bambergers Memoiren, er sei einer der reichsten Männer Wiens gewesen, ist völlig grundlos. Er war wohlhabend; die Achtung, deren er sich erfreute, und seine mit lebhaftem Kunstsinn verbundenen weltmännischen Umgangsformen trugen mit dazu bei, sein Haus zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt zu machen. Meine Schwester Sophie (1825—1895) war die Güte selbst. In einem Briefe meiner Mutter an sie finde ich das bezeichnende Wort: „Du hast mir nie im Leben

eine schmerzliche Stunde bereitet." Ihrer Pietät, die von früh auf jedes von geliebter Hand geschriebene Blatt sorglich bewahrt hat, verdanken diese Aufzeichnungen nicht wenig. Rührend war ihre Bescheidenheit in den Tagen des äußeren Glanzes, mit dem ihr Gatte, Eduard von Todesco, ein scharfblickender und überaus erfolgreicher Geschäftsmann, sie umgab; noch rührender ihre zartsinnige Fürsorge für andre auch in Zeiten tiefster Herzensbetrübnis. Hatte doch sie gleich Josephinen das schwere Verhängnis getroffen, den einzigen Sohn in der Blüte der Jahre zu verlieren! Meine dritte Schwester, Minna (1827 — 1886) blieb unvermählt und stand abwechselnd der greisen Mutter und der so häufig von Krankheit heimgesuchten Josephine hilfreich zur Seite. Sie hat scharfen Verstand und treffenden Witz mit großer Gemütsweichheit vereinigt und sich in ihren letzten Lebensjahren mit erfolgreicher Hingebung humanitären Aufgaben gewidmet. Zwei Brüder, der obengenannte Karl (1828—1851) und Rudolf (1830—1851), wurden uns durch eine tragische Fügung frühzeitig entrissen. Sie erkrankten gleichzeitig eines Abends an der Cholera und starben am nächsten Morgen. Ich selbst war in jenen Septembertagen auf einer Bergtour begriffen und erfuhr die Trauerbotschaft auf dem Heimweg in Wien fast ohne jede Vorbereitung. Die Spannkraft der Jugend ließ mich den schweren Schlag verwinden. Beinahe in jeder Nacht vieler nachfolgender Jahre erschienen mir die Geschiedenen im Traume; aber mein waches Leben war durch die schmerzliche Erinnerung an die beiden, mir im Lebensalter am nächsten stehenden aller Geschwister nicht allzusehr belastet. Wenn ich die nächsten zwei Jahre unter einer andauernden leiblichen und geistigen Depression litt, so mag jene Katastrophe daran mitgewirkt haben; der Hauptsache nach war aber dieser krankhafte Zustand ein Entwicklungsleiden, das im Herbst 1853 dem Besuche Karlsbads und dem Gebrauche von Seebädern gewichen ist. Zur Zeit, da ich diese Zeilen niederschreibe, bin ich, der jüngste der „drei Kleinen", noch so glücklich, meine zwei ältesten Brüder unter die Lebenden zu zählen. Beide haben in jungen Jahren den alternden Vater in der Fürsorge für das wirtschaftliche Gedeihen der Familie zu unterstützen begonnen, ein Streben, dem sie manche persönliche Neigungen zum Opfer brachten. Sie verblieben in der kaufmännischen und der ihnen vom Großvater eröffneten industriellen Laufbahn und verbringen ihren Lebensabend in weithin reichender privater und öffentlicher Wirksamkeit: Max (der ältere) als Präsident der Oesterreichischen Kreditanstalt, Julius als Präsident der Brünner Handelskammer und Mitglied parlamentarischer Körperschaften.

Der große Wandel der Dinge, den die Märztage brachten, kam selbst uns Schulknaben nicht unerwartet. Noch entsinne ich mich gar wohl der Gespräche, in denen wir Fünfzehnjährigen auf dem Wege zum Lyzeum in der Minoritengasse zu Brünn die Zeichen der Zeit zu deuten versuchten. Der preußische vereinigte Landtag, die Reformen Pio nono's, sie können, so raunten wir uns zu, nicht vereinzelt bleiben. Die Märzrevolution brach aus, die in Wahrheit mit Unrecht diesen Namen trägt. Es gab Revolution zu Paris, bald auch in Berlin und in Mailand. Was in Wien stattfand, war nicht ein Kampf, der die alte Ordnung gewaltsam umstieß. Es war im wesentlichen eine gewaltige Demonstration — eine Kundgebung so tiefgreifender und so hoch hinaufreichender Unzufriedenheit, daß die Gewährung dem Verlangen auf dem Fuße gefolgt ist. Um die blitzartige Schnelligkeit des Erfolges zu verstehen, muß man die innere Hohlheit des damaligen Regierungssystems gekannt haben, die vollständige Isolierung der Machthaber, die bis in die obersten Regionen von Gegnern umgeben, unter sich gespalten, von dem Glauben an sich selbst verlassen waren. Man denke an Erscheinungen wie die Aufführung von Bauernfelds „Großjährig", ein Drama, das im Hofburgtheater selbst unter der Konnivenz leitender Persönlichkeiten die Hauptträger des Systems verspottete. Der so leicht errungene Sieg barg eine schwere Gefahr in sich. Die materiellen Machtmittel des Absolutismus waren nicht im offenen Kampfe niedergerungen worden. Sobald die Fortschrittsbewegung durch ihr eignes Uebermaß, durch Ausschreitungen, die von den wenigen überzeugten Anhängern des alten Regimes gar gern gesehen, ja fast zweifellos gefördert wurden, diskreditiert war — sobald die dringendsten Bedürfnisse der großen Masse, vornehmlich durch die Abschaffung der Frondienste, befriedigt waren, da hinderte nichts mehr, daß ein verjüngter, von geistvollen und tatkräftigen Lenkern, wie Alexander Bach einer war, gehandhabter Absolutismus das Verfassungsinterim ersetzte. Nicht genau diese, aber sehr ähnliche Gedanken zuckten durch den Kopf des sechzehnjährigen Studenten, wenn er im Frühjahr 1848 an dem Kriegsgebäude auf dem „Hof" vorüberschritt und durch den Anblick der dort aufgefahrenen Kanonen an den unversehrten Bestand der absolutistischen Machtmittel erinnert ward. Denn zweimal bin ich in jenem Frühling nach Wien gekommen, beidemale als Mitglied des Brünner bewaffneten Studentenkorps, das gar bald nach dem Vorbild der „akademischen Legion" errichtet worden war.

Gewiß bewahre ich eine beseligende Erinnerung an den Rausch der Märztage. Noch sehe ich die freudestrahlenden Gesichter vor mir, die

weißen, als Sinnbilder der Eintracht gewählten Kokarden an den Hüten; noch fühle ich den lauten Herzschlag jener Tage, in denen nicht anders als zur Zeit der französischen Revolution eine „heilige Rührung" durch die Welt ging. Welche unvergeßlichen Stunden waren es, da wir die aus langer Kerkerhaft erlösten Staatsgefangenen — zumeist polnische und italienische Edelleute, darunter von Alter, Gram und Leiden gebeugte Gestalten — vom Spielberg abholten, im Triumph über die Basteien geleiteten, wo der vor seinem Hausgarten lustwandelnde „Gouverneur" Graf Lazanzky sie mit einer zur Dankbarkeit und Kaisertreue mahnenden Ansprache begrüßte — bis zum Bahnhof und in dessen Wartsäle, dieselben Säle, nebenbei bemerkt, die ein Jahr später von den durchziehenden russischen Hilfstruppen erfüllt waren. In solchen Momenten schien alles Unrecht und alle Unvernunft vom Erdboden vertilgt; man träumte nur von Freiheitsglück, von allgemeiner Gerechtigkeit und Völkerverbrüderung. Das Träumen und Hoffen aber ward nicht selten vom Beobachten und Beurteilen abgelöst, und nicht an mir liegt die Schuld, wenn mein Gedächtnis nicht gar wenige teils peinliche, teils lächerliche Eindrücke auch aus der Frühzeit des „tollen Jahres" bewahrt hat.

Der Nationalitätenstreit war noch ungeboren. Als eine Abordnung unsers Korps im April nach Wien zog, um die „akademische Legion" zu ihren Erfolgen zu beglückwünschen, da entstand die Frage, welche Farben die quer über unsre Brust gezogenen Schärpen zeigen sollten. Die Entscheidung entbehrte nicht aller Komik. Schwarz-Rot-Gold, das Symbol der deutschen Einheit, konnte in einer Zeit nicht fehlen, da Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?" allerorten erklang. Aber wenn wir gute Deutsche waren, so wollten wir darum keine schlechten Oesterreicher sein. Und auch die engere Heimat, die Markgrafschaft Mähren, durfte nicht völlig leer ausgehen. Das Fazit war, daß ein in allen Regenbogenfarben schillerndes Band unsern Waffenrock schmückte, als wir unter den Klängen des ersten zensurfreien Liedes (L. A. Frankls), „Die Universität," den geweihten Boden der „Aula" betraten. Dort erwartete mich gar manches, was mir zu denken gab. Ganz erfreulich war die Begeisterung, mit welcher die Wiener Studenten den vom Vorparlament in Frankfurt heimgekehrten Ignaz Kuranda, den wackeren vormaligen Herausgeber der „Grenzboten", auf ihren Schultern trugen. Ungemein peinlich berührte mich hingegen eine Aeußerung fanatischer Unduldsamkeit. Ein Redner, Dr. Hammerschmidt, sprach in einem der Mehrheit nicht genehmen Sinne. Statt nun Gründe durch Gegengründe zu bekämpfen, schnitt man ihm das

Wort ab und riß ihn von der Estrade herunter. Nebenbei bemerkt, die Mäßigung, die diesem Redner damals zum Schaden gereichte, ist ihm nicht lange treu geblieben. Er nahm an den Oktoberkämpfen teil, mußte ins Exil wandern und trat in ottomanische Dienste. Ein Vierteljahrhundert später bin ich in der Weltausstellung im Prater einem frühgealterten Mann mit sorgenschwerer Miene begegnet. Es war der türkische Ausstellungskommissär Abdullah Bey, rekte Dr. Hammerschmidt. Einen andern, noch stärkeren Vorgeschmack jakobinischen Treibens bekam ich in jenen Tagen zu verspüren. Zu den mit Recht am meisten geachteten Volksmännern zählte der junge Arzt Dr. Fischhof und der Chemiker Dr. Goldmark. Allein sie waren auch verständige Männer, die in der Studentenherrschaft nicht den Normalzustand des Staates erblickten. Eine Konstitution, diejenige Pillersdorfs, war erlassen worden; das verfassungsmäßige Regime sollte die Vorherrschaft der „Aula" ersetzen. Die beiden glaubten den Augenblick gekommen, in welchem die akademische Legion sich auflösen sollte, und äußerten sich in diesem Sinne. Da ging alsbald von Mund zu Mund die Parole: Fischhof und Goldmark sind bestochen, sie sind Volksverräter. Noch war die revolutionäre Siedhitze nicht so hoch gestiegen, um den trefflichen Männern das Schicksal zu bereiten, das ein paar Monate später den Grafen Latour ereilt hat. Dafür, daß die Bewegung nicht in gesetzliche Bahnen eingelenkt, daß die gemäßigte Pillersdorfsche Verfassung nicht zur Verwirklichung gelangt ist, sorgten Emissäre der europäischen Revolution, aber sicherlich auch der Reaktion. Der Verdacht, in Auftrag der letzteren zu wirken, traf eine Persönlichkeit, über welche niemals volles Licht verbreitet worden ist. Dr. Schütte hieß der talentvolle Mann, dessen Herkunft und Vergangenheit so dunkel blieb wie sein späteres Schicksal. Seine demagogische Beredsamkeit hat in erster Reihe die verhängnisvolle Sturmpetition vom 15. Mai und die ihr unmittelbar folgende Abreise des Kaisers nach Innsbruck verschuldet, welcher die dauernde Entfremdung zwischen Hof und Volk und damit die Besiegelung des Schicksals des konstituierenden Reichstags entsprungen ist. In jenen Maitagen erfolgte unser zweiter Besuch in Wien, der weit weniger harmlos als der erste gemeint war. Das Brünner Studentenkorps eilte der akademischen Legion zu Hilfe, um sie und Wien gegen den Fürsten Windischgrätz zu verteidigen, in dem man mit Recht den künftigen Bezwinger der revolutionierten Hauptstadt ahnte. Was uns damals entgegentrat, war ein wildbewegtes Treiben. Die Stadt strotzte von Barrikaden; unheimliche Gestalten waren aus den tiefsten Volksschichten emporgetaucht,

die Weiber noch weit abschreckender als die Männer. Die drohende Wetterwolke verzog sich alsbald. Fürst Windischgrätz erschien noch nicht mit seinen Truppen vor Wien, und wir verließen nach wenigen Tagen das uns im aufgehobenen Liguorianer-Kloster (der Salvatorgasse) bereitete Standquartier. Den Demagogen Schütte, der nach dem Oktoberaufstand verhaftet und verurteilt ward, aber aus einer böhmischen Festung mit befremdlicher Leichtigkeit entwichen ist, habe ich nicht gesehen und gehört. Die einzige damals vernommene Rede, an die ich eine deutliche Erinnerung bewahre, war gegen die Tschechen gerichtet und empfahl ein gar wundersames Mittel zur Beugung ihres Trotzes. Im „Deutschen Verein", der sich in einer Wirtsstube der Josefstadt zu versammeln pflegte, machte Dr. Schmiedl, zeitweilig Redakteur der „Wiener Zeitung" und wegen der Vorliebe, mit der er das Thema der Karsthöhlen behandelt hatte, der „Höhlen-Schmiedl" genannt, den folgenden Vorschlag. Es sei nicht notwendig, gegen die aufrührerischen Tschechen mit Gewalt vorzugehen. Es genüge, das von ihnen bewohnte Land mit einem militärischen Kordon zu umgeben. Böhmen besitze kein Salz, und wenn man diesen Teil seiner Bewohner vom Bezug der unentbehrlichen Würze ausschließe, sei man ihrer endgültigen Unterwerfung sicher.

Die eine Seltsamkeit erinnert mich an manche andre. Ein Schulkamerad schrieb in Mußestunden — und deren besaßen wir in jenem Sommer gar viele — Zeitungsartikel, und in einem derselben fand sich der unvergeßliche Satz: „Wenn schon indirekte Steuern die Verletzung der heiligsten Menschenrechte sind, was sollen wir erst von den direkten sagen?" Auch die politische Beredsamkeit trieb gar wunderliche Blüten. Einer der Bewerber um das Brünner Reichstagsmandat schloß seine Kandidatenrede mit den nachfolgenden Worten: „Was nun die übrigen Fragen betrifft, ob Zentralismus oder Föderalismus, ob Einkammer- oder Zweikammersystem und dergleichen mehr, darüber, meine Herren, wird sich keiner von uns ein Urteil anmaßen; darüber wird das Volk entscheiden." Und wohlgemerkt: dieses rührende Bekenntnis hilfloser Bescheidenheit, das ich in der Reitschule der Brünner Jesuitenkaserne vernahm, es kam aus dem Mund eines Kandidaten für den konstituierenden Reichstag!

Doch ich tue mir unrecht. Ich erzeuge den Anschein, als ob ich ein Ohr und Auge nur für die skurrilen und grotesken Seiten der großen Bewegung besessen hätte. In Wahrheit war ich ihr mit Leib und Seele ergeben. Ich hätte keinen Augenblick gezögert, wie im Frühsommer dem vermeintlichen, so im Herbst dem wirklichen Angriff der vom Fürsten

Windischgrätz befehligten Truppenmacht entgegenzutreten. Allein meine Ueberzeugungen hatten mittlerweile eine gewaltige Wandlung erfahren. Die Märztage trafen mich mit der Lektüre der radikalsten Schriften nicht nur von Börne, sondern auch von Gustav Struve und Karl Heinzen beschäftigt; im Oktober war ich schon auf dem Standpunkt angelangt, dem ich im Lauf der folgenden Monate in den Briefen Ausdruck gab, die ich an meinen zu Heidelberg weilenden Bruder Karl gerichtet habe. Da nannte ich die Revolution eine „verhängnisvolle Notwendigkeit", deren „traurige und freiheitsgefährliche" Seiten ich „nur zu gut erkannt" hatte. Ich sprach vom „revolutionären Rausch", von dem Ueberfliegen „der Realität", unter der ich nicht „die Macht der Bajonette und Kanonen, sondern die Entwicklungsstufe des Volkes, seine Tragfähigkeit für die Last der Freiheit" verstand. Der nationalen Bewegung glaubte ich nur dort „einen überwiegenden Einfluß zuschreiben" zu dürfen, wo die nationale Frage zugleich eine „Freiheitsfrage" ist. „Mit andern Worten" — so schrieb ich im Februar 1849 — „ich war und bin der erbittertste Gegner aller jener Bestrebungen, die dahin zielen, durch Unterdrückung irgendeines Volkes, durch Nichtbeachtung der vernünftigen Forderungen irgendeines Volksstammes uns den Boden unter den Füßen" wegzuziehen, „während ich die Taten aller, auch ... politischer Gegner, mit Freuden begrüße, die dazu dienen, auch gegen den Willen der Vollzieher durch Befriedigung aller wahren nationalen Bedürfnisse uns den Boden für die künftige Kultur- und Befreiungsarbeit zu sichern". Ich bekämpfte die Ansicht meines Bruders, der von einem künftigen Rückfall Deutsch-Oesterreichs „in die Arme der Mutter Germania" träumte. Doch wollte ich damit nicht der unbedingten Erhaltung der Integrität Oesterreichs das Wort reden; ich wollte durchaus nicht behaupten, „daß gar kein Teil der jetzt in Oesterreich" verbundenen „Völker sich aus diesem Verbande loslösen werde; vielmehr glaube ich" — so fuhr ich fort — „daß sich die Lombardei im Laufe der Zeiten ... dem wahrhaft regenerierten, nicht bloß oberflächlich republikanisierten Italien" anschließen wird. Die tschechische Bewegung fand ich innerhalb gewisser Grenzen berechtigt. Ich glaubte „ihre Energie und Heftigkeit aus zwei Momenten derselben erklären" zu können. „Vorerst ist es die Verzweiflung für die nach jahrhundertelangem Druck erwachte Nationalität, die wie ein zarter Keim der sorgsamsten Pflege bedarf und die sie daher weder der Gewalt noch der numerischen und geistigen Ueberlegenheit von so vielen Millionen Deutschen" ausliefern wollen. „Dann aber ist es der Drang nach Unabhängigkeit, der jedem

Volke eigen ist, welcher den Tschechen nicht erlaubte, eine wenn auch höhere Stufe der Kultur" aus der Hand von „Fremden anzunehmen" ... wobei ich an die Haltung des deutschen Volkes selbst gegenüber dem Frankreich der Revolution erinnerte. „Nichts war daher natürlicher als das Streben nach Erhaltung und Kräftigung Oesterreichs, wo den Tschechen wegen des Mangels einer herrschenden Nation sowohl Schutz ihrer Nationalität als größere nationale Geltung gesichert ist ... Der Oktoberaufstand ging, wie wir wissen, darauf aus, Oesterreich zu vernichten, und zwar ... durch die Herrschaft der Deutschen und Magyaren über die andern österreichischen Völker ... Dies nun ist für mich der Grund, warum ich die Unterdrückung dieses Aufstandes ersehnt habe, da, wenn mir schon an der Zivilisation und Freiheit jedes Volkes gelegen ist, mir doch vorzüglich die Freiheit jener Völker heiligstes" Anliegen „ist, deren Freiheit oder Knechtschaft als die unsrer Nachbarn und Staatsgenossen unsre eigne, der Deutschen in Oesterreich, politische Existenz bedingt und gefährdet." Der Auszug ist etwas reichlich ausgefallen, aber es entbehrt vielleicht nicht alles Interesses zu sehen, wie sich in jenen fernen Tagen die politischen und nationalen Fragen im Geiste eines ernsten und eifrigen, wenn auch noch sehr jugendlichen Beobachters gespiegelt haben.

Studienjahre 4

Mittlerweile hatte ich die Universität bezogen. Ich begab mich im Oktober 1849 nach Wien, ohne genau zu wissen, welchem Wissenszweig mein Leben gewidmet sein sollte. Auf diese Frage erinnere ich mich einer Freundin meiner Schwestern damals erwidert zu haben: „Irgendein Gebiet zwischen Philosophie und Geschichte, sei es nun Geschichte der Philosophie oder Philosophie der Geschichte." Das Räsonnement, das mich die Pflege der Naturwissenschaften von vornherein ausschließen ließ, war das folgende: „Auf die Erkenntnis von Gesetzmäßigkeiten zielen sowohl die humanistischen als die naturwissenschaftlichen Fächer. Zu diesem formalen Interesse gesellt sich aber im ersteren Falle der starke Anteil, den uns die menschlichen Dinge abnötigen, während der bloße Stoff der Naturwissenschaft ein an sich gleichgültiger ist." Kaum brauche ich zu sagen, daß dieses vermeinliche Räsonnement in Wahrheit der Ausdruck persönlicher Vorliebe und Veranlagung war. Die Gabe sinnenkräftiger Beobachtung war mir nur in geringem Maße eigen, mein Blick stets

mehr nach innen als nach außen gerichtet. Was meine Studienrichtung mit entſcheiden half, war die große Leichtigkeit, die mir allezeit im Erlernen von Sprachen eignete. Unter den poetiſchen Erzeugniſſen meiner Knabenjahre, die im übrigen wenig mehr als ein geringwertiger Nachhall Heineſcher und Freiligrathſcher Gedichte ſind, finde ich Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen, aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, während ich im Böhmiſchen und Hebräiſchen nicht ganz geringe Fortſchritte gemacht hatte. Dieſe Anlage war es wohl auch, die es meiner Umgebung, vor allem meinem Lehrer Bratranek, faſt als ſelbſtverſtändlich erſcheinen ließ, daß ich mich der Philologie zuwenden werde. Doch ließ ich mich im Hinblick auf die Möglichkeit eines künftigen Erwerbsberufes als Juriſten immatrikulieren und konnte nur ſolche hiſtoriſche, philoſophiſche und philologiſche Kollegien beſuchen, die mit den Lehrſtunden der juridiſchen Hauptkollegien nicht kollidierten. Was ich Bonitz verdanke, habe ich in dem erwähnten Nachruf an den verehrten Mann, in deſſen Seminar ich alsbald eintrat, ausgeſprochen. Aber auch Robert Zimmermann, damals ein feuriger junger Dozent, hatte mich in meinem erſten Semeſter (nach deſſen Ablauf er als Profeſſor nach Olmütz verſetzt ward) durch ſeine Vorträge über Geſchichte der Philoſophie angeregt und begeiſtert. Desgleichen gedenke ich der Vorleſungen Anton Bollers über Sanskrit mit Dankbarkeit. Sie haben mich in den Ernſt und die Tiefe der eigentlichen Sprachforſchung eingeführt. In meinen freien Stunden las ich mit Leidenſchaft Homer und Spinoza. Die „homeriſche Frage" war das erſte eigentlich philologiſche Problem, in das ich mich nachhaltig verſenkte.

Mein Univerſitätsſtudium gewann keinen formellen Abſchluß. Unmerklich ging der Student in den Privatgelehrten über, um ſo unmerklicher, als ſein Kollegieneifer bald erkaltet war und er die Bücherei dem Hörſaal vorzuziehen gelernt hatte. Ein beſtimmtes Lebensziel ſtand mir nicht vor Augen. Die Konkordatszeit war angebrochen und hatte dem Juden die Laufbahn des Hochſchullehrers wieder verſchloſſen. Mein Verhältnis zum ererbten Glauben war, wie oben bemerkt, nur in der frühen Knabenzeit ein inniges geweſen. Dennoch hielt ich es, wie ich jetzt glaube mit Unrecht, für eine Ehren- und Gewiſſensſache, der alten Religionsgemeinſchaft nicht zu entſagen, und verſperrte mir damit für lange Zeit den Weg zu gedeihlicher Wirkſamkeit. So ſtand mein Jünglingsalter unter dem Drucke der Ausſichtsloſigkeit, die nicht mit Mittelloſigkeit gepaart war. Weder der Sporn der Hoffnung noch jener der Entbehrung drückte meine Weichen. Was Wunder, daß ich einigermaßen läſſig meines Weges zog. Auch

ermangelte ich nicht eines Gefühles ſicheren Selbſtvertrauens, das mich an ſchließlichem Erfolge niemals zweifeln ließ. Widerſtrebende Stimmen meines Innern beſchwichtigte ich gern durch das Humboldtſche Verspaar:

„Suche nicht ängſtlich die Bahn, ſie hierhin zu lenken und dorthin;
Lieblicher krümmt ſich des Bachs wellengeſchlängelter Pfad!"

Ohne jemals mit Bewußtſein nach enzyklopädiſcher Bildung zu ſtreben, trieb ich das Mannigfaltigſte. Ich ſtudierte höhere Mathematik (zu der ich nur geringe Befähigung beſaß) unter der Anleitung des Profeſſors am Polytechnikum Simon Spitzer, eines der beſten, ja hinreißendſten Lehrer, die man ſich denken kann. Der Realſchul-Profeſſor und ſpätere Direktor Franz Joſef Piſko, ein Verfaſſer ſchätzenswerter Lehrbücher, erteilte mir einen von Experimenten reichlich unterſtützten phyſikaliſchen Unterricht. Die Kenntnis einiger Elemente der Botanik verdankte ich Bratranek. Ein Schulkollege, Heinrich Wawra, der ſpäter ein geachtetes Werk über die Flora Mexikos verfaßt hat, belehrte mich als Student der Medizin über ſeine Lieblingsdisziplin, worin ihm Siegfried Reiſſek, ein talentvoller junger Botaniker, gefolgt iſt, der eines frühen, durch wiſſenſchaftliche Irrtümer verſchuldeten gewaltſamen Todes ſtarb. Bei Karl Ludwig hörte ich zur Zeit, da er Profeſſor in unſrer ehemaligen militärärztlichen Bildungsanſtalt (dem Joſephinum) war, einen experimentellen Kurſus der Phyſiologie. Der Umgang mit dieſem überaus bedeutenden Manne, der mir auch nach ſeinem Scheiden von Wien freundſchaftlich gewogen blieb, gehört übrigens zu meinen wertvollſten Erinnerungen. Er war in einem Sinne der typiſche deutſche Gelehrte: in der Gleichgültigkeit gegen alles Aeußerliche. So konnte er im Vorübergehen in einen Friſeurladen treten und unbeſehens eine Perücke kaufen, die zur Farbe der eignen Haare gar wenig ſtimmte. Hingegen war ihm alle Pedanterie und fachliche Enge vollſtändig fremd. Man konnte lange mit ihm verkehren, ohne zu merken, daß er ein Naturforſcher und ein Mitbegründer der neueren Phyſiologie geweſen iſt. Der namhafte, damals jugendfriſche Geologe Ferdinand Hochſtetter verſchmähte es nicht, einen kleinen Schülerkreis, zu dem auch ich gehörte, in ſeinem Fache zu unterweiſen, worin ihm, da er als Teilnehmer der Novara-Expedition Wien verließ, ein Kollege an der geologiſchen Reichsanſtalt gefolgt iſt. Bei Brücke hörte ich die Vorleſungen über Sprachphyſiologie, bei Stricker einen Kurſus über Embryologie; in Leipzig nahm ich bei einem Schüler von Freſenius, Namens Dietz, Unterricht in der Chemie, und erging mich in Spekulationen über dieſes Wiſſensgebiet. Die Zerſplitterung in ſo mannigfache Studien habe ich oftmals ebenſoſehr bedauert, wie daß ich

nicht rechtzeitig meine philologische Bildung in Deutschland ergänzt und mich den Händen eines Meisters, wie Ritschl oder Lehrs es war, anvertraut habe; dann hätte ich als Philologe sicherlich quantitativ und wohl auch qualitativ Hervorragenderes geleistet. Zurzeit glaube ich, daß mich ein richtiger Instinkt geleitet und in die Bahn gelenkt hat, in der ich die meinen Anlagen und Neigungen am meisten gemäße Leistung vollbringen konnte. Auch die Erinnerung an manchen spöttischen Seitenblick, der den „ewigen Studenten" traf, trage ich jetzt gelassen. Der Zweifel, ob mein geistiges Können an die Durchschnittshöhe heranreiche, war wohl begreiflich. Verließ ich doch die Universität, ohne ein juristisches oder ein Lehrerexamen abgelegt und ohne den philosophischen Doktorgrad erworben zu haben, wozu es übrigens damals vermöge einer veralteten Studienordnung keiner wissenschaftlichen Arbeit, sondern des bloßen Einprägens von Gedächtnisstoff aus den Gebieten der Mathematik und Physik, der Geschichte und der Philosophie bedurfte. Erst im Jahre 1868, da ich schon Privatdozent war, ist mir der Doktortitel honoris causa von der Universität Königsberg verliehen worden.

In manch einem aufmerksamen Leser dieser Blätter mag der Verdacht sich regen, mein Religionsbekenntnis spiele in der obigen Darstellung eine ähnliche Rolle wie die Zensur in vielen Biographien altösterreichischer Schriftsteller — die Rolle eines Deckmantels und einer Beschönigung. Daß diese Mutmaßung ganz und gar grundlos sei, vermag ich nicht mit Zuversicht zu behaupten. Wahrscheinlich hatte das Familienübel der Zaudersucht einigen Anteil an meiner spät erfolgten Berufswahl. Dazu gesellte sich die Vielartigkeit der Interessen, die einer frühen Spezialisierung widerstrebte. Und endlich will ich, auf die Gefahr hin, als anspruchsvoll zu gelten, nicht verschweigen, daß es nicht mein Jugendtraum war, mein Lebelang auf dem Katheder zu sitzen und eine bloße Denk- und Sprechmaschine abzugeben. Eine allseitigere, zwischen Theorie und Praxis geteilte Wirksamkeit wäre mir erwünschter gewesen. Als — freilich unerreichbares — Ideal stand die Laufbahn eines Niebuhr und Wilhelm von Humboldt oder auch eines Grote und Mill vor meinen Augen. Als ich in späten Jahren einmal als Dekan der philosophischen Fakultät und als Mitglied des akademischen Senats an organisatorischem Wirken einen bescheidenen Anteil nahm, eingreifende Entschlüsse zu fassen, praktische Entscheidungen zu treffen und sie in Schrift und Wort zu vertreten hatte: da empfand ich das wie eine Erweiterung meines Wesens, wie das Freiwerden lange gebundener, endlich aus ihrer Haft entlassener Kräfte.

Ich habe oben Leipzig genannt und damit auf eine der wenigen Episoden hingedeutet, die mein langes Wiener Still- und Studienleben unterbrachen. Es war im Herbst 1853, als ich auf der Reise nach einem Seebad Leipzig berührte und von dem mir engverbundenen Eduard Wessel an seinen Jugendfreund Julian Schmidt empfohlen ward. Wir empfanden alsbald lebhafte Sympathie füreinander, und Schmidt, der soeben sein Hauptwerk „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert" veröffentlicht hatte, lud mich dringend ein, meine langgehegte Absicht, das außerösterreichische Deutschland kennen zu lernen, durch einen Leipziger Aufenthalt zu verwirklichen. Dahin siedelte ich denn in der Tat im Frühjahr 1854 über und verblieb daselbst bis zum Frühjahr 1855. Anfänglich bewohnte ich dasselbe Haus wie Julian Schmidt, stets teilte ich mit ihm und Otto Jahn den Mittagstisch. Wichtigere Aufsätze, die er vormittags diktiert hatte, pflegte er mir abends vorzulesen, und gemeinsame Spaziergänge bildeten die fast ausnahmslose Regel. Außer mit den Genannten habe ich damals viel mit dem kurz vorher von Amerika heimgekehrten, aus frischen Augen scharf in die Welt blickenden Moritz Busch (Bismarcks Büschchen) und, so oft Gustav Freytag von Siebeleben nach Leipzig kam, auch mit diesem verkehrt. Das daselbst verlebte Jahr war ein für mich in mehrfacher Beziehung fruchtbares. Ich schloß dort eine Arbeit ab, die ich in Wien begonnen hatte, und legte den Grund zu einer andern, die mich durch lange Jahre beschäftigen sollte. Noch belangreicher waren die Eindrücke, die ich von den mir an Alter und Bildung so weit überlegenen Männern empfangen habe.

In dankbarer Verehrung gedenke ich des Publizisten und Literarhistorikers, dessen eingreifende Wirksamkeit nicht von langer Dauer, aber von erheblicher Stärke war. Julian Schmidts Werke werden gegenwärtig wenig mehr gelesen und nicht allzu günstig beurteilt. Eng umschrieben war die Aufgabe des kleinen Mannes mit dem massiven Kahlkopf, den unter großen Brillen hell hervorblitzenden blauen Augen, dem blonden Knebelbärtchen und dem schalkhaften Lächeln um den feingeformten Mund, der im knapp anliegenden grünen Röckchen so oft an meiner Seite im Rosental einhergeschritten ist. Als Politiker ein Altliberaler, als Schriftsteller ein Vertreter strenger altpreußischer Ueberlieferungen, ein zugleich vernunftstolzer und königstreuer Ostpreuße vom Scheitel bis zur Zehe, war er der geborene und geschworene Feind alles romantischen Obskurantismus wie aller revolutionären Ueberschwenglichkeit, aller kosmopolitischen Verschwommenheit und all der auflösenden Tendenzen, welche in jener

Zeit die „das junge Deutschland“ genannte Schriftstellergruppe verkörpert hat. Man möchte ihn einen Vorläufer Heinrich von Treitschkes nennen, der gewiß mit weit geringerer Begabung, aber auch ohne den zur Ungerechtigkeit neigenden Fanatismus dieses großen Schriftstellers in verwandtem Sinne tätig war. Die Literaturgeschichte behandelte er vorzugsweise vom Standpunkte des Moralisten und des Politikers. So ist er dem rein künstlerischen Element nicht völlig gerecht geworden. Ein Wort, das ich einmal aus Hans Hopfens Munde vernommen habe, Julian Schmidt durchwandle die Räume der Literatur wie jene einer Klinik, indem er die Poeten auf ihre wirklichen oder vermeintlichen sittlichen Gebreste untersuche, entbehrt nicht aller Wahrheit. Was jedoch seiner Wertschätzung am meisten Eintrag getan hat, das ist — so paradox es klingt — der übervollständige Sieg der von ihm verfochtenen Tendenzen. Kaum kann man es heute noch begreifen, daß es einmal not tat, der deutschen Nation „gesunden Egoismus“ zu predigen, sie von einem traumhaften, weltbürgerlichen Radikalismus zur Hochhaltung des altfritzischen Geistes und seiner Schöpfungen zurückzurufen. Gustav Freytag, der im Sinne seines Freundes Dramen und Romane schrieb, beginnt der heutigen Jugend gleichfalls schon ein wenig fremd zu werden. Allein wer sein „Soll und Haben“, die „Verlorene Handschrift“ oder das Lustspiel „Die Journalisten“ mit Gutzkows „Wally“, den „Rittern vom Geist“, oder mit dessen Drama „Lenz und Söhne“ vergleicht, wird ihm manchen philiströsen Zug verzeihen und sicherlich nicht verkennen, daß sich jene Werke weit mehr als diese in der aufsteigenden Richtung des deutschen Volksgeistes bewegten.

Als Oesterreicher war ich den zwei Herausgebern der „Grenzboten“, die allezeit für das freundschaftlichste Bundesverhältnis, aber zugleich für die auch nach meiner Einsicht unerläßliche reinliche Scheidung der zwei Staatsgebilde mit Eifer und Nachdruck eintraten, und das verworrene, in seinen Wirkungen unheilvolle großdeutsche Ideal nachhaltig bekämpften, von Herzen dankbar. Nicht minder für das nachsichtsvolle Wohlwollen, das sie dem jungen, ungeprüften Oesterreicher in so reichem Maß entgegenbrachten. Denn auch Freytag ging auf meine Interessen mit überströmender Herzlichkeit ein; seine warme, temperamentvolle Liebenswürdigkeit war darum nicht weniger wohltuend, weil sie vielleicht nicht von jedem Zug der Absichtlichkeit frei war. Köstlich war der Humor, mit dem er Anekdoten und Geschichtchen zum besten gab. In besonders lebhafter Erinnerung steht mir ein dem genialen Schauspieler Bogumil

Dawiſon zu Ehren veranſtaltetes Mittagmahl, bei welchem Guſtav Freytag ſeiner heiteren Laune die Zügel ſchießen ließ. Otto Jahn war als mitſchuldig an der revolutionären Bewegung, die (1849) zugunſten der Reichsverfaſſung mit preußiſcher Spitze in Sachſen ausbrach, zugleich mit Moritz Haupt und Theodor Mommſen vom Lehramt entfernt worden. Haupt hatte inzwiſchen einen Ruf nach Berlin, Mommſen einen ſolchen nach Zürich erhalten. Den erſteren habe ich niemals kennen gelernt, während Mommſen in den Oſterferien des Jahres 1854, nachdem er ſoeben den erſten Band der „Römiſchen Geſchichte" veröffentlicht hatte, als Brautwerber in Leipzig erſchien und mehrmals auch an unſrer Wirtstafel teilnahm, wo es an übermütigen Neckereien zwiſchen ihm und Julian Schmidt nicht fehlte. Jahn aber war zurzeit noch amt- und nahezu brotlos. Er bereitete ſeine großen Werke über Mozart und Beethoven vor, von denen das letztere nicht über Vorarbeiten hinaus gediehen iſt. Er verfaßte den Katalog der Münchener Vaſenſammlung und ward dafür vom König Ludwig mit einem ſchönen „Partizipialbrief" und hoffentlich mit noch anderm belohnt. Zugleich beſorgte er um des Erwerbes willen Korrekturen für Leipziger Verleger. Ihn als Archäologen und Muſikhiſtoriker zu würdigen, bin ich, obgleich ich das ſchöne Mozartbuch voll genoſſen habe, außerſtande. An gewiſſenhafter Wahrheitsliebe, die keine Mühe ſcheut und mit einer Peinlichkeit verfährt, die heutzutage manchem als kleinlich gilt, iſt er niemals übertroffen worden. Mich hat er vor allem durch ſeine Urbanität bezaubert, in der ihm unter allen, die ich jemals kennen lernte, vielleicht nur J. S. Mill gleichkam. Es war eine völlig echte, aus dem Herzen quellende Höflichkeit und Rückſicht, die er jedermann ohne Ausnahme, der Aufſeherin des Antiken-Kabinetts ebenſo wie dem jungen Studenten gegenüber, betätigte, der ihm einen Empfehlungsbrief überbrachte und den er ſofort zum vierhändigen Klavierſpiel einlud. Fanatiſch konnte er nur dort werden, wo das Andenken ſeines Meiſters Lachmann ins Spiel kam. So erinnere ich mich, ihn mit Tränen des Zornes über Jakob Grimms akademiſchen Nachruf auf Lachmann haben ſprechen zu hören, welcher den Verdienſten des großen Philologen nicht ſattſam gerecht ward.

In Leipzig erlebte ich meinen erſten und einzigen Preßprozeß, einen Preßprozeß zu einer Zeit, da ich kaum die Feder zu führen begonnen hatte! Damit hatte es die folgende Bewandtnis. Julian Schmidt trat im Hochſommer eine Erholungsreiſe an und übertrug mir für die Zeit ſeiner Abweſenheit die Redaktion der „Grenzboten". Er tat das ſicherlich zum großen Teil in der Abſicht, mir einen Vertrauensbeweis zu geben

und mein unsicheres Selbstgefühl zu stärken. Ich bedaure sagen zu müssen, daß ich diesem Vertrauen nicht vollauf entsprochen habe. Ich verwickelte die Zeitschrift ohne Not in eine Fehde mit Robert Prutz, indem ich dessen Wochenschrift — es war die Zeit des Krimkrieges — in einem anonymen und darum Schmidt zugeschriebenen Aufsätzchen wegen ihrer nicht genug russenfeindlichen Haltung angriff. An der Preßklage aber war ich unschuldig. Ein alter und bewährter Mitarbeiter namens Seybt (bekannt durch seine Dickensübersetzung) hatte in einer fiktiven Madrider Korrespondenz einige im Grunde recht zarte Anspielungen auf das Privatleben der Königin Isabella, auf das häufige Erscheinen des Marschall Serrano in ihrer Loge u. dgl. gemacht. Als mir der Druckerjunge den Korrekturbogen einhändigte, beanstandete ich jene Aeußerungen nicht, so wenig als wahrscheinlich Julian Schmidt sie selbst beanstandet hätte. Nun war aber das sächsische mit dem spanischen Königshaus verwandt. So wurde eine Preßklage angestrengt. Ich übernahm als zeitweiliger Redakteur die Verantwortung für den inkriminierten Aufsatz. Drohte doch dem Verurteilten die Ausweisung, eine Gefahr, die für den durch seinen Beruf an das literarische Zentrum geketteten Familienvater Seybt ungleich mehr als für mich bedeutete. Unerwünscht waren freilich die wiederholten Vorladungen und Verhöre im Kriminialgebäude. Schließlich lief jedoch die Sache glimpflich ab. Es erfolgte zwar meine Verurteilung zu sechswöchentlicher Haft, aber an die Verkündigung des Urteilsspruches knüpfte sich sofort die Mitteilung, der König habe mich, vielleicht in Anbetracht meiner Jugend und Unerfahrenheit, begnadigt und die Gefängnisstrafe in eine Geldbuße verwandelt, die an sich nicht beträchtlich war, und überdies von den „Grenzboten getragen" wurde.

Noch einmal bin ich unter die Journalisten gegangen, diesmal in ernsterer Weise, wenngleich nur für kurze Zeit und ohne nachhaltigen Erfolg. Daß ich kein Großdeutscher war, habe ich bereits angedeutet, aber auch dem Großösterreichertum ward ich früh entfremdet. Ich vermochte vor allem jene Politik nicht zu billigen oder zu begreifen, die man in die kurze Formel fassen kann: Wien wider die Welt. Das klingt übertrieben, ermangelt aber nicht der Wahrheit. Dieselben temperamentvollen Journalisten, die gestern gegen das von einem „meineidigen Despoten beherrschte Frankreich" gewettert hatten, beklagten heute das Schicksal des „gebismarckten" Deutschland, um morgen das „moskowitische Tatarentum" aufs Korn zu nehmen. Bisweilen vereinigte auch ein Verdammungsurteil das gleich gehaßte „Russen- und Borussentum". Recht viel realpolitisches Zart-

gefühl bewies man der türkischen Mißwirtschaft, einige Rücksicht auch England, wenn nicht gerade Lord Palmerston, der Freund des „treulosen Piemont", an der Spitze des Staates stand. (So gehaßt war „Lord Feuerbrand", daß die amtliche „Wiener Zeitung" seine Entlassung in Extrablättern verkündet hat!) Man hätte erwarten können, daß man das Bedürfnis empfand, das Oesterreich, welches die Vormacht an der Nordsee gleichwie am Pontus und an der Adria sein sollte, der inneren Konsolidierung zuzuführen. Aber weit gefehlt!

Derselbe Mangel an Nüchternheit und besonnener Abschätzung der Kräfte beherrschte die innere wie die äußere Politik. Man dachte nicht daran, etwa mit den Tschechen gegen Ungarn oder mit den Ungarn gegen die Tschechen gemeinsame Sache zu machen. Man klagte über den unbeugsamen slavischen Trotz und verhöhnte gleichzeitig das „Reitervolk im Osten", wie Ignaz Kuranda einmal in einer Wahlrede unter dem Jubel seiner Zuhörer die Magyaren genannt hat. Daß diese ihre vielhundertjährige, in Fleisch und Blut des Volkes übergegangene Verfassung nicht gegen die unerprobte, einem Oktroi verdankte Gesamtverfassung des österreichischen Einheitsstaates eintauschen wollten, darin erblickte man nichts als unverständige Hartnäckigkeit, zu deren Ueberwindung es nur der nötigen Ausdauer und Geduld bedürfe. Schmerlings Unglückswort: „Wir können warten", war bald die allgemeine Losung. Und das geschah selbst nach Magenta und Solferino! Man ward damals in Wien sehr scheel angesehen, wenn man zu einer Verständigung mit Ungarn riet und Ideen verfocht von der Art, wie Freiherr v. Eötvös sie in einer 1859 veröffentlichten Broschüre ausgesprochen hatte.

In diesem Sinne, im Sinne einer Verständigung mit Ungarn, dessen Sonderautonomie in weitestem Ausmaß gewahrt werden sollte, während die gemeinsamen Angelegenheiten einem gemeinsamen Parlament und diesem verantwortlichen Ministern zugewiesen würden, habe ich damals zu wirken mich bemüht. Einen ersten Anlaß hierzu bot mir die Broschüre eines Jugendfreundes, die unter dem Titel „Oesterreichs Desorganisation und Reorganisation" erschienen war. Der Verfasser war Dr. Heinrich Jaques, der unter den Advokaten Wiens eine hervorragende und später auch im österreichischen Reichsrat eine geachtete Stellung einnahm — ein durchaus ehrenfester und talentvoller Mann, dessen Begabung nur nicht auf gleicher Höhe mit seinem Ehrgeiz stand, und für den dieses Mißverhältnis verhängnisvoll geworden ist. In der Wiener Presse gab es damals nur ein Blatt, das seine Spalten einer unbefangenen

Betrachtung der ungarischen Dinge nicht verschloß: die von dem braven, gelegentlich auch wegen antizentralistischer Artikel eingekerkerten Otto Friedmann geleiteten „Neuesten Nachrichten". Doch konnten meine Aufsätze auch in der ungarfreundlichen Zeitung nicht vollständig abgedruckt werden. Insoweit ich den Zentralismus bekämpfte und Ungarns den Einheitsstaat ablehnende Haltung durch geschichtliche Erwägungen verständlich zu machen suchte, fand ich den Beifall des Herausgebers. Unsre Uebereinstimmung hörte dort auf, wo meine auf die Revision der 48er Gesetze und damit auf die Einschränkung der ungarischen Selbständigkeit abzielenden Vorschläge begannen. So ist es gekommen, daß dem letzten der Aufsätze die Aufnahme versagt ward und er teils als Bürstenabzug, teils als Manuskript durch mehr als 40 Jahre in meinem Pulte geruht hat.*) Einige Wochen später, nach der mittlerweile erfolgten Schmerlingschen Oktroyierung, erbot ich mich, als Berichterstatter des Blattes den Sitzungen des im Frühjahr 1861 einberufenen ungarischen Reichstags beizuwohnen, und machte mich zu diesem Behuf mit der magyarischen Sprache so weit bekannt, als es zu diesem Zwecke nötig war. Mein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Budapest hat mich mit ausgezeichneten Männern der andern Reichshälfte zusammengeführt, unter denen ich in erster Reihe den mir besonders lieb gewordenen einflußreichen Herausgeber der „Sonntagszeitung" (Vasárnapi ujság) und der „Politischen Nachrichten" (Politikai ujdonságok), Albert Pálffy, den früh verstorbenen Verfasser eines trefflichen Staatsrechts, Professor Récsi, endlich den Geschichtschreiber Ladislaus Szálay, namhaft mache. Josef von Eötvös und Moritz Jókai habe ich nur flüchtig kennen gelernt, während ich es aus übel angebrachter Bescheidenheit versäumte, mich dem Führer der Nation, Franz Deák, mit dem ich mehr als einmal zusammentraf, vorstellen zu lassen. Mein Bericht über jene Reichstagssitzung, die durch die Mitteilung des vom Grafen Ladislaus Teleki verübten Selbstmordes ein so tragisches Gepräge erhielt, ist damals in vielen Zeitungen wiederholt worden.

*) Die vier Aufsätze wurden kürzlich wieder abgedruckt in der Zeitschrift „Deutsche Worte", Wien 1904, 3 (Märzheft).

Anfänge wissenschaftlicher Arbeit 5

Die Richtung meiner Studien wurde ein paar Jahre lang durch die zwei Arbeiten bestimmt, von denen die eine, wie oben bemerkt, in Leipzig begonnen, die andre dort vollendet ward. Zu Ende geführt habe ich daselbst, und zwar in den letzten Monaten des Jahres 1854, die Uebersetzung der Millschen Logik, für die ich dort und damals vergebens einen Verleger suchte und die erst weit später als Bestandteil einer von mir geleiteten deutschen Ausgabe der gesammelten Werke Mills (12 Bände, Leipzig, Reisland, 1869—1880) ans Licht getreten ist. Daß ich in so frühen Jahren mit jenem Werke bekannt ward, danke ich einigen glücklichen Zufällen. In der Bibliothek des juridisch-politischen Lesevereins, dem ich schon als Student angehörte, befand sich ein Exemplar des psychologischen Werkes des älteren Mill. Die Analysis of the phenomena of the human mind erregte schon durch ihren Titel mein lebhaftes Interesse. Ich vermutete darin, und nicht mit Unrecht, eine von jeder transzendenten oder ontologischen Ansicht absehende Darstellung des Geisteslebens, und ebendieser, später positivistisch genannte Verzicht auf alle Ontologie bildete bereits damals einen Bestandteil meines philosophischen Bekenntnisses. Vom Vater ward ich auf den Sohn geführt, dessen Name mir auch mehrfach in der griechischen Geschichte seines Jugendfreundes George Grote aufgestoßen war.

Daß ich aber die von mir zeitlebens aufs höchste geschätzte History of Greece frühzeitig, schon in meinem zweiten Universitätsjahre, kennen lernte, verdanke ich dem Wink und der gütigen Vermittlung eines Mannes, der in diesen Blättern nicht ungenannt bleiben soll. Der bewegliche und liebenswürdige Kunstgelehrte Rudolf v. Eitelberger, der Gründer des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, hat sich auch dem ihm von seinem Jugendfreund Bratranek empfohlenen Studenten und Landsmann gegenüber freundlich und anregend erwiesen. Im Herbst 1853 erwarb ich die Millsche Logik, die mich sofort in helle Begeisterung versetzte und die ich kaum zu Ende gelesen hatte, als ich sie zu übersetzen begann. Kein andres Buch hat so klärend auf mein Denken gewirkt, und ich bin bei Untersuchungen der mannigfachsten Art durch die Erinnerung an Mills induktiven Kanon und die vier Grundmethoden aller Forschung wesentlich unterstützt und gefördert worden. Was jedoch damals vor allem meinen Enthusiasmus erregte und mich mit Jubel erfüllte, das war nicht der methodologische Gehalt des Werkes, sondern drei Punkte, die darin zum Teil nur gelegentlich gestreift, zum Teil auch nur angedeutet wurden.

Diese Punkte habe ich in dem ersten an Mill gerichteten Briefe, in welchem ich ihn um die Zustimmung zu meinem Unternehmen bat, hervorgehoben. Seine Antwort gab der Freude Ausdruck, daß die Uebertragung seines Werkes von jemand unternommen sei, der so vollständig in den Geist desselben eingedrungen sei (who has entered so thoroughly into its spirit), und bewies mir dadurch, daß ich ihn nicht mißverstanden hatte. Jene drei Punkte waren verschiedene Wendungen einer und derselben Tendenz, die dem Grundpathos meines eignen Nachdenkens über philosophische Hauptfragen ganz und gar entsprach. Diese Tendenz kann ich mit einem Worte Kampf gegen Willkür nennen. Als Willkür auf erkenntnistheoretischem Gebiete erschien mir alle Metaphysik und Ontologie, jeder Versuch, hinter die Welt der Phänomene vorzudringen. Diesem meinem Standpunkt, der schon jener der alten Kyrenaïker gewesen ist, war ich, wie oben bemerkt, bei James Mill wiederbegegnet, und einige Stellen der Logik zeigten mir, daß auch der Sohn der Grundansicht des Vaters treugeblieben war, für die ich selbst die seither vielgebrauchte Benennung „Phänomenalismus" in der Vorrede zur ersten Ausgabe meiner Uebersetzung der Logik zuerst angewendet zu haben glaube. Als einen Protest gegen die Willkür moralisch-sozialer, eines wissenschaftlichen Fundaments entbehrender Machtgebote betrachtete ich den Mill-Benthamschen Utilitarismus, das Bestreben, „den Imperativ aller praktischen Vorschriften auf den Indikativ realer menschlicher Interessen" zurückzuführen. Ich wußte schon damals etwas von den modernen Vertretern des antiken Eudämonismus, von Bentham und Paley, aber ich fand bei Mill zum erstenmal (und hier kann ich, wie oben, noch den genauen Wortlaut jenes Briefes anführen), ich fand bei ihm zuerst „jene Tiefe und Breite in der Auffassung der Menschennatur und aller ihrer Interessen", die mit strenger Rationalität nicht leicht vereinbar und gar selten vereinigt ist. Einen Protest gegen Willkür erkannte ich schließlich in dem strengen Determinismus, der auch die menschlichen Willenshandlungen nicht dem Bereiche der allwaltenden Kausalität entzieht.

Meine Bewunderung der Millschen Logik ist unverändert geblieben. Aber für Mills Gesamtleistung hege ich nicht mehr ganz dieselbe Wertschätzung wie in den Tagen meiner Jugend. Viele Widersprüche, die man ihm vorgeworfen hat, sind freilich nur von äußerlicher und scheinbarer Art, verbal inconsistencies, die er zu meiden niemals ängstlich beflissen war. Er rechnete auf Leser, die nicht an der Worthülse seiner Gedanken knuspern würden, und hat sich darin oft gröblich getäuscht. Ein tragi-

komisches Beispiel ist mir in Erinnerung geblieben. Als sein Utilitarianism erschien (Frühling 1863), weilte ich in London. Ich hatte ihm nur erst mit kurzen Worten brieflich für die Gabe gedankt; die erste Gelegenheit zu mündlicher Aussprache gab ein Zusammentreffen im Political Economy Club, wo ich sein Gast war. Im Einzelgespräch, vor der Mahlzeit, die der Monatssitzung vorausging, lenkte ich seine Aufmerksamkeit auf eine Stelle seines neuen Buches, an der das Wort „desirable" einer Mißdeutung fähig ist. Der Zusammenhang (p. 51/52, vergl. auch p. 6 und 57) ließ freilich keinen Zweifel darüber, daß hier nur von dem die Rede war, was gewünscht werden *kann*. Aber die Bildung des Wortes und seine sonst häufige Anwendungsart konnten auch an „Wünschens*wertes*" denken lassen. Man würde, so warnte ich, ihm vorwerfen, er habe mit dem Doppelsinn des Wortes gespielt und sich dadurch einer Erschleichung schuldig gemacht. Er lachte über die gutgemeinte Warnung und ließ die verfängliche Stelle auch in der zweiten Auflage unverändert. Genau das, was ich befürchtete, ist eingetroffen. Auf *einem* Katheder, vielleicht auf vielen, ward oder wird Mills Begründung der Ethik mit dem Hinweis auf jene „Aequivokation" und die ihr entspringende petitio principii abgetan.

Was Mills Wirksamkeit in Wahrheit geschädigt hat, ist jedoch etwas ganz andres und Tieferes. Niemand ist ungestraft ein Wunderkind. Ein Uebermaß der Frühreife, wie die „Autobiographie" es uns kennen gelehrt hat, ist dazu angetan, der Sicherheit der Intuition, der Natürlichkeit im weitesten Wortverstande Eintrag zu tun. Ich glaube jetzt, daß August Comte trotz des widersprechenden Anscheins einen richtigeren Instinkt, einen sichereren Blick für das Erreichbare und Wünschenswerte besessen hat. Ich möchte von Naturentfremdung sprechen, die allerdings schon durch James Mills „metamorphic puritanism", wie man seine ethische Sinnesart treffend genannt hat, vorgebildet war und durch die Ueberfeinerung der Lebensfreundin und späteren Gemahlin weiter entwickelt worden ist. Wenn gegenwärtig die alteinheimische Bevölkerung Neuenglands auf den Aussterbeetat gesetzt ist, so ist das natürlich nicht Mills oder irgendeines andern Philosophen oder Soziologen Werk. Allein das Aussterben der erlesenen Rasse, die einen Franklin und Emerson, einen Prescott und Motley, einen Longfellow und Hawthorne hervorgebracht hat, geht auf Gesinnungen und Neigungen zurück, die in Mills Werken eine gewichtige Stütze finden. Wer Kinderreichtum ganz unabhängig von der wirtschaftlichen Lage der Eltern aus Gründen des allgemeinen Wohls für so verdammlich hält, wie es die Trunksucht ist, wer die Zunahme des Standes eheloser Frauen für ein

erfreuliches Symptom erklärt und es mißfällig vermerkt, daß das Leben aller Frauen „to one animal function and its consequences“ gewidmet ist (Dissertations and Discussions II, 427), der hat jedenfalls das Recht verwirkt, darüber zu klagen, wenn eben die höchstentwickelten Rassen und Bevölkerungsbestandteile dahinschwinden und minder hochentwickelten den Platz räumen.

Auguste Comtes Gesellschaftsideal beginnt sich zu verwirklichen, wenn auch nicht genau in den von dem großen Denker vorhergesehenen Formen. Aufrechthaltung der alten Wirtschaftsordnung, aber Milderung ihrer Härten durch fortschreitende Humanisierung der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung — das war das Wesen jenes Ideals, dessen Erreichung wir heute schon ungleich näher stehen als zur Zeit, da Comte die Augen schloß. Seine „Kapitäne der Industrie“ sind eine immer gewaltigere Realität geworden, deren Bezeichnung unmerklich aus den Büchern in das Leben zu dringen beginnt. Zu jener neuen, aus dem Gelehrtenstand hervorgehenden „geistlichen Gewalt“ freilich, die Comte schaffen wollte, zeigen sich keinerlei Ansätze, wenngleich der neugeschaffene Bund der Akademien zur Organisation der wissenschaftlichen Arbeit einen unverächtlichen Beitrag liefern mag. Aber der Gelehrtenstand selbst und die aus ihm erwachsende Beamtenschaft ist in Wahrheit der Herd geworden, von welchem Einflüsse ausstrahlen, die auch die minder bildsamen Teile der Gesellschaft allmählich ergreifen und zur Fürsorge für die wirtschaftlich Schwächeren zwingen. Die Sozialpolitiker oder fälschlich so genannten Kathedersozialisten, jener Kreis human gesinnter Männer, der das Gesetz und die Sitte allmählich aber eingreifend umgestaltet, vollzieht eben jene Hauptaufgabe, die Comte seinem organisierten pouvoir spirituel zugewiesen hatte. Staatliche und kommunale Musterbetriebe, der Normalarbeitstag, Fabriks- und Bergwerksinspektorate, die Unfall- und Krankheitsversicherung, die Altersversorgung, ausgiebige Sonntagsruhe — all das wäre nach dem Herzen Comtes gewesen. Als weitere Folge dürfen wir eine stetig fortschreitende Verbesserung des Loses der Massen und damit das Absterben jener revolutionären Antriebe voraussehen, die eine völlig neue Ordnung der Dinge, die geschichtswidrige Rückkehr zum Kollektivismus der grauen Vorzeit erstreben.

Daß den Modifikationen der *Gesinnung* neben dem *Kampf der Interessen* im Gesamtleben die höchste Bedeutung eignet, das ist Comtes Tiefblick nicht entgangen. J. S. Mill hingegen hat ausschließlich von der Ausdehnung und der sorglich ausgeklügelten Ausübung des Wahl-

rechts Früchte erwartet, die diesem Boden nicht entkeimen. Einen extremen und darum zur Entscheidung der Frage gar wohl geeigneten Fall bildet das Frauenstimmrecht, nicht die Forderung an sich, sondern Mills Begründung derselben. Sicherlich ist kein ernster Grund vorhanden, selbständigen Frauen den Genuß des Wahlrechts zu entziehen. Aber daß die Frauen als solche ein Klasseninteresse besitzen, welches sie Vätern, Brüdern, Gatten, Söhnen gegenüber mittels des Stimmzettels geltend zu machen genötigt sind — dieser Gedanke darf uns als eine Wunderlichkeit erscheinen. Eben das Land, in welchem jenes Verlangen hier und da erfüllt ward, liefert die entscheidende Gegeninstanz. In der ganzen Länge und Breite der nordamerikanischen Union ist die staatliche und soziale Stellung der Frauen die denkbar günstigste. Wäre aber jene Theorie richtig, so müßte die „Hörigkeit der Frauen" dort die allgemeine Regel sein, mit alleiniger Ausnahme der wenigen Staaten, die wie Wyoming und Kolorado das Frauenstimmrecht eingeführt und beibehalten haben.

J. S. Mill hat seinem Vater gegenüber, der die Interessenvertretungstheorie wie ein historisches Naturgesetz hingestellt und darob den Tadel Macaulays geerntet hat, die Partei des letzteren ergriffen. Er hat freimütig und nachdrücklich anerkannt, daß es Zeiten und Zustände gibt, in denen jenes Gesetz seine Geltung einbüßt. „Wer," — so rief er im Schlußbuche der Logik (Kap. 8, § 3) aus — „Peter der Große oder der Haufe ungeschlachter Barbaren, die er der Gesittung zuzuführen unternahm, besaß die stärkere Neigung das zu tun, was im wahren Interesse dieser Barbaren gelegen war?" Allein in dem Buch „von der Repräsentativregierung" wird es wieder wie etwas Selbstverständliches hingestellt, daß in der Gegenwart wenigstens jedes Interesse nur insoweit Berücksichtigung findet, als es in der gesetzgebenden Körperschaft vertreten ist. Da ist es schwer, Fragen wie die folgenden zu unterdrücken: Ist John Howard, der Reformator des Gefängniswesens, ein Insasse von Gefängnissen gewesen? War William Wilberforce, der Vorkämpfer der Negerbefreiung, selbst ein Neger? Haben an der Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, welche die factory bills enthielten, Kinder und Frauen mitgewirkt? War die Abschaffung all der tiefgreifenden Rechtsbeschränkungen der Frauen, die im Lauf des letzten halben Jahrhunderts in England fast bis auf die letzte Spur vertilgt wurden, das Werk von Parlamenten, in denen auch nur eine einzige Frau oder ein einziger Mandatar von Frauen gesessen hat? Auch die Auskunft würde nicht verfangen, daß die unterdrückten oder mißhandelten Bevölkerungselemente zwar nicht unmittelbar, wohl aber

durch die Furcht, die sie einflößten, mittelbar ihre Erlösung bewirkt haben. In keinem der von uns namhaft gemachten Fälle kann davon auch nur entfernt die Rede sein. Und daß auch die sozialpolitische Gesetzgebung, die man die Emanzipation des Arbeiterstandes nennen kann, nicht der Furcht vor dem revolutionären Sozialismus entsprungen ist, um das zu erkennen, bedarf es nur eines Blickes auf die Männer, die an der Spitze dieser Bewegung in England wie in Deutschland und Oesterreich standen und stehen und die überwiegend von ethischen, in nicht geringem Maß von religiös gefärbten ethischen Beweggründen bestimmt wurden und werden.

Auch dem Phänomen des Sozialismus gegenüber hat es Mill an richtiger Voraussicht fehlen lassen. Er hat freilich niemals zur Fahne von Karl Marx geschworen. Weder das von den Tatsachen so schleunig und so glücklich gerichtete „Gesetz" der fortschreitenden „Verelendung" der Massen hat er vertreten, noch hatte er irgend etwas mit denjenigen gemein, die mit der ganzen Glut eines heißen Herzens die These verfechten, die Menschheit besitze kein Herz, sondern nur einen Magen! Nicht diesen falschen Propheten, den vorwärts blickenden oder den „rückschauenden" (wie Carlyle die Historiker genannt hat) ist Mill beizuzählen. Allein man lese seinen Aufsatz über die französische Februarrevolution mit seinem vergeblichen Versuch, zwischen Kommunismus und Sozialismus eine scharfe Grenze zu ziehen und den letzteren im Licht eines gar harmlosen Experimentes erscheinen zu lassen, und man wird bald gewahr werden, daß die Neigung zu radikaler Paradoxie ihn auf einen Irrweg geführt hat, den er in dem späteren Essay über die „Arbeiterfrage" wieder zu verlassen sich genötigt sah.

Neben und nach diesem großen Aufklärer des neunzehnten hat mich ein solcher des fünften vorchristlichen Jahrhunderts beschäftigt. Das ging also zu. In eben jenen Leipziger Tagen, da mein Briefwechsel mit Mill begann und ich die Logikübersetzung zu Ende führte, stieß ich auf eine kleine Schrift, die meinen Altertumsstudien eine neue Wendung gab. Otto Jahn hatte mich mit Jacob Bernays' 1848 veröffentlichter Doktordissertation „Heraclitea" bekannt gemacht. Durch dieses Schriftchen wurde ich mit der hippokratischen Sammlung vertraut. Sogleich an der Spitze eben jenes Bandes derselben (dem 6. der Littréschen Ausgabe), welcher die von Bernays ihrer heraklitischen Anklänge wegen herbeigezogene Schrift „Von der Diät" enthält, trat mir ein Stück entgegen, das mein stärkstes Interesse erregte. Es trägt den Titel „Von der Kunst" und ist eine Schutzschrift

oder richtiger eine Schutzrede zugunsten der Aerzte, eine Verteidigung der Medizin gegen ihre Angreifer. Die Kunstform jenes Werkchens gleich wie die vielfach eingestreuten, weit über den unmittelbaren Zweck desselben hinausgreifenden Erörterungen der mannigfachsten Themen, ferner die Hindeutung auf andre schriftstellerische Erzeugnisse desselben Autors, auf eine metaphysische Schrift und auf eine Behandlung der Künste überhaupt ließen in mir alsbald die Ueberzeugung keimen, daß uns hier das Werk nicht eines Arztes, sondern eines sogenannten „Sophisten" vor Augen liege. Sprachliche und inhaltliche Indizien wiesen auf das perikleische Zeitalter als die Zeit der Abfassung hin. Der also geweckte Anteil wurde noch erheblich gesteigert, als ich den Kreis der als mutmaßliche Verfasser in Betracht kommenden Persönlichkeiten noch enger zu umschreiben mich genötigt sah. Der metaphysische Exkurs galt mir als eine weitere Ausführung des berühmten protagoreischen Satzes: „Aller Dinge Maß ist der Mensch" — ein Satz, dessen relativische Färbung mir den Namen des viel angefochtenen, vornehmsten und ältesten Sophisten schon auf der Schulbank teuer gemacht hatte. Ebendiesem wird in einem platonischen Gespräch (dem „Sophisten") eine Gesamterörterung der Künste zugeschrieben, gerade wie in der Schrift „Von der Kunst" eine solche verheißen wird. Der Stilcharakter der kleinen Rede stimmt auffällig zu parodistischen Nachbildungen der Redeweise des Protagoras im gleichnamigen Dialoge Platons. Kurz, ich mutmaßte alsbald, daß jene pseudo-hippokratische Schrift in Wahrheit das Werk des Protagoras sei. Noch fester stand mir freilich die Tatsache, daß diese Rede als das einzige noch vorhandene Erzeugnis der sogenannten „Sophistik" uns einen sicheren Einblick in eine Literaturgattung gewährt, über die wir bisher nur nach Berichten und parodistischen Darstellungen von Gegnern (zumal Platon) zu urteilen vermochten. Um dem vergessenen Schriftchen die ihm gebührende Beachtung zu sichern und meine Ueberzeugung auch andern glaubhaft zu machen, waren mannigfache Vorstudien erforderlich. Der Text war ziemlich verwahrlost; es galt die besten und ältesten Handschriften zu Rate zu ziehen. Um die textkritische gleich wie die Interpretationsarbeit mit Sicherheit zu vollziehen, tat es not, die gleichzeitige Literatur, insbesondere jene, welche dieselbe Dialektform zeigt, gründlich kennen zu lernen. Endlich wollte ich bei diesem Anlaß die philosophische Eigenart des Protagoras darlegen, ja womöglich von dieser Einzelerscheinung aus zur Betrachtung des Gesamtphänomens, der sie angehört, vordringen und den „Sophisten" gescholtenen Vorkämpfern der Aufklärung die ihnen gebührende gerechte Beurteilung erstreiten. Diese

Absichten habe ich in weit späterer Zeit insgesamt, aber nicht in einer und derselben Schrift, in der „Apologie der Heilkunst" verwirklicht.*)

So ward ich von diesem einen Punkte aus auf viele und vielartige Wege der Forschung geführt. Nach Wien zurückgekehrt, nahm ich zunächst das Studium der großen hippokratischen Sammlung in Angriff, ein Unternehmen, bei welchem mich der Rat und der Büchervorrat Romeo Seligmanns, des gelehrten und geistvollen Professors der Geschichte der Medizin, gar sehr gefördert hat. Der Vertiefung in das herodoteische Geschichtswerk, das Hauptdenkmal der ionischen Prosaliteratur jenes Zeitalters, entstammten einige meiner ersten philologischen Arbeiten: Rezensionen neuer Herodot-Ausgaben, die noch in den fünfziger Jahren erschienen sind und denen sich späterhin mehrere Hefte herodoteischer Studien anschlossen. Mit den Hippokrates-Handschriften machte ich mich zuerst in Wien, dann in Paris und Venedig vertraut. Mein dadurch verursachter erster Pariser Aufenthalt (Herbst und Winter 1856), dem ein zum Teil durch Familienverhältnisse veranlaßter zweiter Aufenthalt 1857/58 gefolgt ist, hat mich mit manchen anziehenden und bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung gebracht.

Vor allem mit dem ehrwürdigen Littré, an den mich Seligmann empfohlen hatte. Mit dem ausgezeichneten Manne, an den wohl Renan dachte, als er von einem Zeitgenossen schrieb, er gleiche in seiner Lebensführung einem Heiligen und besitze un seul travers, celui de se croire athée, blieb ich fortan in steter Verbindung. Als er mich einmal in der Förderung meiner Arbeiten lässig glaubte, schrieb er mir das schöne Mahnwort: Travaillez, travaillons; c'est ce qu'il y a de plus effectif dans notre courte vie. Außer wissenschaftlichen Interessen verband mich mit ihm auch die Fürsorge für die Witwe August Comtes. Dieser war, eben da ich das zweitemal in Paris weilte, gestorben. Welch ein Wechsel der Zeiten! Da ich vor zwei Jahren (im Mai 1902) wieder einmal Paris besuchte, da wurde das Standbild August Comtes enthüllt. Deputationen waren aus beiden Hemisphären herbeigeeilt; der Präsident der Republik ließ sich bei der Feier vertreten; der Kriegsminister André hielt die Festrede. Als hingegen der von einflußreichen Koterien, die er freilich nicht ohne Mutwillen herausgefordert hatte, verfolgte und seiner Stellen an der Ecole polytechnique enthobene Freidenker starb, da blieb Karoline Comte völlig mittellos zurück und wäre der bittersten Not verfallen, hätte

*) Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Wien 1890).

ihr nicht Comtes vornehmſter Jünger auf dem Wege der Subſkription den Fortbezug der ihr von ihrem Gatten ausgeſetzten beſcheidenen Rente geſichert. Auch mit dem großen ruſſiſchen Dichter Turgénjew bin ich damals einmal am Krankenbett eines werten Freundes, des deutſch-öſterreichiſchen Poeten Moritz Hartmann, zuſammengetroffen. Er entwickelte an jenem Abend in geiſtvollſter Weiſe jenes Thema, das er ſpäter in ſeinem Aufſatz über „Hamlet und Don Quichotte" als die zwei Grundtypen moderner Menſchheit ausgeführt hat.

Einer feierlichen Akademieſitzung, der ich (am 11. Dezember 1856) beiwohnte, will ich gedenken, weil die Aufnahmsrede des neugewählten Dichters Ponſard eines zugleich ernſten und heiteren Intereſſes nicht entbehrt hat. Es war der letzte Proteſt des abſterbenden Klaſſizismus gegen die ſiegreiche romantiſche Schule, an deren Spitze der damals im Exil weilende Viktor Hugo ſtand. Ponſard erhob bittere Beſchwerde über jene franzöſiſchen Dichter, die „nicht nur bei den Engländern, ſondern ſogar bei den Deutſchen" in die Schule gegangen und den heimiſchen Traditionen untreu geworden waren. Quoi de plus vrai — ſo rief er aus — que les vers de Racine? Racine est simple, très simple, plus simple et plus naturel que Shakespeare, quand Shakespeare est naturel, plus vrai que Goethe, lequel est très affecté. Das war auch für einen benachbarten Franzoſen zu viel, der mit dem entrüſteten Ausruf: Ah, ce n'est pas vrai! von ſeinem Sitz aufſprang. Was mußte erſt jene Dame mit den klugen Augen und den feinen Zügen empfinden, die zugleich mit mir, von einem gemeinſamen Freunde geführt, den Sitzungsſaal betreten hatte: die erſt 50jährige, aber bereits völlig ergraute Gräfin d'Agoult (als Schriftſtellerin Daniel Stern), die den „affektierten" Altmeiſter noch perſönlich gekannt und ihn in einem ihrer Bücher anmutig geſchildert hat! In einem andern Teil ſeiner Rede ſprach der Vorkämpfer des Klaſſizismus von dem perſönlichen Verhältnis ſeines akademiſchen Vorgängers Baour-Lormian zu Lamartine und beleuchtete dasſelbe durch eine vermeintliche antike Parallele, die in die Worte ausklang: Ennius inspira la jeunesse de Virgile, Virgile protégea la vieillesse d'Ennius. Die Kluft von mehr als zwei Jahrhunderten, welche die beiden römiſchen Dichter in Wahrheit getrennt hat, kümmerte den Dichter der „Lucrèce" gar wenig. Die Pariſer Tagesblätter haben, ſoweit ich mich erinnere, von dieſer Entweihung der Kuppel des Inſtituts kein Aufhebens gemacht. Die beiden großen Gelehrten und Kritiker aber, die an der Sitzung in amtlicher Stellung teilnahmen und deren Erſcheinung übrigens einen ſeltſamen

Kontrast bildete, der bleistiftdünne Sainte-Beuve und der beleibte Villemain mit den schweren Gesichtszügen — sie waren wohl von Malice gegen den akademischen Neuling geleitet, als sie seine Eintrittsrede unbeanstandet ließen und ihn dadurch wohlverdientem Gelächter preisgaben.

Jener mein erster Besuch der französischen Hauptstadt war von der Schweiz aus, zum Teil noch (von Genf bis Dôle) mittels der altväterischen Diligence erfolgt. Der alpine Sport, den ich in der Umgebung des Monte Rosa gepflogen hatte, lag damals noch in seinen Anfängen. Man eilte noch nicht von Spitze zu Spitze; man verschmähte es nicht, Pässe und Joche zu überqueren, ja gelegentlich auch auf der Landstraße zu wandern, wobei man Land und Leute ungleich gründlicher kennen lernte als jetzt, wo die Eisenbahn den Touristen häufig bis an den Fuß der Berge, nicht selten auch durch Bergbahnen bis auf die Höhen trägt. Mit inniger Freude denke ich an jene Fußwanderungen zurück, denen ich die Erinnerung an manchen Hochgenuß schulde und eine lange nachwirkende Stärkung und Erfrischung zu verdanken glaube. Die Unglücksfälle der Touristen, die derzeit in jedem Sommer eine stehende Rubrik der Zeitungen bilden, haben, von dem Kapitel unseliger Zufälle abgesehen, zweierlei Ursachen. Sie sind die Folge unzulänglicher Kraft, Schulung, Ausrüstung oder Führung; und sie entstammen jener Verwegenheit, die mitunter angeboren, häufiger aber die Frucht zahlreicher, zur Ueberschätzung der eignen Leistungsfähigkeit verleitender Erfolge ist. Diesen Schattenseiten stehen aber Lichtseiten gegenüber, die uns davor bewahren sollten, die Hochtouristik, wie das gegenwärtig oft geschieht, in Bausch und Bogen zu verdammen. Die Erhabenheit der Gletscherwelt erzeugt an sich ein ästhetisches Lustgefühl, das sich nur mit demjenigen vergleichen läßt, welches von den gewaltigsten Kunstwerken ausgeht. Dazu gesellt sich aber nicht nur das unvergleichliche physische Wohlgefühl, welches die Reinheit der eingeatmeten Luft und die Entladung überschüssiger Körperkraft hervorbringt. Auch die intensive Befriedigung, welche allezeit der nachhaltigen Willensbetätigung, der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren entspringt, tritt, vielleicht ausschlaggebend, hinzu, um einen der mächtigsten und wohltuendsten Eindrücke, deren wir fähig sind, zu erzeugen. So sind es Elemente der verschiedensten Art, die hier in einem Punkte zusammentreffen, uns im Augenblick beglücken und der heilsamsten dauernden Nachwirkung nicht entbehren. Der Stählung des Körpers steht die Kräftigung des Willens und die Steigerung der Empfänglichkeit für alles Große und Erhabene zur Seite. Frevelhaft ist nicht der Bergsport an sich, sondern nur der Leichtsinn, mit

dem er häufig betrieben wird, die Eitelkeit, der es um die bloße Erzielung eines noch unerreichten Rekords, um Triumphe zu tun iſt, die außer jedem Verhältnis zu dem dabei aufgewandten Einſatz ſtehen. Von einigem hiſtoriſchen Intereſſe mag übrigens die Erinnerung an das ſo junge Datum der Hochtouriſtik ſein. Schutzhäuſer hat es in der Mitte der 50er Jahre noch ſo gut als gar nicht gegeben. Man mußte in Almhütten übernachten, die natürlich weit von den Gipfeln entfernt waren und zum Aufbruch in der Nachtzeit nötigten, wenn man, wie es faſt immer erwünſcht iſt, die Höhe in den erſten Morgenſtunden, ehe die Sonne den Schnee erweicht hat, erklimmen wollte. So ſtand es um den Großglockner, unter deſſen erſten zwölf Beſteigern mich Anton Ruthners Glocknerbuch verzeichnet, ſo um den Dachſtein, zu dem mich noch derſelbe Führer, Franz Wallner, geleitet hat, der mit Friedrich Simony die erſte Beſteigung unternommen hatte.

Zu andern und weiteren Reiſen hat mich in den 60er und noch in den 70er Jahren die Beſchäftigung mit den herkulanenſiſchen Papyrusrollen veranlaßt. Der Aufſchwung dieſes Studienzweiges war eine Frucht der Einigung Italiens. Solange die Bourbonen auf dem Throne Neapels ſaßen, waltete auf dieſem wie auf andern Gebieten ein kaum glaublicher Schlendrian. Die römiſche Villa, die im Garten des Kapuzinerkloſters von Portici 1753 entdeckt worden war, enthielt einen Bibliotheksraum, der mit halbverkohlten Papyrusrollen angefüllt und mit einigen Büſten verziert war, welche die Geiſtesrichtung des einſtigen Beſitzers deutlich erkennen ließen. Es waren vornehmlich die Häupter der epikureiſchen Schule, die jenes Büchergemach zierten. Der Eigentümer der zahlreiche Kunſtſchätze bergenden Villa war dereinſt faſt ſicherlich Lucius Calpurnius Piſo, der Schwiegervater Julius Cäſars, geweſen; die Bücherei ſetzte ſich zum großen Teil aus Werken ſeines Schutzbefohlenen, des epikureiſchen Literaten Philodemos von Gadara (die nicht ſelten durch mehrere Exemplare vertreten ſind), zuſammen, daneben aus Schriften, welche Philodem hochgeſchätzt, aus ſolchen, die er bei der Abfaſſung ſeiner Schriften benützt oder gegen die er polemiſiert hat. Frau v. Staël hat in ihrer „Corinna“ ihres Beſuchs in der Officina de' Papiri gedacht und dabei das hübſche Wort geſprochen: En passant auprès de ces cendres, que l'art parvient à ranimer, on tremble de respirer, de peur qu'un souffle n'enlève cette poussière, où de nobles pensées sont peut-être encore empreintes.

Die Begeiſterung, welche der Fund anfänglich geweckt hatte, iſt verflogen. Sie verringerte ſich in dem Maße, als man näher mit ihm vertraut ward. Man glaubte Meiſterwerke der griechiſchen Poeſie entdeckt

zu haben und fand statt ihrer philosophische Abhandlungen, deren Wert man nicht eben hoch veranschlagte. Diese Enttäuschung mag es mit verschuldet haben, daß die Verwertung jener Rollen im langsamsten Tempo vor sich ging. Der bigotten Umgebung der Bourbonenkönige mochte es übrigens wenig darum zu tun sein, die Erzeugnisse freigeistiger griechischer Heiden rasch ans Licht treten zu sehen. Die Hauptsache aber war eine andre. Philodems Werke waren das Patrimonium ganzer Familien von Museumsbeamten und neapolitanischen Gelehrten geworden. Die Nahrung spendende Quelle sollte nicht zu bald versiegen. Eine Reihe von Generationen hat an der Aufwicklung der Rollen gezehrt; die lesbar gewordenen Stücke wurden von Mitgliedern einer zu diesem Zweck gegründeten Akademie veröffentlicht, die Lücken großenteils mit arger Willkür ergänzt und mit langatmigen, aber teuer bezahlten Kommentaren versehen. Der Zug der „Tausend" von Marsala und die ihr nachfolgende Einverleibung des Königreichs beider Sizilien machte diesem Zustand der Dinge ein Ende. Von 1861 angefangen, wurden die bis dahin angefertigten Faksimiles ohne Ergänzungen und Kommentar veröffentlicht und ihre Ausarbeitung der gesamten gelehrten Welt freigegeben. Mich zog der Inhalt dieser Rollen ebensosehr an wie die Technik der Ergänzung. Auch das damit verbundene Wagnis entbehrte für mich nicht jedes Reizes. Allmählich erwarb ich eine genauere Kenntnis der Sprache, die im Verein mit einem gewissen kombinatorischen Geschick und mit dem starken Interesse an dem philosophischen Gehalt der Schriften meinen hierauf bezüglichen Publikationen einigen Wert verlieh. Um diesen eine sicherere Grundlage zu bereiten, besuchte ich Neapel zu wiederholten Malen, zuerst im Januar 1867 (im Anschluß an einen längeren römischen Aufenthalt), und unterzog manche Originale einem recht sehr anstrengenden, aber nicht ergebnislosen Studium. Auch ein noch unveröffentliches Stück von Epikurs Hauptwerk „Ueber die Natur" durfte ich ans Licht ziehen.

Schon früher war es mir gelungen, einen verborgenen und vergessenen Schatz zu heben. Am Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit, da die Königsfamilie vor Napoleon nach Palermo geflüchtet war und dort den Schutz Englands genoß, wurde daselbst eine große Zahl der herkulanischen Rollen unter der Leitung William Hayters, eines gelehrten Kaplans des nachmaligen Königs Georg IV., aufgerollt und abgezeichnet. Vieles von dem, was damals noch deutlich lesbar war, ist zur Zeit, da die nach Neapel zurückgebrachten Originale endlich von neuem kopiert wurden, bereits unlesbar gewesen. Das gilt nicht nur von einzelnen

Silben, Worten oder Zeilen, sondern von halben und ganzen Kolumnen. Jene wertvollen Faksimiles aber waren nach England gebracht und der Oxforder Universitätsbibliothek einverleibt worden. Ein Teil derselben ward in den 20er Jahren publiziert, der sehr beträchtliche Rest aber unveröffentlicht geblieben. Ich begab mich, um dieses wichtige Hilfsmittel meines Studiums auszubeuten, im Frühling 1863, von Grote empfohlen, nach Oxford. Dort hatte man merkwürdigerweise jenen Gegenstand ganz und gar aus den Augen verloren. Man kannte den Verbleib der Hayterschen Kopien nicht. Erst nach langem Suchen, als ich schon unverrichteter Sache abreisen wollte, fand der Bibliothekvorstand ein Schlüsselchen, an welchem ein mit Herculaneum Papyri beschriebenes Zettelchen hing. Nun ging es an ein erneutes Durchsuchen von Dachkammern und Vorratsräumen. Endlich stießen wir auf eine Kiste, die jenes Schlüsselchen öffnete, und gelangten so wieder in den Besitz der für das Studium der Papyri ungemein wertvollen Abschriften.

Die Fülle immer neu zuströmenden Stoffes beflügelte und befeuerte in jenen Jahren meine kritische Arbeit. So nenne ich sie dem Herkommen gemäß, obgleich das Wort Kritik weder in seinem ursprünglichen noch in seinem abgeleiteten Sinne der wahrhaft zutreffende Ausdruck ist. Mehr als um Scheidung und Sichtung handelt es sich bei derartigen Restaurierungsversuchen um Ergänzung und Wiedervereinigung. Die Urteilskraft gelangt dabei zur Betätigung, aber die nachschaffende Phantasie spielt eine noch gewichtigere Rolle. Es galt jenes Literaturgebiet vorerst aus dem Gröbsten herauszuarbeiten: versprengte Trümmer zu vereinigen, Doubletten zu erkennen, desgleichen verschiedene Bearbeitungen derselben Stoffe, endlich und hauptsächlich das Verstümmelte zu vervollständigen und die Beziehungen des neuen literarischen Materials zu dem altbekannten zu ermitteln. Unter den Texten, die ich damals bearbeitete, war mir *einer* besonders wert. Ich meine Philodems Schrift über Induktionsschlüsse, ein Kollegienheft nach Vorträgen seines Meisters Zenon, das von streng empirischem Geiste erfüllt ist und ein neues, ungeahntes Band um Altertum und Neuzeit schlingt. Allerdings hatte schon Aristoteles erkannt, daß jede Deduktion auf ihr vorausgehenden Induktionen fußt, daß man neue Wahrheiten nur aus schon vorhandenen, durch Erfahrung gewonnenen ableiten kann. Er ist aber über diese allgemeine Einsicht nicht hinausgekommen; einen Kanon der induktiven Logik hat uns erst die neuere Zeit, zuerst durch Bacon und dann durch Mill, geschenkt. Jetzt gewahrte man mit Staunen, daß schon der jüngere Epikureismus in gleicher Richtung

tätig war, und gelegentliche Andeutungen Galens und des skeptischen Hauptschriftstellers Sextus empfingen neues Licht; es ward uns ein Einblick eröffnet in vorher unbekannte Beziehungen zwischen den jüngeren Epikureern, den Skeptikern und einigen ärztlichen Schulen. Versäumt habe ich es, die in Aussicht genommenen ausführlichen Kommentare zu jenen Schriften zu liefern, da ich, von der Fülle des Stoffes bedrängt, die allmählich nötig werdende Spatenarbeit andern überließ.

Diese meine herkulanensischen Studien, teils unter diesem Namen, teils als Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht, haben mir den Weg zur akademischen Tätigkeit gebahnt. Im Sommer 1867 bewarb ich mich, von dem damals Wien verlassenden Bonitz und noch mehr von Miklosich dazu gedrängt, um die venia legendi für klassische Philologie an der Wiener Universität. Das Professorenkollegium sowohl als die Unterrichtsverwaltung bewiesen mir diesmal, wie auch später bei vielen Anlässen, das bereitwilligste Entgegenkommen. Das fehlende Doktordiplom bildete kein Hindernis; auch die „Kolloquium" genannte Prüfung wurde mir nachgesehen. Eine Probevorlesung genügte, mich zum Dozenten zu machen. Gleichzeitig erhielt ich von der Grazer Universität einen Ruf, den ich nach reiflichster Erwägung ablehnen zu müssen glaubte. Es war mir daselbst eine außerordentliche Professur für Geschichte der alten Philosophie zugedacht. Da dieses Wissensgebiet im Mittelpunkt meiner Studien stand, war jener Ruf ein verlockender. Allein die ausschließliche Beschränkung auf dieses Sondergebiet war mir wenig willkommen. Ich bedaure auch heute nicht den langjährigen Zwang der philologischen Professur, der mich in mancherlei Bereichen der Altertumswissenschaft heimisch werden ließ. Ward ich dadurch auch zeitweilig den literarischen Hauptaufgaben meines Lebens entfremdet, so ist schließlich auch diesen selbst die also gewonnene Erweiterung des Umblicks zugute gekommen. Schon in den Jahren, die meiner Habilitation vorangingen, hatte ich, zuerst in meiner Vaterstadt Brünn, zwei populäre Vorlesungen gehalten, über „Demosthenes den Staatsmann" (1864) und über „Traumdeutung und Zauberei" (1866), die alsbald veröffentlicht wurden. Dazu trat in weit späteren Jahren ein in der Wiener juristischen Gesellschaft gehaltener Vortrag über des Aristoteles neu entdeckte Schrift von der Staatsverfassung der Athener. Mehrere andre derartige Vorträge sind unveröffentlicht geblieben. Ihre Themen waren „Der Garten Epikurs", „Der Philosoph Seneca", „Kleine Bilder aus der ägyptischen Vergangenheit", „Platon und die Demokratie", „Was uns die Sprache lehren kann".

Zu kleineren Gelegenheitsvorträgen gab die Teilnahme an einer Vereinigung Anlaß, die um die Mitte der sechziger Jahre unter dem Namen des „historischen Kränzchens" in Wien bestanden und mehr geleistet hat, als diese Bezeichnung verspricht. Neben der politischen und der Literaturgeschichte, neben Religions- und Sprachwissenschaft bildete auch die Nationalökonomie und die Soziologie, ja selbst die aktuelle Politik den Gegenstand unsrer Verhandlungen. So verursachte der amerikanische Bürgerkrieg gar lebhafte Debatten, in welchen Friedrich von Hellwald das einseitige Rassenprinzip im Sinne der sklavenhaltenden Südstaaten verfocht, während ich mit andern für den Norden der Union und für die Sklavenemanzipation eintrat. Zu den tätigsten Mitgliedern der Vereinigung gehörten Wilhelm von Hartel, Richard Heinzel, der Historiker Ottokar Lorenz, der Kunstforscher Moritz Thausing und der leider gar bald von Wien und nur allzufrüh aus dem Leben geschiedene Wilhelm Scherer. So ward sein später veröffentlichter Vortrag über Abraham a Sancta Clara zuerst bei der „Goldenen Ente" in der Schulerstraße vernommen, wo unsre Versammlungen stattfanden.

Dem von Geist und Leben sprühenden jungen Gelehrten bin ich in jenen Jahren besonders nahe gestanden. Nicht nur nahm jeder an den wissenschaftlichen Arbeiten des andern den regsten Anteil, uns vereinigte auch manch ein Interesse von weit allgemeinerer Art. So standen wir im Gefolge von Max Menger und Dr. Adolf Ehrenfeld an der Wiege der damaligen Arbeiterbewegung, die sich noch in den von Schulze-Delitzsch gelegten Gleisen bewegte. Wir bemühten uns um die Schaffung und Förderung eines Arbeiterbildungsvereins und erschienen einmal als Deputation im Ministerium des Innern, um Begünstigungen für die in der Bildung begriffenen Konsumvereine und Produktivgenossenschaften zu erwirken. Unvergeßlich sind mir auch die Stunden, die ich zusammen mit Scherer bei dem genialen Gehirnforscher Theodor Meynert verbrachte, der damals noch die bescheidene Stellung eines Prosektors einnahm. Meynerts populäre Vorlesungen waren nicht danach angetan, von der Fülle und Klarheit seines Geistes eine richtige Vorstellung zu geben. Sein Streben nach allzu großer Konzentration des Ausdrucks und seine übergroße Scheu vor allem Gewöhnlichen machten seine Darstellung, so oft er einige Mühe auf sie wandte, geschraubt und dunkel. An ihn dachte ich, als ich anläßlich des antiken und modernen Euphuismus von solchen sprach, deren „Gedanke" es „verschmäht, in ein bereit gehaltenes Gewand zu schlüpfen". (Griechische Denker I², 383.) Wenn der Mann mit dem

Löwenhaupt und der Löwenmähne hingegen in kleinem Kreise ohne jede Vorbereitung über seine Entdeckungen sprach, wie an jenen Sonntagvormittagen, da Scherer und ich ihn zu besuchen pflegten, da floß ihm die Rede gar leicht und in unübertrefflicher Klarheit vom Mund, und wir gewannen den lehrreichsten Einblick in die Werkstatt, aus der so viele, lange nachwirkende Anregungen hervorgegangen sind. Auch an der Gründung der anfänglich von Rokitansky, dem zugleich durch glänzende Genialität und durch echt österreichische Schlichtheit ausgezeichneten Forscher, geleiteten „anthropologischen Gesellschaft" hat gleich mir selbst Freund Scherer teilgenommen. Bei diesen Erinnerungen drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß die „spécialité dispersive" (um einen Lieblingsausdruck August Comtes zu gebrauchen) seither, vielleicht mehr zum Heil der Wissenschaft als ihrer Pfleger, gar erhebliche Fortschritte gemacht hat. Damals hat die Gemeinsamkeit der Interessen in Wien wenigstens noch gar viele vereinigt, von denen und von deren Nachfolgern jetzt fast jeder seinen engumhegten Sonderpfad wandelt.

Hier aber können diese Aufzeichnungen füglich schließen. Sie verfolgen vornehmlich den Zweck, auf manch ein Band hinzuweisen, welches scheinbar disparate Leistungen und persönliche Beziehungen ihres Verfassers verknüpft hat. Wenn dieser Rückblick nebenbei auf seinen Bildungs- und Studiengang und dadurch mittelbar auf die allgemeinen Kulturverhältnisse, die sich darin spiegeln, einiges Licht wirft, so bedeutet das hauptsächlich in letzterer Rücksicht einen erwünschten Nebenertrag. Ueber die zweite Hälfte meines bisherigen Lebens aber glaube ich mich derzeit nicht verbreiten zu müssen. Die Professur (1869) und die gleichzeitige Gründung eines Hausstandes haben ihr die Bahn vorgezeichnet. Wissenschaftliche Arbeiten bilden die Etappen des Weges, der, von zwei Orientfahrten abgesehen, keinerlei farbenreiche Episoden aufweist. Vielleicht greife ich in Zukunft noch einmal zum Griffel des Autobiographen, vorausgesetzt daß mir das Schicksal und die mir obliegende Aufgabe, mein Hauptwerk „Griechische Denker" zu vollenden und zu vervollkommnen, die dazu erforderliche Muße gönnt.

Graf Telekis Tod*)

(„Neueste Nachrichten“ 10. Mai 1861)

Pest, 8. Mai.

Ich schreibe Ihnen unter dem frischen Eindruck eines entsetzlichen Ereignisses!

Als ich heute morgens dem Repräsentantenhause zueilte, glaubte ich wohl einem mächtigen, herzergreifenden Schauspiele entgegenzugehen; doch ahnte ich nicht, daß ich der Zeuge einer Schreckensszene werden sollte, wie die Geschichte deren nur wenige verzeichnet hat. Es war nach langen Regentagen der erste schöne Frühlingsmorgen, ein wundervoller, sonnenheller Tag; es schien, als ob auch die Erde sich zu dem großen parlamentarischen Kampfspiel schmücken wollte, dem wir seit Wochen mit ungeduldiger Erwartung entgegensahen; frohen Mutes schritt ich dem Museumsgarten zu. Dichte Menschenmassen umlagerten das Torgitter. Die erste Gestalt, die ich unter den zahllosen vergebens Harrenden bemerkte, war die einer Frau, die fast flehentlich mit tränenden Augen um Einlaß bat. Die feuchten Augen waren von schlimmer Vorbedeutung. Ich lächelte über den patriotischen Eifer der guten Frau; ich dachte nicht, daß ich bald so viele Tränen fließen sehen, so viel Wehklagen hören sollte!

Nur darauf bedacht, in dem überfüllten Hause Raum zu finden, achtete ich wenig auf die Gespräche der den Garten und die Halle füllenden Gruppen. Wohl schlug der Name Teleki mehrmals an mein Ohr; man unterhält sich wohl — so dachte ich — darüber, ob der allbekannte Parteiführer heute unmittelbar nach seinem großen Gegner das Wort ergreifen würde oder nicht, ein Umstand, über den er selbst gestern nachmittag noch nicht sicheren Bescheid zu geben wußte; da vernahm ich von einem Freunde — mit sprachlosem Entsetzen — die Schreckenskunde: Teleki tot, durch

*) Graf Ladislaus Teleki war als Vertreter des revolutionierten Ungarn bei der französischen Regierung beglaubigt worden und im Auslande verblieben. Auf einer Reise zu Dresden verhaftet, wurde er der österreichischen Regierung ausgeliefert, nach Wien gebracht und vom Monarchen begnadigt. An jenem 8. Mai 1861 sollte die Debatte im ungarischen Reichstag über die Frage beginnen, ob dieser seine Beschwerden in einer an den Monarchen gerichteten Adresse (felirat) oder in einer bloßen Resolution (határozot) niederlegen sollte. Franz Deák befürwortete das maßvollere, Graf Teleki das radikalere Vorgehen.

eigne Hand gefallen! Am Morgen des Kampfes, den er längst hatte vorbereiten helfen, in dem er glänzen, vielleicht siegen sollte! — Unmöglich! — Die einen glaubten, die andern bestritten das Gerücht, das erst vor wenigen Minuten in den Saal gedrungen war. Da bestieg Präsident Ghiczy mit wankenden Schritten die Estrade — die Glocke ertönt — lautlose Stille. Das tränenfeuchte Auge, die zitternde Stimme verheißen nichts Gutes; bald geben die Worte volle Gewißheit. Da erschüttert ein Schreckensruf das Haus. Die Versammlung bricht in Tränen aus. Die Männer schluchzen, die Frauen weinen laut; viele verließ die Besinnung. Endlich erhebt sich Franz Deák, der Führer des Hauses, und spricht oder stammelt vielmehr mit kaum vernehmbarer Stimme Worte des Schmerzes über den Verlust des geliebten Jugendfreundes, des bewährten Patrioten; er beantragt die Vertagung des Hauses bis zur nächsten Woche. Ihm antwortet billigender Zuruf. Ohne Abstimmung, ohne die Erklärung des Präsidenten abzuwarten, stiebt alles in wilder Bewegung auseinander.

Nur der Pinsel eines Malers könnte all die schreckensbleichen, schmerzerfüllten Mienen schildern, denen man jetzt in der Halle, im Garten, auf der Straße begegnete. Nie werde ich das Bild eines mir unbekannten vollkräftigen, blühenden Mannes vergessen, der in unbezwingbarer Gemütsbewegung laut und heftig weinend in der Marmorhalle auf und nieder schritt.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Hiobspost verbreitet; bald füllte eine wogende Menge die Straßen; überall verstörte Gesichter, gebeugte Gestalten, in Gruppen geschart, um den Mitteilungen einzelner zu lauschen, die den Heißhunger des Volkes mit wahren oder erdichteten Berichten stillen. Die mythenbedürftige Menge glaubt, wie natürlich, nicht an den sogleich über jeden Schatten eines Zweifels festgestellten Selbstmord; ein politischer Mord, das ist die Losung, die von Mund zu Mund geht, und wo man die Urheber desselben sucht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen.

Die Teilnahme an dem tragischen Ereignis ist eine ungeheure, die Erregung eine fieberhafte; sie wächst mit jeder Stunde, die die Schreckensnachricht in neue und immer weitere Kreise trägt. Am frühen Nachmittag werden Blätter ausgegeben, die auf offener Straße verlesen werden; das Straßenleben, die allgemeine Bewegung mahnt an Revolutionstage.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Welche sind die Motive der grausen Tat? War sie vorbedacht oder etwa das Werk einer plötzlichen Geistesstörung? Das wenige, das ich zur Beantwortung dieser Frage sagen kann, ist etwa dieses: Das

Temperament des Grafen Ladislaus Teleki war immer ein in hohem Maße nervös-reizbares, wie dies ſchon die zahlreichen, von dem ſo ausgezeichnet liebenswürdigen, nichts weniger als herausfordernden oder händelſüchtigen Manne ausgefochtenen Duelle dartun. Seine Reizbarkeit war ſchon ſeit mehreren Jahren durch ein tieferes Leiden, in jüngſter Zeit durch ſeine perſönlichen Erlebniſſe außerordentlich geſteigert worden. Das Dresdner Ereignis, die erlittene Unbill, die Pein eines nur widerwillig ertragenen Gnadenaktes hatten in dem Herzen des ſo empfindlichen Mannes einen tiefen Stachel zurückgelaſſen. Er war, wie ſeine Freunde verſichern, ſeitdem ein andrer geworden. Die queckſilberne Beweglichkeit, die haſtige Ungeduld, die ihm ſeither eigen waren, erregten ihre Verwunderung und nicht ſelten ihre Beſorgnis. Er befand ſich überdies — das Schlimmſte, das einem Manne überhaupt begegnen kann —, wenn wir nicht irren, in einer falſchen Stellung. Er war weder zum Parteiführer noch zum politiſchen Ultra geboren. Zu der aufreibendſten aller menſchlichen Tätigkeiten, der Führung einer politiſchen Partei in bewegter Zeit, fehlte ihm ebenſowohl die ſichere Grundlage einer feſten leiblichen Geſundheit wie die unentbehrliche Ruhe des Geiſtes. Seiner politiſchen Parteiſtellung nach war der Graf zeitlebens ein entſchieden vorgeſchrittener Liberaler; er, der geborene Ariſtokrat, war von Jugend auf ein Demokrat im edelſten Sinne geweſen; er hatte mit leidenſchaftlicher Wärme für die Abſchaffung der Adelsvorrechte, für die vollſtändige Rechtsgleichheit aller, für alle Forderungen der Humanität und des Rechtsſtaates durch Schrift und Wort gekämpft. Aber der Mann von reicher und harmoniſcher Bildung (er hatte ſie auf ſicherer klaſſiſcher Grundlage, zum Teil auf deutſchen Hochſchulen, erworben*) war ſeinem ganzen Weſen nach nichts weniger als ein Revolutionär. Hätte ihm nicht die unglückliche Sendung ins Ausland den Weg in die Heimat verſperrt, er befände ſich wahrſcheinlich zur Stunde auch auf politiſchem Gebiet in den Kreiſen ſeiner Jugendfreunde Eötvös, Szalay, Lukács u. ſ. w.

Jetzt war er durch ſeine Schickſale an die Emigration geknüpft, und was das ſchlimmſte war, er *war* ſeit ſeiner unter ſo ſeltſamen, von ihm nicht erbetenen Formen vollzogenen Befreiung *politiſch unfrei geworden*. Die Hand, die ſeine Feſſeln brach, ſchlug ihn unwillkürlich in andre, unſichtbare, aber darum nicht weniger unzerreißbare Bande. Das

*) Er war in früher Jugend auch als Dichter in einer jetzt vergeſſenen Tragödie aufgetreten, deren Stoff der römiſchen Geſchichte entlehnt war.

Gift der Verleumdung hatte im stillen an seinem Namen gefressen. Die blinde Parteiwut schonte nicht die Lauterkeit und den vollendeten Adel seines Wesens, den Freund und Feind stets hochgehalten hatten. Was hier gesagt wird, ist keine leere Mutmaßung. Seine Begnadigung, das Gerücht von Versprechungen, die er hatte ablegen müssen und deren Ausdehnung man nicht kannte, öffneten der Verleumdung Tür und Tor. Das Schreckenswort „Verräter" ertönte in seiner Nähe. Dies lastete mit schwerer Wucht auf seiner Seele.

In diesen inneren Zerwürfnissen seines edeln, aber tief aufgeregten Gemütes sahen seine Freunde den Grund des in letzter Zeit an ihm oft wahrnehmbaren schweren Unmuts. Und hierin möchten wir, wenn uns, den Fernstehenden, eine Vermutung erlaubt ist, auch den Schlüssel zu dem tragischen, rätselvollen Ereignis suchen.

Demoſthenes der Staatsmann

Ein populärer Vortrag

gehalten zu Brünn den 17. März 1864

Geehrte Verſammlung!

Ich habe es unternommen, Sie eine kurze Stunde hindurch von einer der denkwürdigſten Erſcheinungen im geſchichtlichen und politiſchen Leben nicht nur des Altertums, ſondern aller Völker und Zeiten zu unterhalten — von dem Leben und Wirken, dem ſtaatsmänniſchen insbeſondere, des gefeiertſten Redners der alten Welt, Demoſthenes.

Der Gang in das Altertum, zu dem ich Sie einlade, führt uns nicht eben in unwegſame und entlegene Gebiete. Die alte Welt, ein Wort, unter dem wir ſo vieles und ſo vielartiges — eben eine ganze Welt — zu begreifen pflegen, gleicht, in der Nebelferne zweier Jahrtauſende geſehen, einer Gebirgsmaſſe, die am Rande des Horizonts in verſchwimmenden Umriſſen erſcheinend als ein einheitliches Ganze ſich darſtellt, dem nähertretenden Wanderer aber ſich in ein buntes Wirrſal von Bergketten und Tälern, Schluchten und Spitzen auflöſt, die untereinander faſt noch verſchiedener ſind als ſie insgeſamt von dem umgebenden Flachland. So liegen denn auch hier, insbeſondere in der ſo unendlich raſch lebenden und alle Phaſen menſchlicher Entwicklung wie mit Sturmeshaft durcheilenden griechiſchen Welt, die ſchroffſten Gegenſätze dicht beieinander. Neben der Unkultur primitiver Zuſtände die bis aufs höchſte geſteigerte Verfeinerung ſpäterer Epochen, neben Zeiten und Sitten, denen der eigentliche Begriff des Antiken entſtammt, andre, die man faſt moderner zu nennen verſucht wäre als die modernſte Gegenwart. Und ſo ſpielt denn auch das Drama, auf das ich Ihre Blicke zu lenken beabſichtige, in einem Zeitabſchnitt, der ein vorwiegend modernes Gepräge trägt, aus dem uns im guten wie im böſen in mehr als einer Hinſicht das Spiegelbild der Gegenwart entgegentritt. Doch ehe wir das Schauſpiel und ſeine geſchichtliche Umrahmung betrachten können, wollen wir den Helden desſelben ins Auge faſſen.

Demoſthenes wurde nicht lange vor dem Jahre 380 (vor unſrer Zeitrechnung) zu Athen geboren. Sein erſter Blick ins Leben war hoffnungsvoll und froh. Er war der Sohn wohlhabender und angeſehener Eltern. Sein Vater war Fabrikbeſitzer, die Mutter die Tochter eines atheniſchen Koloniſten, der an den fernen Geſtaden des Bosporus ſein Glück geſucht und gefunden hatte. Die Geſundheit des zart und ſchmächtig gebauten Knaben war

schwächlich, doch ohne, soviel wir wissen, jemals zu ernsten Besorgnissen Anlaß zu geben. Nur von gymnastischen Uebungen, diesem wesentlichen Bestandteil aller griechischen Jugendbildung, hielt ihn die um das Wohl des einzigen Sohnes — der nur eine jüngere Schwester besaß — ängstlich besorgte Mutter fern; und ohne Zweifel trug die infolge dieses Umstandes vorwiegend häusliche Erziehung, der geringere Verkehr mit den Altersgenossen, deren Sammelpunkte eben die Turnplätze waren, dazu bei, den ernsten, in sich gekehrten Sinn des Knaben noch mehr zu befestigen und zu vertiefen.

Den zündenden Funken, der seine schlummernden Fähigkeiten wecken sollte, warf der folgende Vorfall in seine Seele. Kallistratos, einer der angesehensten Redner jener Zeit, sollte in einer wichtigen Staatsangelegenheit einen Vortrag halten, dem die aufs höchste gespannten Erwartungen entgegenkamen. Der junge Demosthenes bewog seinen Erzieher, ihn in den Kreis der Zuhörer zu führen. Es geschah — und der Eindruck war ein überwältigender, von mächtiger, nachhaltiger Wirkung für sein Leben. Von jenem Tage an, so erzählen uns seine Biographen, war sein Sinn wie ausgewechselt; die Redekunst, die Politik standen fortan im Vordergrund seiner Gedanken. Mit Feuereifer versenkte er sich nun in die Meisterwerke der Literatur, und insbesondere soll das gedankenschwere Geschichtswerk des Thukydides — eine äußerst bezeichnende Wahl — den Gegenstand seiner leidenschaftlichen Vorliebe gebildet haben. Hier lernte er nicht nur den Zauber und alle Geheimnisse seiner wunderbaren Muttersprache kennen, nicht nur sein Geist sog aus diesem Muster staatsmännischen Tiefsinns die reichste Nahrung, auch sein Herz wurde erhoben und erfüllt von dem Hauche der Begeisterung und des großen, das ganze Griechenland mit gleicher Liebe umfassenden Gemeinsinns, der aus jedem Blatt dieses erhabenen Werkes weht. Und wie mächtig mußte ihn nicht das Vorbild der Ahnen ergreifen, ihn, den die Denkmale ihres Ruhms auf Schritt und Tritt umgaben, dem ein Perikles und die Helden des Peloponnesischen Kriegs so nahe standen wie uns die Helden der Befreiungskriege. Gar oft mochte er, in jene Schriftrolle vertieft, über den Großtaten der Vorfahren erglühen; und wenn dann in der klopfenden Brust des Knaben der heiße Drang sich regte, es den Vätern gleichzutun, dereinst vielleicht dem Vaterland ein zweiter Perikles zu werden, so mußte ihm dies in Stunden nüchterner Erwägung als ein kühner Traum, aber nicht eben als ein leerer Wahn erscheinen. War doch im freien Athen jedem Talent die weite Bahn geöffnet, und wer gar von der Gunst der Verhältnisse getragen den Wett-

lauf antrat, dem war auch das fernste, das höchste Ziel erreichbar. So wurden denn die ersten Blüten seines jugendlichen Strebens nicht von dem Mehltau der Hoffnungslosigkeit versengt.

Doch wenn das Schicksal den Menschen, und auch die Auserkorenen unter uns, zumeist nur mit dem doppelten Sporn des Verlangens und Entbehrens, der Hoffnung und auch der Furcht zu allem Großen antreibt, so sollte unserm Helden auch der andre, der schmerzlichere Stachel nicht erspart sein. Bald umdüsterte sich der anfangs wolkenlose Himmel seines Lebens. Der Vater starb früh, und der verwaiste Knabe (die Mutter galt ja nach griechischen Begriffen außerhalb der vier Wände ihres Hauses wenig) geriet in die Gewalt selbstsüchtiger und gewissenloser Vormünder. Als er mit vollendetem sechzehnten Jahre großjährig geworden war, befand er sich in einer gar seltsamen Lage. Er ward als Erbe seines Vaters in die Klasse der reichsten atheniſchen Bürger versetzt und sollte demgemäß an den öffentlichen Lasten teilnehmen. Doch seine wirklichen Mittel entsprachen diesen Anforderungen nur wenig. Der größte Teil seines Vermögens war durch die Mißverwaltung und Veruntreuung der Vormünder vergeudet. So blieb ihm denn keine Wahl. Gegen jene, die Vaterstelle an ihm vertreten, die ihn vor jeder Unbill schirmen sollten, mußte er den Schutz der Gerichte anrufen. Die Richter erkannten bald die Gerechtigkeit seiner Forderungen an; allein Jahre vergingen, ehe die Sache zum Austrag kam. Der Streit wurde schließlich durch einen seinen Interessen wenig günstigen Vergleich geschlichtet, in den der freundlose Jüngling wohl vornehmlich in der Hoffnung willigte, den Groll seiner angesehenen Verwandten und ihres mächtigen Anhangs zu beschwören. Doch auch diese Hoffnung trog ihn; er wurde zeitlebens von ihrem grimmigen Haß verfolgt.

Der Verlauf und Ausgang dieses Rechtsstreits war ohne Zweifel von weittragender Bedeutung für sein Leben. Er hätte es wohl vorgezogen, nach griechischer Sitte in unabhängiger Muße ganz den Staatsgeschäften zu leben. Jetzt, auf einen Erwerb bedacht, wählte er zugleich als Vorschule und Vorstufe zur politischen Laufbahn den Beruf des Advokaten. Daß alle Forderungen der freisinnigen Gegenwart: Schwurgerichte, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, bereits im alten Athen in vollem Maß verwirklicht waren, bedarf kaum der Erwähnung. In einem Punkte unterschied sich jedoch die Stellung des atheniſchen Anwalts von der des unsrigen wesentlich. Er vertrat seine Klienten (in der Regel wenigstens) nicht persönlich vor Gericht, dies mußte nach attischem Recht der Rechtsuchende selbst tun. Er schrieb für sie Anklage- und Verteidigungs-

schriften und hieß daher Redenschreiber oder Logograph. Solch einem Logographen, Isäos mit Namen, schloß er sich nun als lernbegieriger Schüler an, einem nüchternen, bürgerlich-tüchtigen Geschäftsmann, der jedoch in keiner Weise über das Niveau der Mittelmäßigkeit hervorragte. Dieser unterwies ihn in den Formen des Prozesses, mehr und Besseres hatte er ihm nicht zu bieten.

Nach mehrjähriger gerichtlicher Praxis entschloß sich der junge Anwalt, die politische Laufbahn zu betreten. Der Weg, der in das öffentliche Leben führt, war im Altertum weit kürzer als heutzutage. Man bestand nicht erst die Probe einer Wahl. Jeder Freigeborene konnte in Athen auf die Frage des Herolds, ob ein Bürger zu sprechen wünsche, ungescheut die Rednerbühne betreten und das Wort ergreifen. Dort hatte er denn freilich die Feuer- und Wasserprobe der Volksversammlung zu bestehen. Demosthenes bestand sie anfangs schlecht. Er fand nur widerwilliges Gehör, er wurde wiederholt mit Gelächter empfangen und entlassen. Und in der Tat, die Natur schien ihn zu allem andern eher als zum Redner bestimmt zu haben. Sein Atem war kurz, seine Zunge schwer, seine Bewegungen ungeschickt, er war schüchtern und leicht aus der Fassung zu bringen — ein Verein von Eigenschaften, wie er für den antiken Volksredner kaum ungünstiger gedacht werden kann. Allein er besaß, was man so treffend den Fleiß des Genies genannt hat, jene unbezähmbare Ausdauer, die dem Vollgefühl einer mächtigen Begabung entspringt, die durch Mißerfolge nicht gelähmt sondern gestählt wird, die immer wieder Sturm läuft gegen das Bollwerk der Hindernisse, um es schließlich im Triumph zu nehmen. Die Uebungen, die unerhörten Anstrengungen, denen er sich unterzog, sie sind bekannt genug.

Endlich wurden seine Bemühungen vom vollständigsten Erfolg gekrönt. Er hatte die eigne widerstrebende Natur bezwungen; es galt nun, den gleichen, schweren Sieg über Sinn und Herz der Mitbürger zu erringen. Aus der Stille der Arbeitsstube trat er hinaus in die licht- und stauberfüllte politische Kampfbahn, in der er sich bis zu seinem Ende glorreich behaupten sollte. In jener ernsten Stunde mochte wohl sein sinnendes Auge über das weite Griechenland hinschweifen; er mochte Umschau halten über die Aufgaben, die zu vollbringen waren, über die Kräfte, die zur Verfügung standen. Betrachten wir das Bild, das sich ihm darbot.

Es war nicht notwendig ein unerfreuliches. Hätte man doch zunächst fast glauben mögen, es sei das goldene Zeitalter für Griechenland wiedergekehrt. Von außen drohte kein übermächtiger Feind; das persische Weltreich war gleich aller- [illegible] Kraft nur auf die Tüchtigkeit der

Herrscher gebaut ist, nach kurzer Blüte in das Stadium des Verfalls getreten. Im Innern war das Unerhörte geschehen: die beiden Großstaaten, die sich so lange in grimmem Zwist befehdet hatten, Athen und Sparta, waren einig geworden, und, was noch wunderbarer scheinen mochte, ihre Einigkeit wurde nicht zur Unterdrückung der Schwächeren mißbraucht. Im Gegenteil: die bunte Fülle von Staaten und Stätchen, aus der Griechenland bestand, hatte nie zuvor ein so großes Maß von Freiheit und Selbständigkeit besessen. Das einzige sichtbare Band, das die griechischen Stämme umschlang, es war der sogenannte Bund der Amphiktyonen, eine uralte, halb politische, halb religiöse Einrichtung, deren Ausgangs- und Mittelpunkt das Heiligtum zu Delphi war. Bei den Beratungen dieser Bundesversammlung wurden die Stimmen ganz eigentlich nicht gewogen, sondern gezählt; winzige Duodezstaaten verfügten über zwei Stimmen, genau so viel, als das mächtige Athen besaß. Dieser Bund war seit Jahrhunderten ein bloßer Schemen gewesen, jetzt schien der „Schatten in Delphi“ [1]) mit einem Mal eine lebensvolle Wirklichkeit zu werden. Seine Versammlungen tagten regelmäßig; große politische Fragen wurden hier erörtert, Strafen über widerspenstige Bundesglieder verhängt, mochten sie auch so angesehen sein, wie Sparta, das einstige Haupt von Hellas, es war; Bundeskriege wurden geführt — alles im Interesse und auf das Geheiß der die große Mehrheit bildenden Kleinstaaten. Die Ordnung der Natur schien umgekehrt: die Schwachen und Kleinen waren den Mächtigen nicht nur gleich geworden, sie begannen sie zu meistern. Wer hätte es noch bezweifeln mögen, daß die Aera des Rechts, der Freiheit für die Staaten Griechenlands erschienen war?

Allein es ist ein eigen Ding um die Freiheit. Es fragt sich immer und vor allem, ob das Freigewordene auch die Fähigkeit selbständigen Lebens in sich trägt. Man könnte ja auch Krankheit und Tod sehr wohl ein Freiwerden der Atome nennen, welche die Bande des Organismus sprengen und nun, man möchte sagen in souveräner Herrlichkeit, ihre selbsteignen Bahnen wandeln. Von dieser Art war der Befreiungsprozeß, der sich damals in Griechenland vollzog. Die Atome wurden frei, und der Organismus fiel in Trümmer.

Die Sachlage war nämlich einfach diese: Der Peloponnesische Krieg, der dreißigjährige Zweikampf zwischen Athen und Sparta, hatte mit der vollständigen Erniedrigung des ersteren geendet. Die Unterwerfung ganz Griechenlands unter die spartanische Obmacht schien nun für alle Zeiten besiegelt. Allein die durch den Mißbrauch ebendieser Herrschaft

erzeugte Reaktion, benutzt und geleitet von dem Genie einiger thebanischer Staatsmänner und Feldherren, eines Pelopidas und Epaminondas, hatte gar bald wieder die Oberherrschaft Spartas gebrochen, doch ohne daß diesmal eine neue Vormacht an die Stelle der gestürzten getreten wäre. Aus den von Sparta losgerissenen Gebietsteilen wurden Kleinstaaten geschaffen, zu schwach um zu leben, zu stark um zu sterben. Jedes Bündnis, das ihnen vor der Rache der einstigen, tiefgereizten Herrin Schutz bot, mußte ihnen willkommen sein; war es im Inland nicht zu finden, so schweiften die sehnsüchtigen Blicke in das Ausland. Auch Theben, das rasch zur Macht gelangte, war nichts weniger als ein Element der Stärke und der Sicherheit für die Gesamtheit. Es gibt Emporkömmlinge auch unter den Staaten, und Theben war allezeit das wahre Musterbild eines solchen. Es war der groß gewordene Kleinstaat, nimmermehr ein Großstaat. Dazu fehlte es ihm nicht so sehr an Macht, als ihm die Weite des Blicks, die Größe des Sinnes abging, die bei Staaten wenigstens zumeist nur auf dem festen Grunde altgewohnten Besitzes ruht. Auch konnten ihm seine ehemaligen Genossen, die im Wettlauf überholten Kleinen, niemals sein plötzliches Glück verzeihen; und Theben, voll Ueberhebung, blutdürstig und roh, schürte immer von neuem die Glut ihres Hasses. Der Bund der Amphiktyonen endlich, der heilige, altehrwürdige Verein — er diente abwechselnd den Intrigen Thebens und seiner Gegner, er war ganz eigentlich das Sinnbild wie das wirksamste Werkzeug der Zerrüttung, der Auflösung des alten, des allein lebensfähigen Systems griechischer Staaten.

Allein — und die Frage ist wohl statthaft — war nicht ein wahrer, freier Bund der Staaten Griechenlands möglich, nicht gleich dem Spott- und Zerrbild der Amphiktyonen auf die sinnlose und lügnerische Gleichstellung der Ohnmacht und der Macht gebaut, sondern ein Verein aller wirklichen Kräfte, der sie, jede nach ihrem Gewicht, vertrat, und an die Stelle der Unterwerfung einer Stadt unter die Herrschaft der andern die freiwillige Unterordnung aller unter ein gemeinsames Oberhaupt setzte? — Die Geschichte ist nicht sentimental, und sie beantwortet diese Frage mit einem unerbittlichen Nein. Das Schicksal hat das Volk der Griechen mit einer verschwenderischen Fülle der köstlichsten Gaben überschüttet; allein die zwei höchsten Güter des staatlichen Lebens, Freiheit und Selbstbestimmung im Innern, Einheit und Macht nach außen zu verbinden, sie hat es ihm mitleidlos versagt. Ein Blick in das Wörterbuch kann uns manches lehren. Der Grieche besitzt für die zwei so grundverschiedenen

Begriffe Stadt und Staat ein einziges Wort. Und die Sprache iſt hier wie immer der Spiegel des Lebens. Er kannte eben nur Städte, die auch Staaten waren, und er kannte keinen Staat, der mehr als eine Stadt war. Lieſt man von der Verſchmelzung mehrerer Städte zu einem Gemeinweſen, ſo kann man die Nachricht nicht buchſtäblich genug verſtehen. Die Bevölkerung nahm ihren Wohnſitz in der neuen Hauptſtadt; die verlaſſenen Städte wurden zerſtört oder zu Dörfern erniedrigt — ein Prozeß, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur in ſehr beſchränktem Maßſtab ausführbar iſt. Von dieſer rohen Art der Staatenbildung bis zur Schöpfung eines wahrhaften Bundesſtaats, wie wir ihn kennen, der die Kraft eines ganzen Volks zuſammenfaßt und zugleich den Anſprüchen der einzelnen Teile gerecht wird, iſt ein weiter Weg; das Volk der Hellenen hat ihn kaum betreten. Und da es ihm denn nicht vergönnt war, ein organiſches Ganze zu werden, ſo blieb ihm, wollte es anders nicht untergehen, nichts übrig, als ſich ſeinen Großſtaaten als „dienendes Glied" anzuſchließen. Doch ſich dieſer Lebensbedingung ſeines ſtaatlichen Daſeins zu fügen, davon war Griechenland niemals weiter entfernt. War doch alles geſchehen, um die Hohen zu erniedrigen, die Niedrigen zu erhöhen. Die eine Großmacht, Sparta, war um ihr halbes Gebiet verkürzt, der Peloponnes, der ehemals ihren Heerbann gebildet hatte, in ohnmächtige Kleinſtaaten zerriſſen; Athen, der andre Großſtaat, war durch Theben in Schach gehalten, dieſes ſelbſt, in die engherzigſten Intereſſen verſtrickt, jeden Augenblick bereit, dem Landesfeind die Tore zu öffnen, wenn dieſer ihm nur verſtatten wollte, an einem ſeiner alten Grenzfeinde ſein Mütchen zu kühlen. So ſchien das zerklüftete, das meiſterloſe Griechenland nach einem Gebieter zu rufen; er ſollte ihm nicht lange fehlen.

Denn ſchon erhebt ſich am Horizont — unheimlich drohend — die gewaltige, die dämoniſche Geſtalt Philipps. Es war dies ein rieſenhaft großer,[2]) ein wahrhaft furchtbarer Menſch. Je länger wir ihn betrachten, um ſo größer wird unſre von Grauen erfüllte Bewunderung.

Als er den Thron beſtieg, war Makedonien ein Ländchen, das in der politiſchen Wagſchale kaum ſchwerer wog als etwa Argos oder Theben; als er ins Grab ſank, hinterließ er eine Weltmacht, die mit ganz Griechenland in ihrem Troß es wagen mochte, dem Großkönig die Herrſchaft über den Oſten zu beſtreiten. Er hat aus widerſtrebenden Elementen ein Volk geſchaffen, aus trefflichem aber rohem Stoff das beſte Heer der Welt gebildet. Aus ſeiner Schule gingen die Feldherren hervor, die ſeinem Sohn den Erdball unterwarfen.

Von immer neuen Entwürfen erfüllt, in unabläſſiger Bewegung, Winter und Sommer im Feld, gönnte er ſeinem Körper ſo wenig Ruhe als ſeinem Geiſt. Er ließ ſich ein Auge ausſchlagen, Arm und Bein verſtümmeln, um mit dem Reſt ſeines Leibes immer Neues zu erwerben[3]) — ohne doch jemals die unerſättliche Gier zu ſtillen. Doch die Unerſchöpflichkeit der Energie, er hat ſie mit andern Staatengründern und Eroberern gemein. Ein Peter, ein Friedrich, ſie haben in größerem oder geringerem Maße Gleiches vollbracht. Will man die Eigentümlichkeit ſeines Weſens erfaſſen und zugleich den ganzen Umfang ſeiner Natur erkennen, ſo muß man ihn in der Reihe der Herrſcher betrachten, die man, mit Recht oder Unrecht, die machiavelliſtiſchen genannt hat. Treubruch, Beſtechung und Verrat haben ihm nicht weniger gedient als die Gewalt der Waffen. Eine ränkevolle und doppelzüngige Diplomatie hat ſeiner Streitmacht ſtets die Wege geebnet, und aus dem rauhen Kriegsmann entpuppte ſich im gelegenen Augenblick immer wieder der geſchmeidige Diplomat. Er war ſeinen Freunden kaum minder furchtbar als ſeinen Feinden. Er wechſelte Bündniſſe, wie man Kleider wechſelt. Er ſpielte mit Eiden (es iſt ſein eignes Wort), wie man mit Würfeln ſpielt. Daß ein angeblich zum Vorteil ſeiner Bundesgenoſſen unternommener Feldzug mit der Zerſtückelung ihres Landes endete[4]) — wie dies den Theſſaliern widerfuhr —, daß er in einer befreundeten Stadt Unruhen anzettelte, um als Ordnungsſtifter erſcheinen und bei dieſem Anlaß die Stadt für immer beſetzen zu können — wie dies den Bewohnern von Oreos auf Euböa begegnete —, dieſe und ähnliche Dinge klingen uns nicht eben ſonderlich befremdend. Die Züge zu einem ſolchen Bild, man muß ſie ja nicht erſt in der fernen makedoniſchen Geſchichte ſuchen. Allein in zwei Dingen trug Philipp vor allen machiavelliſtiſchen Herrſchern und Politikern, welche die Geſchichte kennt, unbeſtritten den Preis davon. Er war ein Meiſter in der Kunſt, ſeine Feinde zu teilen, jeden Verſuch einer Koalition — nicht zu vereiteln, ſondern im Keime zu erſticken; und er verſtand die andre, die ſchwierigere, weil auf der Bezwingung der eignen Leidenſchaft beruhende Kunſt, ſtets auf der Höhe des Erfolges innezuhalten, den Gegner nicht zum Aeußerſten zu treiben, deſſen volle Kraft nicht herauszufordern, ehe er ſeiner erdrückenden Uebermacht völlig gewiß war. Die letzte Zuflucht des Schwachen und Bedrängten iſt die Kraft der Verzweiflung. Das Bewußtſein, nichts hoffen zu können, alles fürchten zu müſſen, drückt auch dem Unterliegenden noch einmal die Waffe in die Hand, verdoppelt ſeine Kraft und läßt ihn den ungleichen Kampf oft mit Erfolg beſtehen. Ebendieſe ſcharfe Schneide

der Verzweiflung wußte Philipp wie kein andrer immer wieder abzustumpfen durch Gewährungen, Vergünstigungen, Verheißungen. Während er die Kraft des Feindes im Felde bricht, umgarnt er daheim seinen Sinn durch trügerische Vorspiegelungen. Während die eine Hand droht, schmeichelt die andre. Durch moralischen Druck nicht weniger als durch die Nötigung der Gewalt erzwingt er den Frieden — natürlich um bei besserer Gelegenheit die halbgetane Arbeit zu vollenden. So schläfert er sein Opfer ein, ehe er es zur Schlachtbank schleppt.

Mehr als einmal ertönt in den Reden des Demosthenes der Angstruf: Wir werden umstellt. Man könnte nicht mit einem Worte zugleich malerischer und treffender die Staatskunst des Makedoniers schildern. Nicht mit offenem Visier, auf Schleichwegen und im Dunkeln naht er seinem Opfer. Von langer Hand her sind seine Anschläge vorbereitet; mitten im tiefsten Frieden trifft er die Anstalten, besetzt die Punkte, schließt die Bündnisse, die dem künftigen Feinde jeden Ausweg verbauen. In immer engeren und engeren Ringen umkreist er ihn, jede Zuflucht schneidet er ihm ab, ehe er ihn zum letzten, entscheidenden Kampf auffordert. Sein Mund überfließt von Friedens- und Freundschaftsbeteuerungen, während sein Arm zum vernichtenden Streich ausholt. Noch schont er den Gegner — so lange, bis er sich stark genug fühlt, ihn mit einem Schlage zu erdrücken. Dann erst fällt der tötende Streich, mit Blitzesschnelle und mit zermalmender Gewalt. So war in der dämonischen Kraft dieses Mannes verbunden, was auch in den furchtbaren Schöpfungen der Natur kaum jemals gepaart ist: die Sprungkraft des Tigers und die Arglist der Schlange.

Es währte nicht lange, ehe der ehrsüchtige Fürst mit der ersten Seemacht seiner Zeit, mit dem einzigen Weltstaat Griechenlands, mit Athen, in Streit geraten war. Doch nur erst in fernen Landen rangen die beiden miteinander.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte sich Philipp durch List mehr als Gewalt in den Besitz einiger wichtiger athenischer Pflanz- und Schutzstädte gesetzt. Er hatte der Reihe nach Amphipolis, Pydna, Methone, Potidäa gewonnen. Das letztere schenkte er dem mächtigen Olynth, um die bedeutende Stadt (am heutigen Golf von Salonichi), das Haupt eines Bundes von zweiunddreißig griechischen Städten, dauernd an sein Glück zu fesseln. Doch der Anschlag mißlang. Die scharfsichtigen Olynthier nahmen die Gabe an und blieben dem Geber den Dank schuldig. Erschreckt von den reißenden Fortschritten seiner Waffen, trachteten sie mit Athen einen Separatfrieden, ja ein Bündnis zu schließen, um bei dem

Gegner von gestern Schutz vor der drohenden Uebermacht des Bundesgenossen zu suchen. Athen ergriff die zur Versöhnung dargereichte Hand mit Freuden. Und nun entspinnt sich ein langer, wechselvoller Kampf zwischen Athen und Olynth auf der einen, König Philipp auf der andern Seite — ein Kampf, den wir in seinen Einzelheiten nicht zu verfolgen vermögen; nur die Rolle, die Demosthenes während seines Verlaufs im Rate seiner Heimat spielt, kann uns hier beschäftigen.

Athen hatte sich von den Wunden, die der Peloponnesische Krieg ihm geschlagen hatte, allmählich erholt. Im Innern und zu Lande war ihm an Theben ein gefährlicher Rival erwachsen; zur See und nach außen hin war seine Kraft so gut als ungebrochen. Seine Flotte beherrschte die griechischen Gewässer; seine Kolonien und die ihm tributpflichtigen Städte bedeckten die Inseln und Küsten jener Meere. Seine Bevölkerung hatte infolge der langen Kriegswirren um weniges abgenommen, doch sein Handel war blühender, sein Reichtum größer als je. Allein es war nicht mehr das alte Athen; oder vielmehr es war das alte, das altgewordene Athen; mit den Worten eines der geistvollsten Redner jener Zeit, es war nicht mehr „die Heldenjungfrau von Marathon, sondern ein altes Mütterchen, das Tränkchen schlürft und in Pantoffeln einherschleicht“ [5]). Die Gründe dieses inneren Verfalls, dieses Erlahmens der Kräfte, unsre lückenhaften Ueberlieferungen vermögen sie uns nur zum kleinsten Teile aufzudecken; doch gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir sie vorzugsweise in nichts anderm suchen als in den erschlaffenden Einflüssen einer hochentwickelten Zivilisation. Der athenische Bürger war wohlhabender und gebildeter als jemals, aber im Gefolge des Wohlstands und der Bildung war auch die narkotische Wirkung des verfeinerten Lebensgenusses nicht ausgeblieben. Das Privatleben hatte das öffentliche verdrängt. Man war zufrieden, wenn Handel und Gewerbe blühten, wenn die öffentlichen Feste mit ungewohnter Pracht gefeiert wurden; fernen, das Vaterland nur erst mittelbar bedrohenden Gefahren beizeiten zu begegnen war man wenig geneigt. Es war so schwer geworden, das behäbige Leben daheim mit dem rauhen Kriegslager zu vertauschen. So wurde denn in der glanzvollen, von den höchsten Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbfleißes erfüllten Stadt allmählich jene Friedensseligkeit heimisch, die das Behagen des Augenblicks erkauft, indem sie die Zukunft verpfändet, die alles daransetzt, auch einen innerlich siechen und morschen Frieden um eine kurze Spanne Zeit zu fristen, die endlich auch das Teuerste preisgibt, um nur immer und immer wieder aus dem Wege zu gehen auch einer unabwendbaren Entscheidung. Man sieht, wenn

dies die Gesinnung der mächtigsten Stadt Griechenlands wurde, so war wohl Philipps Stunde gekommen.

Ein Mann stemmt sich mit aller Macht gegen die zum Verderben führende Strömung. Es ist Demosthenes. Seine einzige Waffe ist das freie Wort; er schwingt sie rastlos und ohne Unterlaß.

Immer von neuem stachelt er den erschlafften Sinn seiner Mitbürger an; er mahnt, er ermuntert, er predigt — meist tauben Ohren. Frühe schon hat er die ganze Größe der Gefahr erkannt; er bekämpft die der Bequemlichkeit entspringende Kurzsichtigkeit seiner Zeitgenossen; er sucht ihre Besorgnisse wachzurufen, ihr Schamgefühl zu wecken. „Noch gilt es" (so ruft er mehr als einmal) „einen wenig gefährlichen Gegner in weiter Ferne zu bekriegen; sehen wir uns vor, daß der Streit nicht vor unsre Tore getragen wird." Er vergleicht die lässige Saumseligkeit seiner Landsleute mit der rastlosen Energie des Feindes. „Wir verlieren unsre Zeit mit Diskussionen, Untersuchungen, wechselseitigen Anklagen; er ist immer in Bewegung, immer bei der Arbeit." Er beschwört sie, endlich jene Frivolität (Ironie ist das griechische Wort) fahren zu lassen, die sich durch ein Witzwort über eine Niederlage tröstet. Er warnt vor überschwenglichen Entwürfen, die niemals zur Ausführung gelangen. „Kommt mir nicht mit den zehn- und zwanzigtausend Mann" — es waren dies damals ungeheure Zahlen —, „die nur auf dem Papiere stehen." Er will eine mäßige aber nachhaltige Anspannung der Kräfte. Er ermahnt sie, nicht, wie es die Art tatloser Menschen ist, von einem blinden Ungefähr ihr Heil zu erwarten. „Ihr steht auf dem Markt umher, steckt die Köpfe zusammen und fragt euch: ‚Was gibt es Neues?' Was sollte es Neueres, Unerhörteres geben, als daß ein makedonischer Mann Athener bekriegt und in griechischen Städten schaltet? Ihr fragt: ‚Ist er krank? Ist er gestorben?' — (es hatte sich einmal das gern geglaubte Gerücht verbreitet) — was kümmert es euch? und wenn euch das Schicksal gewährte, was ihr nimmer verdient habt, eure eigne Schlaffheit und Lässigkeit würde euch bald einen zweiten Philipp erschaffen." Er vergleicht seine trägen, stets nur auf die Abwehr der dringendsten Gefahr bedachten Mitbürger mit täppischen Faustkämpfern, die immer nur nach der Stelle greifen, an der sie eben getroffen wurden, ohne dem Gegner ins Auge zu schauen, ohne den kommenden Streich zu erraten und ihm zu begegnen. Zum Schluß ertönt immer derselbe Ruf: „Bewilligt Steuern, rückt ins Feld, bietet alle Mittel auf; keiner erwarte vom andern mehr, als er selbst zu leisten willig und bereit ist."

Und er läßt es nicht bei bloßen Ermahnungen bewenden. Die Stellung des antiken Oppositionsredners unterschied sich hierin wesentlich von der des modernen. Wer nur mit einiger Aussicht auf Erfolg sprach, der mußte auch darauf gefaßt sein, sofort beim Wort genommen und mit der Durchführung seiner Ratschläge betraut zu werden. Er glich hierin mehr dem Mitglied eines Kabinettsrats als dem eines Parlamentes. Und eminent praktische Naturen, wie Demosthenes eine war, empfanden die Verantwortlichkeit, die solch eine Stellung auferlegt, in ihrer ganzen Schwere. Seine Reden sollen immer nur den Boden vorbereiten für bestimmte, aufs sorgsamste und bis ins einzelste ausgearbeitete Vorschläge und Anträge. Er berechnet die Kosten einer Expedition bis auf den letzten Heller und zeigt sogleich, wie die erforderlichen Summen zu beschaffen sind. Einmal veranschlagt er die tägliche Verpflegung des Reiters auf eine Drachme (ungefähr ein Frank) und erbietet sich, den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen und jedes Ungemach zu dulden, wenn sein Voranschlag sich nicht als zureichend erweisen sollte. Und seine Anträge werden ihrerseits wieder von den umfassendsten Entwürfen zur Reform des Heer-, des See-, des Finanzwesens getragen.

Das schlimmste Hindernis einer energischen Kriegführung war die Abneigung der Athener gegen den persönlichen Kriegsdienst. An die Stelle der Bürgermiliz waren Miettruppen getreten. Diese waren ohne Interesse an der Sache, überdies meist schlecht besoldet und schlecht geführt. Dem Feinde waren sie wenig gefährlich, doch die befreundeten Städte erzitterten bei der Kunde ihres Herannahens. Sie suchten ihren Unterhalt durch Raubzüge zu gewinnen; nach beendigtem Feldzug wurden die Generale häufig angeklagt; statt in der Schlacht vor dem Feinde fielen sie nicht selten durch Henkershand. Gegen diesen Krebsschaden kämpft Demosthenes mit warmem Eifer an, und er bewährt sich hier als echter Staatsmann. Statt von der guten alten Zeit zu deklamieren und nichts zu bessern, schlägt er ein sofort ausführbares Kompromiß vor, das die meisten Vorzüge des alten Systems mit der geringsten Zahl von Nachteilen des neuen verbindet. Er will Bürger- und Mietsoldaten miteinander verschmelzen, sie in einer Truppe vereinigen. Dadurch war für die letzteren die unerläßliche Kontrolle geschaffen, und die Bürger konnten allmählich wieder kriegerische Gewohnheiten erwerben, ohne daß mittlerweile der Staat zugrunde ging. Vor allem aber sollen keine Condottieri an der Spitze stehen; die Bürgergenerale sollen nicht bloß bei Festaufzügen auf dem Marktplatz paradieren und, gleich den Tonsoldaten, welche die Töpfer verkaufen, nur für den Markt, nicht für das Lager bestimmt sein.

Dann wendet er sein Augenmerk den Finanzen zu. Das Finanzproblem war zu allen Zeiten dasselbe. Benötigte man Geld zur Kriegführung, so mußte man die Einnahmen erhöhen oder die Ausgaben vermindern; den Ausweg aus diesem Dilemma, Anleihen, kannte Athen nicht. Allein die Gestalt, die dies Problem annahm, war eine höchst eigentümliche. Das athenische Finanzwesen erscheint uns Neueren in einem nahezu märchenhaften Licht. Es gab damals keine regelmäßigen direkten Steuern[6]), und es gab einen regelmäßigen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben. Letztere wurden durch den hohen Ertrag der Zölle und andrer Gefälle gedeckt, und der Ueberschuß wurde — für das Theater verwendet. Dies klingt seltsamer, als es ist. Schauspiel und Gottesdienst, das sind bei uns zwei Dinge, die man kaum nebeneinander zu nennen wagt; im griechischen Altertum fielen sie in einem gewissen Maße zusammen. Die Religion war vorwiegend eine Religion der Freude und des Genusses, das Schauspiel, aus dem Dienst des Dionysos erwachsen, eine ihrer vornehmsten Stätten. Die Gemeinschaft der Festfreude vereinte das ganze Volk (wenigstens die volle männliche Hälfte desselben); sie war eines der wichtigsten sozialen und politischen Bindemittel; wohl mochte man den hierfür bestimmten Aufwand den „Kitt" des Gemeinwesens nennen. Hierzu war aber vor allem erforderlich, daß auch die minder Bemittelten an den Schauspielen teilnehmen konnten. In alter Zeit stand der Eintritt jedermann offen; als späterhin die infolge des ungeregelten Zudrangs entstehenden Tumulte, Schlägereien, auch Unglücksfälle (da die Gerüste des ursprünglich hölzernen Baues nicht selten zusammenbrachen) die Erhebung eines Eintrittgeldes veranlaßten, wurde dieses den Mittellosen von Staats wegen vergütet. Dies war der Ursprung des sogenannten Schaugeldes (Theorikon), einer Einrichtung, die im Laufe der Zeit immer größere Verhältnisse annahm. Aus dem unscheinbaren Anfang waren ganz eigentliche Spenden für das Volk erwachsen, die an den Festtagen zur Verteilung gelangten, und für die allmählich der gesamte Ueberschuß der Einnahmen verausgabt wurde.[7]) Der Gedanke lag nahe, diese Spenden in Zeiten der Bedrängnis einzustellen und die betreffenden Summen für Kriegszwecke zu verwenden. Doch die Armen ihrerseits verlangten eine Belastung der Reichen, die wohl eine Einkommensteuer tragen mochten. So standen sich Besitzende und Besitzlose in feindlichen Heerlagern gegenüber. Sie hielten sich, die einen durch ihr Ansehen, die andern durch ihre Zahl bedeutend, die Wage. Zur Kriegsnot gesellte sich der Hader der Parteien.

Die Lösung, die hier Demosthenes fand, gleicht dem Ei des Kolumbus.

Die Spenden sollten nicht vermindert werden, dieselbe Summe wie vorher zur Verteilung kommen; nur sollte der Staat von jenen, die er beteiligte, entsprechende Gegegenleistungen fordern und jeder nach dem Maße seiner Leistungen empfangen. Mit andern Worten, es sollten aus der heimischen Bevölkerung Miettruppen gebildet werden. Diese geniale Konzeption traf drei der schwersten Uebel mit einem Schlage. Die fremden Söldner wurden entbehrlich, alles Bedenkliche in der Wirkung der Spenden war beseitigt, und die zur Kriegführung erforderlichen Gelder waren nicht erst zu beschaffen; sie wurden ihrer bisherigen Bestimmung kaum merklich entfremdet.

Diese und ähnliche Entwürfe sind nur zum kleinsten Teil verwirklicht worden; doch ist es ersprießlich, bei ihnen zu verweilen; denn sie zeigen uns Demosthenes in eben dem Lichte, in dem er vor allem betrachtet und gewürdigt sein will, in dem eines zugleich genialen und nüchternen Staats- und Geschäftsmanns. Der größte Redner des Altertums war niemals bloßer Redekünstler, immer zugleich Gesetzgeber und Administrator: letzteres in umfassenderer Weise freilich erst in einer späteren Epoche, in der die von ihm vertretene Richtung zum Siege gelangt war, dann aber auch in einer rastlosen, fabelhaften Tätigkeit. Wir finden ihn im Lauf weniger Jahre der Reihe nach mit der Verwaltung des Festfonds, der Getreidezufuhr, der Reform des Seewesens, der Ausbesserung der Befestigungen beschäftigt; wir begegnen ihm auf zahlreichen Gesandtschaftsreisen — in allen Teilen Griechenlands, im fernen Byzanz, in Illyrien, in Thrakien, am makedonischen Hof. Doch auch jetzt vereinigt er bereits alle Eigenschaften, die den vollendeten Staatsmann ausmachen: er nimmt den Schatten kommender Gefahren wahr, ehe er lang und drohend und allen Augen sichtbar geworden ist; er weist alles Unpraktische und Chimärische wie instinktmäßig von sich,[8]) um auf das Mögliche, das Erreichbare die ganze, volle Kraft zu spannen; er versteht es, die Gelegenheit im Fluge zu ergreifen.

Dies verstanden nun seine Landsleute damals freilich nicht. Sie ließen sich eine günstige Gelegenheit nach der andern entschlüpfen; sie kamen mit ihren Expeditionen regelmäßig zu spät; die Anstrengungen, zu denen sie sich mitunter aufrafften, geschahen stoßweise und verdrossen; jeder Nachlaß der Gefahr, jeder Schein eines solchen ließ sie sofort in die alte Lethargie zurücksinken. So ist es überaus bezeichnend, daß auf jene grundlose Nachricht von Philipps Tod sofort alle Rüstungen und Operationen ins Stocken gerieten und infolgedessen ein Feldzug mißlang.[9]) Man begreift es kaum, wie ein so gewitztes, so geistvolles Volk seine Angelegenheiten mit so

plumpem Ungeschick verwalten konnte; man möchte manchmal an eine übertreibende Darstellung des großen Oppositionsredners, unsrer vornehmsten Quelle, denken; doch der Erfolg spricht allzu vernehmlich.

Olynth fiel, mit ihm und vor ihm die sämtlichen zweiunddreißig chalkidischen Städte. Die Bewohner traf das entsetzliche Los der Sklaverei. Gleichzeitig neigte sich im Innern Griechenlands eine andre blutige Tragödie ihrem Ende zu. Es ist dies der sogenannte zweite heilige Krieg, wohl einer der unheiligsten, die die Geschichte kennt. Durch thebanische Kabalen unter den gleißnerischsten Vorwänden gegen das unglückliche Volk der Phokier angezettelt, ward er durch Philipps Dazwischenkunft beendet. Dessen Aufnahme in den Bund der Amphiktyonen machte ihn bereits tatsächlich zu dem, was er bald auch dem Namen nach werden sollte — zum Protektor von Hellas.

Der nun geschlossene Friede währte nicht lange. Bald brachen neue Feindseligkeiten aus, doch zunächst nur in beschränktem Umfang. Philipp führte vorerst was wir einen lokalisierten Krieg nennen würden. Er verletzte die Friedensbestimmungen immer nur an einzelnen Punkten, die seiner Kriegführung die günstigsten Chancen boten, und wollte es nicht Wort haben, daß er sie verletzte. Er baute auf die unerschöpfliche Friedensliebe Athens, das sich lieber durch die nichtigsten Vorwände täuschen lassen, lieber manchen empfindlichen Schaden dulden würde, ehe es sich entschloß, dem Anschein nach wenigstens selbst den Krieg, den wahren, den großen Krieg zu entzünden. Dies Manöver gelang eine Zeitlang. Er bezwang so der Reihe nach eine Anzahl athenischer Bundesgenossen. Doch immer lauter, immer dringender ertönt jetzt der Mahnruf des Demosthenes. Auch war die Sachlage wesentlich verändert. Bereits erhoben makedonische Faktionen allüberall ihr Haupt, schon traf man Philipps Besatzungen in allen Teilen Griechenlands. Es galt nun nicht mehr, ferne Pflanzstädte vor ihm zu schützen; er war eine unmittelbare, eine drängende Gefahr geworden. Er wird jetzt der Seuche verglichen, die im Land umgeht; wer heute noch sich sicher wähnt, ist morgen ihr Opfer. „Und ihr Griechen," so ruft der Redner, „schaut drein wie beim Hagelschlag; jeder betet, er möge verschont bleiben, und keiner denkt an Abwehr." Doch die mahnenden Worte sollten diesmal nicht ungehört verhallen. Die furchtbaren Lehren der Erfahrung hatten ihnen die Gemüter geöffnet. Das Ansehen des Arztes wuchs mit der Größe der Krankheit.

Es gelingt ihm endlich, der schlaffen Verwaltung seiner Vaterstadt das Feuer seiner Seele einzuhauchen. Eine wichtige Reform des See-

wesens, zunächst gegen die drückende Ungleichheit der Lasten gerichtet, steigert in staunenerregender Weise die Wirksamkeit der Flotte. Bedeutende Erfolge werden errungen, verbündete, von Philipp arg bedrohte Städte unter den schwierigsten Umständen entsetzt; in weiter Ferne wird Byzanz, in nächster Nahe Euböa seiner Herrschaft entrissen. Des Makedoniers Stern scheint zu sinken. Noch ein paar Jahre, und das neugehobene Selbstvertrauen Athens hätte sich befestigt, das jüngere, unter dem Einfluß des großen Patrioten erwachsene Geschlecht wäre ans Ruder gelangt. Nur eine gewaltige Intrige konnte hier Rat schaffen.

Philipp war nicht lange um sie verlegen. Der Anspruch des delphischen Heiligtums auf die Stadt der Lokrer, Amphissa, bietet den Vorwand; Verräter in Athen und unter den Amphiktyonen eröffnen Philipp den Weg in das Herz Griechenlands. Der dritte sogenannte heilige Krieg beginnt. Der Ruf zur Teilnahme an dem neuen Kreuzzug ergeht von Delphi aus in alle griechischen Lande, und während Athen und auch Theben den Zuzug verweigern, ist der fromme Philipp sofort bereit, „dem Gotte beizustehen". [10]) Wohl mochte er, unser Sprichwort umkehrend, denken: Hilf dem Gotte und du wirst dir selbst helfen.

Der entscheidende Wendepunkt in dem Leben des Demosthenes, in der Geschichte Griechenlands naht.

Der makedonische König setzt sich, nunmehr als griechischer Bundesfeldherr, mit seinem Heer gegen die Lokrer in Bewegung; doch er macht unterwegs plötzlich Halt, besetzt und befestigt eine strategisch wichtige Stellung, die Stadt Elateia in Phokis, und enthüllt so seine wahren, gegen die Sicherheit Griechenlands gerichteten Pläne.

Die Nachricht verbreitet allenthalben panischen Schrecken; über den Eindruck, den sie zu Athen hervorbrachte, über die folgenschweren Entschlüsse, die sie hervorrief, besitzen wir einen Bericht des Demosthenes selbst (in seiner berühmten Rede vom Kranz, der Apologie seines gesamten staatsmännischen Wirkens), den Sie mir Ihnen im Auszuge mitzuteilen gestatten werden:

Es war Abend, da kam ein Mann und meldete den Vorstehern, Elateia sei besetzt. Diese brachen sofort das Mahl ab, ließen die Marktbuden räumen und die Schranken aufrichten;*) andre holten die Generale herbei und riefen den Trompeter; und die Stadt war voll Getümmel. Am

*) Die herkömmliche Lesart ward berichtigt nach Paul Girards überzeugender Darlegung in Revue de philologie XI, 25 ff., besonders p. 30.

andern Morgen vor Tagesanbruch beschieden die Vorsteher den Rat auf das Rathaus, ihr aber strömtet in die Versammlung; und ehe jener noch sein Geschäft vollbracht hatte, saßt ihr alle bereits oben. Als der Rat nun erschienen war, die Vorsteher ihren Bericht erstattet und den Boten vorgeführt hatten, da fragte der Herold: „Wer wünscht zu sprechen?" Doch keiner trat vor. Und als er oftmals dasselbe gefragt hatte, schwieg immer noch alles, da doch alle Generale und alle Volksredner anwesend waren, und das Vaterland mit der Stimme des Herolds nach seinem Retter rief.

Endlich inmitten der allgemeinen Ratlosigkeit erhebt sich Demosthenes. Aus jedem seiner Worte spricht der echte Mann der Tat, der im Sturm leichter atmet, dessen Auge nie heller ist als in der Stunde der Gefahr, der den Oberbefehl wie ein angebornes Recht ergreift, ohne jemandes Widerspruch.[11]) Er zerstreut vorerst die allgemeine Besorgnis, die makedonische Kriegsmacht werde nun mit jener Thebens vereinigt Athen bedrohen. „Wenn Philipp dies vermöchte, so befände er sich nicht mehr in Elateia, er stünde bereits an unsern Grenzen. Was will er aber und warum hat er Elateia besetzt? Um seine Macht in der Nähe zu zeigen, seine Anhänger zu ermuntern, seine Gegner einzuschüchtern, damit diese ihn entweder aus Furcht gewähren lassen oder Gewalt erleiden. Wenn wir nun in dieser Stunde alles dessen gedenken wollen, was uns Theben jemals zuleide getan hat, so erfüllen wir zuvörderst Philipps sehnlichsten Wunsch; dann aber, so besorge ich, werden sich ihm auch jene anschließen, die ihm jetzt noch widerstreben, und beide mit vereinter Macht gegen uns heranziehen. Wollt ihr aber auf mich hören und nicht mit mir rechten, dann werdet ihr, ich hoffe es, meinen Vorschlag gutheißen und die der Stadt drohende Gefahr beschwören. Welcher aber ist mein Rat? Vor allem sollt ihr eure gegenwärtige Furcht abstreifen, dann aber sofort insgesamt für andre fürchten: nämlich für die Thebaner. Denn weit näher bedroht sie die Gefahr, und in der vordersten Reihe trifft sie das Unheil. Ferner sollt ihr, alle Waffenfähigen und alle Reiter, nach Eleusis ins Feld ziehen und in voller Macht erscheinen, damit die Gleichgesinnten in Theben erkennen, daß gleichwie den Verrätern in Elateia die Hilfe bereit ist, so auch ihr jenen, die für die Freiheit zu streiten entschlossen sind, gerüstet und kampfbereit zur Seite steht. Endlich sollt ihr Gesandte erwählen, sie nach Theben entsenden und mit voller Macht ausstatten. Was aber sollen sie, wenn sie dahin gelangt sind, beginnen? Hier nun schenkt mir euer ganzes Gehör. Nichts sollen sie von den Thebanern fordern — denn schlecht ist die Zeit dazu angetan —, sondern ihnen als

Schwerbedrängten unsern vollen Schutz erbieten, damit, wenn sie ihn annehmen, alles nach unserm Wunsch und in der der Stadt würdigen Weise geschehe; lehnen sie ihn aber ab, dann mögen sie sich selbst anklagen, wir aber haben nichts Unwürdiges und Schimpfliches getan."

Der ebenso weitsichtige als hochherzige Vorschlag — das getreue Abbild seines Urhebers — wird durch allgemeinen Zuruf genehmigt, Demosthenes mit seiner Ausführung betraut. Er stürzt sich „ohne Rückhalt in die die Stadt umdräuenden Gefahren."

Er eilt nach Theben — er vollführt alles — er verlöscht den alten Groll — er lenkt die beiden nun geeinten Staaten. In seiner Hand ruhen die Geschicke Griechenlands.

Und das Glück lächelt dem hohen Beginnen. Zwei Siege werden errungen, Triumphe gefeiert; das dankbare Vaterland bekränzt den Erretter. Das drohende Unheil scheint vorüberzuziehen „wie eine Wolke".[12] Es ist der Höhepunkt seines Lebens.

Doch noch einmal bietet der Bedränger seine ganze Kraft auf. In der Entscheidungsschlacht bei Chäronea wetteifern Philipp und sein Sohn, der erprobte Feldherr und der heldenkühne Jüngling, miteinander. Nach langem, verzweifeltem Widerstand durchbricht die makedonische Phalanx die Reihen der verbündeten Streiter. Von diesem Schlage hat Athen, hat Griechenland sich nicht wieder erhoben. Noch heute sieht man nicht weit von den Toren des alten Chäronea das Schlachtdenkmal, einen kolossalen Löwen aus grauem Marmor, mit seinen Trümmern den Boden bedecken. Es ist der Leichenstein der griechischen Freiheit.

Wir eilen an den späteren wechselvollen Schicksalen unsers Helden vorüber zu der tragischen Szene, die sein Leben abschließt.

Philipp und Alexander sind gestorben; die letzte allgemeine Erhebung der Griechen, der lamische Krieg, ist zu Ende. Antipater wütet zu Athen. Alle Freigesinnten fliehen. Hyperides und andre Häupter der Volkspartei enden unter Qualen.

Demosthenes eilt nach dem olivenumwachsenen Eiland von Kalauria, um in der Freistatt des uralten Heiligtums Schutz vor den Verfolgern zu suchen. Es war ein Oktobertag. Der Herbstwind rauschte durch die Fichten des geweihten Hains. Im Tempel weilt Demosthenes; von den Stufen über die weite blaue Bucht zu seinen Füßen strebt sein Blick nach den geliebten Bergen der Heimat. Auch jenseits der Berge war es ein düsterer Tag, ein Buß- und Fasttag in Attika.[13] Die Frauen daheim kasteien sich und klagen im Tempel der Göttin; — sie wissen nicht mit

wie gutem Grund. Sollte doch die Sonne dieses Tages nicht untergehen, ehe sie die Leiche des besten Bürgers von Athen beschienen hatte.

Barken treiben ans Land; ihnen entsteigen fremde, finstere Gestalten. Es sind thrakische Kriegsknechte, geführt von Archias dem Häscher. Bald bietet das stille Heiligtum ein buntbewegtes Bild. Von allen Seiten umstellen es die wilden, struppigen Söldner; im Innern, an die Bildsäule des Gottes gelehnt, der greise Staatsmann — wie ein gehetztes Wild umdrängt; ihm zur Seite zwei zarte Frauen, die Priesterin und ihre Gehilfin,[14]) zitternd vor einer Entweihung des Heiligtums, von banger Sorge erfüllt für das Leben des allverehrten Mannes. Zwischen beiden Gruppen als Unterhändler hin und her wandelnd Archias, der ehemalige Schauspieler, glatte Worte auf den Lippen, Verrat im Herzen. Er bietet sicheres Geleit, er will durch Ueberredung wirken, da selbst er eine tempelschänderische Gewalttat scheut. Doch Demosthenes hat seinen Entschluß gefaßt. Konnte er das Vaterland nicht befreien, so befreit er doch sich selbst. Die bebende Priesterin sieht ihn ein Armband lösen; es ist hohl; er setzt es an die Lippen und schlürft den verhängnisvollen Inhalt. Dann verhüllt er sein Haupt. Doch bald schlägt er den Mantel zurück und spricht zu Archias: „Diesen hier magst du dem Antipater bringen; ich schütze das Haus des Gottes vor Entweihung." Hierauf erhebt er sich, um den Tempel zu verlassen. Doch schon auf den Stufen bricht er zusammen und haucht mit einem tiefen Seufzer sein Leben aus. Das Herz stand still, das so warm wie kein andres für die Freiheit des Vaterlandes geschlagen hatte; der rastlos schaffende, an stets neuen Entwürfen unerschöpfliche Geist war zur Ruhe gekommen; der Mund, aus dem ein nie versiegender Strom glühender und begeisterter Rede sich ergossen hatte, war für immer verstummt.

Die Leiche wurde im Tempelhof bestattet, und das Grabmal blieb bis in die spätesten Zeiten ein Gegenstand der Verehrung für Einheimische wie für Fremde.

So endete der Mann, der wie kein andrer vor ihm und nach ihm ein langes Leben hindurch mit dem Schicksal gerungen hatte. Der Kampf war ein ungleicher. Das rollende Rad des Verhängnisses ging zermalmend über ihn hinweg; uns blieb das erhabene Vorbild eines Helden, der übermächtiger despotischer Gewalt nicht siegreich aber ruhmvoll die Stirn bot.

Traumdeutung und Zauberei

Ein Blick auf das Weſen des Aberglaubens

Vortrag gehalten zu Brünn am 9. April 1866

Geehrte Anweſende!

Nicht die Geheimniſſe des Schlafens und Träumens, jene alltäglichen und zugleich ſo rätſelvollen Erſcheinungen, ſollen uns beſchäftigen. Nur auf ein engumgrenztes Gebiet der Geſchichte des Aberglaubens, der ſich gar zähe und nachhaltig an Traumerſcheinungen geheftet hat, will ich zunächſt Ihr Augenmerk lenken; vielleicht führt uns dieſer wie ein verwandter Weg, den wir ſpäter betreten wollen, zu einem Punkte, von dem ſich ein freier und ſicherer Ausblick in den weiten Bereich des menſchlichen Wahnglaubens überhaupt eröffnet.

Ein engumgrenztes Gebiet nannte ich es, weil ich alle Nationen mit Ausnahme des griechiſch-römiſchen Brudervolkes und alle Zeitalter mit Ausnahme des ſogenannten klaſſiſchen von vornherein aus dem Kreiſe dieſer Betrachtung ausſchloß. Allein wie unabſehbar iſt auch dieſer nach allen Seiten abgeſteckte und umſchriebene Bezirk! Und wie ſollte es anders ſein? Wie der Efeu den Felſen, ſo umrankt ja allezeit den harten Ernſt des Lebens die Fülle der bunten, glanzvollen, gaukelnden Traumgeſtalten! Wie verlockend wäre es nicht, den Einfluß der Traumwelt auf die Poeſie der Alten zu verfolgen, von Homers „weidlichem Traumgott“ und Aeſchylos angefangen bis in ſpäte Zeiten; wie erfriſchend, den erſten ſicheren Spuren einer rein natürlichen und menſchlichen Erklärung des Traumlebens zur Zeit des Perikles und der Sophiſten zugleich bei dem Vater der Geſchichte und bei jenem der Heilkunde, bei Herodot und Hippokrates zu begegnen; wie lehrreich, die Wirkungen der Reaktion gegen die hohe Aufklärung jenes geſegneten Zeitabſchnitts ſogar bei einem Denker wie Ariſtoteles, in ſeiner ſinnreichen Rechtfertigung wenigſtens eines kleinſten Teils des Volksglaubens, zu entdecken. Und — um einen ſehr verſchiedenen, den Boden unſers eigentlichen Gegenſtandes zu betreten — welch eine prächtige Illuſtration des Satzes: „Vielwiſſen ſchützt vor Torheit nicht“, böte uns das Lebensbild jenes Rhetors Ariſtides, eines ebenſo gelehrten als abergläubiſchen Hypochonders, der mitten in der lichten Kaiſerzeit von Traumorakel zu Traumorakel, wie von Geſundbrunnen zu Geſundbrunnen, pilgerte, und was ihm ſein mediziniſches Wiſſen zur Bekämpfung ſeiner Körperleiden an die Hand gab, gar

klüglich und gar treuherzig in Eingebungen der Götter umzudeuten wußte. Doch lassen wir solche Quellen und Bächlein, so lustig sie auch springen mögen, hinter uns rauschen, um einem mächtigen Behälter zuzueilen, in den sie sich insgesamt ergossen, in dem sie gesammelt und der fernen Nachwelt sicher bewahrt wurden. Es ist das Traumbuch des Artemidoros, von dem ich spreche und für dessen Betrachtung ich mir Ihre geneigte und geduldige Aufmerksamkeit erbitte.

Doch zunächst ein paar Worte über den Urheber des merkwürdigen Buches. Er war (wie es scheint) zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung geboren, war Wahrsager von Beruf und Verfasser einiger über Vogelschau und Chiromantik handelnden Schriften und nennt sich selbst Artemidoros von Daldis. In Wahrheit war jedoch Ephesos seine Heimat; allein diese altberühmte Stadt — so belehrt er uns — ist bereits durch eine große Zahl hervorragender Söhne genügend verherrlicht; so wolle er denn für seinen Teil dem wenig bekannten Städtchen Daldis in Lydien, dem Geburtsort seiner Mutter, die Ehre geben und zu dauerndem Nachruhm verhelfen. Diesem, wie Sie sehen, nicht allzu bescheidenen Selbstgefühl entspricht die Würde seines ganzen Wesens, der Schwung seiner priesterlichen, weihevollen Rede. Er wirkt zum Heil nicht der gegenwärtig Lebenden, sondern ferner Geschlechter; nicht aus eignem Antrieb, sondern im Auftrag und auf Geheiß der Götter, insbesondere Apolls, des Schutzgottes von Daldis. Und er hat dieser hohen Sendung rückhaltlos sein Leben gewidmet. Er scheut keine Anstrengung und verschmäht kein Mittel der Belehrung. Eine Sammlung der Traumliteratur, so vollständig, wie sie kein Adept seiner Kunst vor ihm vereinigt hatte, ist das Fundament seiner Bildung. Der so gesammelte Stoff wird durch vieljährige Reisen in Griechenland, in Italien, in Kleinasien, auf den Inseln zugleich belebt und vervollständigt. Und der hochgebildete Forscher — denn ein solcher dünkt er sich — blickt nicht mit vornehmem Achselzucken auf die vom Schicksal minder begünstigten Brüder, auf die gering geachteten Genossen seiner Zunft herab. Er verkehrt, ohne die Nase zu rümpfen, mit den kleinen Leuten, die dem Volk auf Straßen und Märkten für ein geringes Stück Geld die Träume auslegen. Und wie hätte er anders jenen Schatz von Erfahrungen erworben, der sein wertvollstes Besitztum ausmacht?

Denn nicht seine unbestreitbare Belesenheit, nicht die profunde Kenntnis alter und neuer Autoritäten seines Faches, nicht daß er Tag und Nacht über Traumauslegung nachgedacht und — es sind seine eignen Worte —

„sein lebelang nichts andres getan hat", nicht all dies erfüllt ihn mit so gerechtem Stolze wie das Bewußtsein, der Erfahrung einen hingebenden, einen ausschließlichen Dienst zu weihen. Dem Gewicht altehrwürdiger Meinungen setzt er ohne Zagen die Ergebnisse seiner Beobachtung entgegen, welche die Grundlage nicht einer stillestehenden, sondern einer entwicklungsfähigen, einer stetig fortschreitenden Wissenschaft bilden. „Auch er hätte es" — und wir dürfen ihm wohl glauben — „so gut wie mancher andre verstanden, durch gekünstelte Deutungen, durch klügelnd witzige Auslegungen zu blenden, aber er zog es vor, der Wahrheit zu dienen." Rät er auch einmal den Kunstgenossen und insbesondere seinem Sohne, sich dem Geschmack des Publikums, dem „schlichte und kahle Vorhersagungen, auch wenn sie in buchstäbliche Erfüllung gehen, nicht immer genügen", bisweilen durch eine gewagtere Begründung anzubequemen, so dürfe dies doch — wie er sofort hinzugefügt — nicht die Eingeweihten täuschen. „Wissen wir doch, daß gar manche Träume immer und überall in gleicher Weise ausgehen, und dies darum gewiß auch seinen guten Grund hat; allein die Gründe selbst zu erkennen, sind wir nicht vermögend." Wen wird es nach solchen Proben besonnener, echt wissenschaftlicher Entsagung noch wundernehmen, wenn Artemidor ein andermal nicht ohne feierlichen Schwung verkündet: „So rufe ich denn die Erfahrung an als die einzige Zeugin und Richtschnur meiner Worte!" Wohl aber dürfen wir begierig sein, die Früchte solch einer streng naturwissenschaftlichen Methode in ihrer Anwendung auf einen scheinbar so spröden Stoff ins Auge zu fassen.

Kleine Kinder — so heißt es im Beginne der systematischen, alle Richtungen des Menschenlebens von der Geburt bis zum Tode umspannenden Darstellung — kleine Kinder bedeuten im Traum allemal Böses, für Männer wie für Frauen. Denn sie sind eine Quelle von Sorge und Kummer, von Not und Plage. Allein man müsse unterscheiden. Knaben können, wenn sie heranwachsen, für die an sie gewandte Mühe Entschädigung bieten, — und darum kann der Traum auch ein gutes Ende nehmen; nicht so bei Mädchen, die nichts erwerben und schließlich noch eine Mitgift erheischen. „So kannte ich denn einen Mann, der von der Geburt eines Mädchens träumte, und er geriet in arge Schulden." Ein andrer — es ist gleichsam die erfahrungsmäßige Gegenprobe — begrub im Traum sein Töchterchen, und siehe da: eine böse, verloren geglaubte Schuld ward ihm unverhofft zurückerstattet.

Der Geburt folgt, wie billig, der Mensch mit all seinen Körperteilen.

Hier ist es insbesondere das weitschichtige Gebiet der Zähne, das, wie unser Gewährsmann versichert, eine äußerst kritische Behandlung erfordert, und von den Zeitgenossen ungebührlich vernachlässigt ist. Man müsse bis auf den Wahrsager Aristander, einen Zeitgenossen Alexanders des Großen, also um ein halbes Jahrtausend, zurückgehen, um hierüber die volle Wahrheit zu erfahren. Diese verhalte sich aber also: Der Mund sei das gesamte Hauswesen des Träumenden, die Zähne der oberen Kinnlade die höher gestellten Familienmitglieder, die der unteren die Untergebenen, die rechte Seite gelte dem stärkeren, die linke dem zarteren Geschlecht; der geträumte Verlust eines Zahnes verkünde den Verlust der ihm nach dieser Rangordnung genau entsprechenden Person, der eines linksstehenden der untern Kinnbacke zum Beispiel den einer Sklavin. Wir verzichten gern auf die speziellere, auch das Alter in Betracht ziehende Durchführung des Systems in bezug auf Augen-, Mahl- und Schneidezähne. (Beiläufig bemerkt, die Bedeutung der rechten und linken Seite beruht im antiken wie im modernen Aberglauben darauf, daß die rechte Hand an Kraft, Geschick, Erfolg erinnert, die linke an das Gegenteil. Darum gilt schon bei Homer ein zur Rechten des Beschauers fliegender Vogel für sieg- und glückverheißend, und darum sagen auch wir noch von einem Uebelgelaunten oder vom Mißgeschick Verfolgten, er sei mit dem linken Fuße aufgestanden.)

Der Traum, daß Ameisen in das Ohr kriechen, ist nur für Professoren günstig, denn er bedeutet ihnen einen gewaltigen, wimmelnden Zufluß von Hörern und Schülern.

„Eselsohren" — so heißt es dann weiter wörtlich — „sind nur für Philosophen gut" — wegen der ruhigen, würdevollen Haltung des Tieres; allen andern verkündigen sie Plage und Schläge.

Träumt eine Frau, daß ihr der Bart wächst, so tue eine strenge Unterscheidung not. Ist sie noch Mädchen oder Witwe, so wird sie heiraten, und zwar einen so guten, gleichgesinnten Mann, daß die beiden gewissermaßen nur ein Gesicht zu haben scheinen. Besitzt sie hingegen einen Gemahl, so wird sie ihn verlieren und nun selbst der Bärtige, das heißt der Herr im Hause sein. Diese allgemeine Erfahrungsregel fand Artemidor einst durch eine äußerst denkwürdige, scheinbare Ausnahme bestätigt. Der Frau des Diognet wuchs im Traum ein Backenbart, jedoch nur auf der rechten Wange. Und in der Tat, sie wurde nur Strohwitwe; Diognet kehrte nach langer Abwesenheit wieder zu seiner verlassenen Gemahlin zurück.

Hörnertragen deutet auf gewaltsamen Tod, in der Regel auf Enthauptung, denn dies ist das gemeine Los der gehörnten Tiere: der Rinder, Hirsche u. s. w.

In dem nun folgenden Abschnitt über Traummetamorphosen wird bemerkt, daß die Verwandlung in eine goldene oder silberne Statue für einen Sklaven nicht etwa Freiheit oder Reichtum, sondern bevorstehenden Verkauf bedeute. Denn wechselt er durch Kauf den Herrn, so wird er ja (wie auch wir zu sagen pflegten) „versilbert". Ebenso verkündet dem Vielgeplagten der Tanz nichts andres als eine tüchtige Tracht Schläge — der einzige ihm gebotene Anlaß zu tanzähnlichen Sprüngen und Windungen. Und nimmt seine Phantasie endlich den kühnsten Flug, wähnt er im Olymp zu sein und mit Jupiter Ball zu schlagen, so soll er auch diesmal gar rauh aus seinen erträumten Himmeln stürzen. Er wird bald wegen dreisten Benehmens empfindlich gezüchtigt. Und was ließ sich sonst erwarten? War doch Jupiter der Herr und das Ballspiel mit diesem eine unziemliche Vertraulichkeit.

Die stete Rücksicht auf Beruf und Lebensstellung ist für die erfolgreiche Ausübung der Kunst überhaupt von hoher Wichtigkeit. Wie sehr würde man zum Beispiel fehlgehen, wollte man Geier so ohne weiteres entweder für ein glückliches oder unglückliches Traumgesicht erklären! Sie sind Gerbern höchst günstig, hingegen verhängnisvoll für Aerzte; denn sie nähren sich ja von toten Körpern, die dem Gerber Gewinn bringen, nicht aber dem Arzte. Welch einen plumpen Bescheid erhielt nicht einst jener, der im Traum seine Mutter geschlagen hatte: Die Tat sei ruchlos und darum verderbenbringend. Weit gefehlt! Der Mann war ein Töpfer, die Mutter, die er schlug, mithin die Mutter Erde, und das Gesicht bedeutete nur, was auch wirklich eintrat, schwunghaften Geschäftsbetrieb. Und welche Unterscheidungsgabe hätte nicht das richtige Verständnis der Leidensgeschichte jenes unseligen Parfümeriehändlers erfordert! Dieser ward dreimal im Leben von demselben bösen Traum geängstet. Er glaubte seine Nase zu verlieren, — und der Traum, gleichsam sein Fatum, bezeichnete jedesmal einen neuen Wendepunkt seiner wechselvollen Laufbahn. Das erstemal verlor er sein Vermögen und mußte dem Handel mit Wohlgerüchen entsagen. Wie natürlich! war zu dessen Führung das Kapital doch gerade so unentbehrlich wie die Nase. Dann war er, durch Not gedrängt, wie wir gerne glauben, auf schlimme Abwege geraten. Da erschien zum zweitenmal das schicksalsschwere Traumgesicht: Er ward als Fälscher entlarvt und des Landes verwiesen. So war sein Leben durch

das Verbrechen geschändet, wie ein Antlitz durch den Verlust der Nase. Beim drittenmal endlich erkrankte er und starb, — und auch der Totenkopf hat keine Nase.

Doch ich lenke von diesen Seitenpfaden, — ich habe aus dem reichhaltigen traumstatistischen Material der späteren Bücher geschöpft —, noch für eine kurze Weile in die Heerstraße des Systems zurück. Dem Abschnitt über Verwandlungen folgen andre über Gewerbe, Beschäftigungen, Bäder, Speisen, Getränke, Vergnügungen, endlich über die Liebe, deren Inhalt ich, zum Teil mit gutem Grunde, übergehe. Als Kuriosum sei erwähnt, daß die Frage, welche Bedeutung Liebesverhältnisse mit Göttinnen haben — denn zu solch schwindelnder Höhe verstieg sich die träumende Phantasie der Alten — einer sehr eingehenden Erörterung gewürdigt wird. Die Antwort fällt verschieden aus, je nach dem Charakter der Gottheit; äußerst bedenklich ist ein erträumtes Liebesgetändel mit der Mondgöttin, denn diese ist eine gar ernste und strenge Göttin.

Aus der Abhandlung über Toilette — an der Spitze des zweiten Buches — erfahren wir, daß sich im Traume das Haar kämmen für alle günstig sei; denn der Kamm ist die alles auflösende und schlichtende Zeit. Haarflechten dagegen sind nur für Frauen erfreulich, Männern bedeuten sie arge Verwicklungen, Hindernisse, Schulden, ja auch Fesseln; und ähnliches gilt von allem Gewundenen und Geflochtenen ohne Unterschied des Stoffes, von Netzen, Körben, Kränzen, Hals- und Armbändern aller Art, die allenfalls nur Ehebündnisse, der Verknüpfung wegen, fördern. In der umfangreichen Abhandlung über Pflanzen und Tiere wird das, wie es scheint, eingewurzelte Vorurteil der alten Schule bekämpft, daß weiße Schafe dem Träumenden Glück, schwarze Unglück bringen. Es finde in Wahrheit nur ein Unterschied des Grades statt; Schafe seien durchaus glückbedeutend; nur allerdings die lichtfarbigen mehr als die dunkeln. Und der Grund sei einfach genug: das Schaf gleiche völlig dem Menschen, im geselligen Zusammenleben wie im Gehorsam gegen die Oberen, — der dem in der Schlummerzeit des Cäsarentums lebenden Wahrsager als ein unwandelbarer Grundzug der menschlichen Natur erscheint. Daß des Schweins in diesem Zusammenhang keine Erwähnung geschah, scheint die Kritik übel vermerkt zu haben, wie uns der gereizte Ton der Erwiderung im dritten Buch erkennen läßt. Schließlich wird für solche, „die sich nicht durch leeres Wortgepränge täuschen lassen, sondern der Wahrheit auf den Grund sehen wollen", bemerkt, daß seltene, nur im Innern von Asien und Afrika vorkommende Tiere nach der Analogie zu beurteilen seien. In

der sehr gründlichen Untersuchung über die Schwalbe scheut unser Verfasser nicht den Kampf mit den angesehensten Autoritäten seiner Wissenschaft: unter anderm, das Gezwitscher der Schwalbe sei kein Klagelied, sondern gleiche einem munteren, frischen Präludium; sie bedeute daher auch nichts weniger als Tod, sondern für Heiratslustige eine treue, wirtliche Gefährtin, in der Regel eine Griechin, nicht ohne musikalische Bildung. Dasselbe gelte von der Nachtigall, jedoch in geringerem Maße, weil sie uns fremder sei. Doch auch so bedeutsame Gegenstände wie Ackerbau und Krieg, Gericht und Herrschaft, Götter und Naturerscheinungen sollen uns nicht länger fesseln. Greifen wir lieber aus der Fülle des Stoffes zum Schluß noch ein paar Beispiele heraus, an denen wir unsern Scharfsinn üben können, um nun vielleicht selbst einen bescheidenen Flug zu wagen.

Daß ein Riß im Gewande eine Wunde an der betreffenden Körperstelle verkündet, kann Sie nicht mehr befremden; ist doch, wie sofort jedermann sieht, auch der Leib gleichsam das Kleid der Seele. Und daß der Mann, der eine Brücke zu werden glaubte, in Wahrheit ein Fährmann, also eine lebende Brücke ward, dies scheint uns fast zu platt verständlich inmitten so tiefsinniger Deutung. Doch gar manchen irrte eben diese schlichte Klarheit, als nun einem andern, einem Reichen, dasselbe Traumgesicht erschienen war: dieser aber verfiel in Schande, und ward so nur figürlich von aller Welt getreten. Minder verfänglich war der Traum des Stratonikos, der den König mit Füßen zu treten glaubte: er fand einen Schatz, und trat so in der Tat auf den König, das heißt auf sein Bildnis an den Münzen. Wie ratlos fände uns aber die Erscheinung der Unterwelt mit ihren schattenhaften Bewohnern! Und es ist in der Tat ein zweischneidiger Traum. Dem Arbeitslustigen bedeutet er Untätigkeit, dem Kummervollen Befreiung von Not und Mühe. Denn das Leben der Abgeschiedenen ist ein gar sorgenfreies, doch durch eintönige Muße fast ermüdend — eine Art von Badeleben, wie es scheint. Und wie beschämt stehen wir vor dem Meister, wenn er uns einige Perlen seiner Deutekunst zum besten gibt. Ein Mann wähnte seine Lampe am Mond anzuzünden: er wurde blind, — wollte er doch sein Licht dort holen, wo es nicht zu finden war, da der Mond nur mit erborgtem Glanze leuchtet. Ein andrer sah seinen Lieblingssklaven zu einer Feuersäule werden: er erblindete gleichfalls und der Sklave ward ihm Führer und Vermittler alles Lichts. Und wenn wir endlich träumten, daß die Sterne vom Himmel fallen, wer würde sofort den Verlust der Haare fürchten? Und doch ver-

hält sich das sternbesäte Himmelszelt zum Weltganzen wie das in vollem Haarschmuck prangende Haupt zum menschlichen Körper.

Und somit wüßten wir, dächte ich, genug von der Traumweisheit des Altertums und wohl auch aller andern Zeiten. Doch wollen wir aus diesem Heiligtum nicht scheiden, ohne aus der Hand seines Hohenpriesters eine heilsame Lehre als teures Angebinde zu empfangen. Wer immer im Zwiespalt der Systeme, im Widerstreit feindlicher Lehren vergebens nach einem sicheren Port, nach einem unverbrüchlichen Kanon der Wahrheit ausspäht, der wird ohne Zweifel Trost und Beruhigung finden in dem folgenden ebenso bündigen als gewichtigen Ausspruch. „Glauben müssen wir Menschen," so ruft unser Hierophant, „zuvörderst den Göttern, denn fremd ist ihnen jede Täuschung; dann den Königen, deren Macht von den Göttern stammt; ferner den Priestern, die bei den Menschen gleiche Ehre mit den Göttern genießen; endlich den Wahrsagern: unter den Wahrsagern aber jenen, die keine Betrüger sind. Denn was die Neu-Pythagoreer, die Physiognomiker, die Hand- und Körperbeschauer, die Sieb-, die Käse-, die Würfel-, die Schüssel- und Totenpropheten auch sagen mögen, es ist alles eitel Lug und Trug; denn auch ihre Kunst ist nur ein nichtiger Schein, und von der Weissagung verstehen sie gar nichts, sondern es sind Schwindler und Gaukler, die das Volk betören. So bleibt denn als allein wahr übrig die Lehre der Opfer- und Vogelschauer, der Stern-, der Traum- und Zeichendeuter und der Prüfer der Eingeweide." — Mit so kühner und sicherer Hand ist die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrtum, zwischen begründetem Glauben und Aberglauben wohl niemals gezogen worden!

2

Gestatten Sie mir jetzt, ein andres Bild vor Ihren Blicken zu entrollen, — demjenigen, welches uns bisher beschäftigt hat, in manchen Stücken gleichend, in andern sein völliges Widerspiel. Ist es der Weissagung Ziel, die dunkeln Schleier der Zukunft zu lüften, um in diese hinauszuschauen, so hat der Inbegriff roher Uebungen und Künste, die man unter dem Namen Zauberei zusammenfaßt, die Aufgabe, bestimmend und gestaltend in die Zukunft einzugreifen, sie menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist der andre Pol des Aberglaubens, den wir berühren, die von der Leuchte wahrer Einsicht und Naturkenntnis verlassene Werktätigkeit des Menschen im Unterschied von dessen betrachtender

Beschaulichkeit. Allein ein andrer und tieferer Gegensatz wird sich Ihnen offenbaren. Aus dem Moder der Verwesung führe ich Sie hinaus in die Waldluft der Ursprünglichkeit. Halb Tier und halb Kind, voll rührend hilfloser Einfalt, auch geistig nackt und unvermögend seine Blöße zu decken, ein Spiel jedes Zufalls der Außenwelt und der eignen üppig wuchernden Einbildung, — erscheint der Wilde doch fast menschlich schön und stark neben jenem fratzenhaften, mit bunten Lappen behängten Wechselbalg von greisenhafter Ueberklugheit und kindischem Aberwitz. In die Urzeit unsers Geschlechtes aber — und heiße sie auch zum Teil noch Gegenwart — wollen wir die Schritte lenken.

Auf der Insel Tanna (in der Gruppe der Neu-Hebriden) vernimmt der seltene Reisende Nacht für Nacht den dumpfen Schall der Muschelposaune, der durch die nächtliche Stille weithin über das Eiland tönt. Es ist ein Hilferuf, der das Ohr der Krankheitsmacher treffen soll, damit sie von ihrer unheilvollen Tätigkeit ablassen und den Morgen erwarten, der ihnen reichliche begütigende Geschenke bringt. Und durch welche geheimnisvollen Künste wissen diese Zauberer so gewaltigen Schrecken zu verbreiten? Sie suchen irgendwelche Speiseabfälle ihres Opfers, z. B. die Schale einer von ihm genossenen Banane, in ihren Besitz zu bringen, dann umwickeln sie diese mit einem Blatt nach Art unsrer Zigarren, zünden sie an einem Ende langsam an — jetzt erkrankt der Erkorene — und ist sie zu Ende gebrannt, so erlischt auch sein Lebenslicht. Dies ist der allgemeine Glaube des Volkes, der von den Krankheitsmachern selbst geteilt wird; denn erkrankt einer von diesen, so glaubt er sich von seinen Genossen behext und stößt gleichfalls in die Posaune. Sie kennen vielleicht den verwandten, unter dem Namen des Erdschnitts bekannten Aberglauben der alten Deutschen. Wollte man einen unnahbaren Feind zerstören, so schnitt man ein Stück Rasen, auf das er getreten war und das noch seine Spuren zeigte, aus der Erde, hing es am Herdfeuer auf, und in dem Maße, als die Fußtapfen zusammenschrumpften und verschwanden, sollte auch ihr Urheber hinsiechen und endlich sterben. Daß Körperteile wie Haare, Nägel u. s. w., wenn man ihrer habhaft werden kann, einen noch wirksameren Zauber abgeben, braucht kaum gesagt zu werden. Standen sie doch mit dem zu Behexenden in dauernder, natürlicher Verbindung, während jenes nur Gegenstände seiner flüchtigen Berührung waren. Allein sie werden demgemäß auch weit argwöhnischer vor feindlicher Nachstellung gehütet; läßt doch ein Neapolitaner nicht gern eine Locke seines Haares in fremde Hände geraten, damit nicht ein Liebes-

zauber an ihr geübt und ohne seine Zustimmung über sein Herz verfügt werde.

Doch bedarf es nicht immer solcher schwer zu erlangender Zaubermittel. Ein Bild tut oft dieselben Dienste. Wenn der nordamerikanische Indianer aus dem Stamme der Algonkin sich zur Jagd rüstet, so verfertigt er zuvörderst aus Gras oder Tuch ein Abbild des zu erlegenden Wildes, hängt es in seinem Wigwam auf und wiederholt mehrmals den Zauberspruch: „Sieh, wie ich schieße!" — dann drückt er den Pfeil ab. Hat er die Puppe durchbohrt, so ist er des Erfolges gewiß; das Tier wird am Jagdtag seinen Geschossen nicht entrinnen. Der Brauch, Bildnisse der Feinde im Feuer zu schmelzen, sie verschrumpfen zu lassen, mit Nadeln oder Dornen zu durchbohren, damit jenem, den sie darstellen, das gleiche widerfahre, war einst allgemein verbreitet, und man begegnet ihm auch heute noch an so verschiedenen Punkten der Erde, wie die Insel Borneo und Peru es sind. Auf genau zutreffende Aehnlichkeit ist es dabei nicht abgesehen; genügt es doch (wie uns Abbé Dubois von den Hindus meldet) auf die Brust des Bildes den Namen des Opfers zu schreiben. In veränderter Gestalt erscheint diese Sitte in Siam. Dort ist es nämlich der Arzt, der eine Tonpuppe in den Wäldern vergräbt, — nicht in feindlicher Absicht, sondern um das Leben des Kranken zu retten; sie stellt nämlich nicht diesen dar, sondern die Krankheit oder vielmehr den sie erzeugenden Dämon, der zuvor durch Beschwörungsformeln in die Puppe gebannt ward, — und ich bedaure es, hinzufügen zu müssen, derselbe Brauch besteht glaubwürdigen Nachrichten zufolge unter einer tiefstehenden Klasse unsrer galizischen Bevölkerung. Mitunter verschlingen sich mehrere dieser Uebungen zu einem verwickelteren Gebilde, wie unter einem Stamme der Birmanen, wo das der Vernichtung geweihte Zauberbild aus einem Stück Erde geformt wird, in das die Fußspuren des Feindes gedrückt sind. Und wie in einem wahren Schatzkästlein sind alle Abarten dieses Zweiges des Aberglaubens in einer unter der tamulischen Bevölkerung Ceylons herrschenden Sitte vereinigt, über die Sir James Emerson Tennent in seinem Werke über Ceylon und Edward Burnet Tylor in seiner „Urgeschichte der Menschheit" berichtet, der die meisten dieser Beispiele entlehnt sind.*)

*) Researches into the early history of mankind and the development of civilization (London, Murray, 1865). Man vergleiche den ganzen, hier reichlich benutzten sechsten Abschnitt des durch seinen stofflichen wie seinen Gedankengehalt gleich hervorragenden Werkes.

Die ſtellvertretende Kraft des Bildes iſt jedoch keineswegs von ſeiner grobkörperlichen Beſchaffenheit abhängig. Wie könnten ſonſt jene Pferde ihre Wirkung tun, welche hilfreiche tibetaniſche Lamas ermüdeten, unter der Laſt des Weges erliegenden Pilgern entgegenſenden, und die ihnen in der Tat von Bergesſpitzen aus auf Flügeln des Windes zueilen? Es ſind nämlich kleine Papierſtreifen, auf die das Abbild eines gezäumten, geſattelten und in vollem Galopp dahinſprengenden Pferdes gedruckt iſt. Und ebenſo leicht weiß der chineſiſche Arzt aller ſchwerfälligen Behelfe zu entraten, wenn er anſtatt einer koſtſpieligen oder ſchwer zu beſchaffenden Arznei dem Kranken das Rezept ſelbſt zu Aſche verbrannt oder in einem Aufguß eingibt. Nicht weniger anſpruchslos iſt endlich der gläubige Muſelmann, welcher der in Waſſer aufgelöſten Tinte, mit der ein Koranvers geſchrieben war, dieſelbe wunderſame Heilkraft beimißt, ja dem zur Not auch ein Trunk aus einem Becher Genüge tut, in den ſolch ein heiliger Spruch gegraben iſt.

Sind wir nicht wieder bei Artemidoros angelangt? Bedarf es noch langwieriger Unterſuchungen über die Natur des Aberglaubens? Was fanden wir bei jenem, wenn wir von aller grübelnden Verfeinerung und von dem ſchlauen Bemühen abſehen, einem wüſten Irrwahn den Schein der Wiſſenſchaft anzutäuſchen? Was war der, offenbar volkstümliche, Kern ſeiner Lehre? Nichts andres als dieſes: Wenn zwei Dinge irgendwie aneinander erinnern, ſo iſt das eine die Vorbedeutung des andern. Und was erkennen wir hier als das geheime Grundprinzip der Zauberkünſte der Naturvölker? Wieder nichts andres als dieſes: wenn zwei Dinge irgendwie aneinander erinnern, ſo iſt das eine der Stellvertreter des andern. Und wenn wir beides verallgemeinernd zuſammenfaſſen: Dinge, die aneinander erinnern, verkünden einander und wirken aufeinander. Wenn zwei Vorſtellungen in unſerm Geiſt zuſammenhängen, ſo hängen auch die ihnen entſprechenden Gegenſtände in der Außenwelt zuſammen. Mit andern Worten: unſre Erwartungen kommender Ereigniſſe wie unſre Urteile über die Eigenſchaften der Dinge werden nicht durch den erfahrungsmäßig ermittelten Kauſalzuſammenhang derſelben, ſondern durch die Verknüpfungen unſrer Gedanken beſtimmt. Wir ſtehen unter der ausſchließlichen Herrſchaft des Prinzips der Ideenaſſoziation und ſeiner zwei pſychologiſchen Grundgeſetze.

Das Band unſrer Gedanken iſt nämlich ein zwiefaches. Zwei Dinge erinnern aneinander, entweder weil ſie ähnlich ſind (und auch der Gegenſatz iſt eine Art der Aehnlichkeit) oder weil ſie (das heißt ihre ſinnlichen Ein-

drücke oder geistigen Abbilder) gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge in unser Bewußtsein traten. Vorstellungen erwecken sich — so heißt es in der Schulsprache der Psychologen — nach dem Gesetz der Aehnlichkeit und nach jenem der Aufeinanderfolge. Wollen wir uns z. B. die Gestalt eines fernen Freundes vergegenwärtigen, so besitzen wir zwei Mittel, um die abgeblaßte Erinnerung aufzufrischen, das Bild und (im weitesten Sinne des Wortes) das Abzeichen. Was der trägeren Phantasie das Bildnis, das leistet der erregteren eine Locke, eine Schleife, der bloße Name. Denn von der Locke glitt unser Blick stets auf das Angesicht, von der Schleife auf ihren Träger über; der Name ward eigens geschaffen, um mit dem Bezeichneten in unserm Geist fortwährend verknüpft zu bleiben, um an ihn zu erinnern. Allein wir wissen solch eine Ideenverbindung sehr wohl von einer Verkettung der Tatsachen zu scheiden. Wir fürchten nicht, wenn ein Bildnis in Trümmer fällt, daß nun auch der Dargestellte Schaden leiden werde; wir wissen, daß eine Haarlocke, die in Flammen gerät, nicht das Haupt versengt, von dem einst die Schere sie getrennt hat. Eben dies — so seltsam es klingen mag — weiß der Abergläubische nicht, oder vielmehr, er weiß es nicht in allen Fällen, — denn niemand konnte jemals in allen Stücken abergläubisch sein, wie anderseits kaum irgend jemand in allen Punkten frei von Aberglauben ist. Er hat es noch nicht gelernt, dem natürlichen Zuge der Gedanken jenen Damm entgegenzusetzen, der unerläßlich ist, um sie zu einem treuen Spiegelbild der Wirklichkeit zu machen. Er vermag das Band der Ideenassoziation nicht dort, wo es not tut, zu zerreißen. Zwei sehr ähnliche oder häufig in seinem Geist verknüpfte Vorstellungen sind in ihm geradezu unauflöslich verbunden, so daß der einen, sobald sie auftaucht, die andre sofort und unaufhaltsam nachdrängt. Die zwei Dinge sind wie zu einem einzigen verschmolzen; das eine wahrnehmen, heißt ihm das andre erwarten; wenn er auf das eine wirkt, glaubt er auf das andre zu wirken.

Von diesem Punkte aus ergießt sich ein Strom von Licht über das unermeßliche Gebiet der Volksirrtümer. In Einheit und Ordnung gliedert sich die vordem so chaotische Masse. Denn so oft wir einem alten Wahn nachgraben und auf seinen Urgrund stoßen, dann treffen wir sicherlich auf eine versteinerte Ideenverknüpfung. Die Lehre von den Vorzeichen ist ein großes Beispiel; der Glaube an die Wunderkraft der Talismane nicht minder; die Astrologie desgleichen: der Planet Mars z. B. verkündet Schlacht und Krieg, weil seine Farbe an Feuer und Blut erinnert. Die medizinische Lehre von den Signaturen ruht auf demselben Grunde:

weil der Blutstein, gleichfalls durch seine Farbe, an Blut erinnert, darum ist er geeignet, dessen Erguß zu stillen; weil ein schwarzer Fleck in der Blumenkrone des Augentrost an die Pupille mahnt, darum ist die Pflanze gegen Augenleiden wirksam. Zahllose Volksbräuche und praktische, sogenannte Erfahrungsregeln flossen aus keiner andern Quelle. Daß der Fischfang am besten gedeiht, wenn die Sonne im Zeichen der Fische steht, erscheint auf diesem Standpunkt als so selbstverständlich, wie daß das Fällen der Bäume zur Zeit des abnehmenden, die Aussaat hingegen, wie jedes neue Unternehmen, zur Zeit des zunehmenden Mondes stattzufinden habe. Nicht weniger einleuchtend ist aber jene Sitte der Neuseeländer, vermöge deren sie, um das Herz des Knaben tapfer und hart zu machen, ihn kleine Kieselsteinchen schlucken lassen.

Wir stehen am Zielpunkt unsers Weges. Wir haben den Proteus-Aberglauben in einigen seiner fremdartigsten und rohesten, vielleicht nicht seiner gefährlichsten, Verwandlungen betrachtet. Und wer möchte bei ihrem Anblick sich des Ausrufs erwehren: Welch eine Fülle von Wahngestalten! Wieviel grundloses Fürchten! Wieviel vergebliches Hoffen! Welche Vergeudung menschlicher Kraft, die ihrem einzigen würdigen Ziele, der Beglückung empfindender Wesen, entfremdet ward! Wo ist die Rüstkammer — so fragen wir — in der wir die tauglichsten Waffen zur Bekämpfung so furchtbarer und so tückischer Uebel finden? Dem Versuch einer Beantwortung dieser Frage sei die Schlußbetrachtung gewidmet.

Es steht um die Irrtümer, die aus dem Herzen der Menschheit quellen, weit anders als um diejenigen, die dem Hirn eines einsamen Denkers entsprungen sind. Die letzteren brechen zusammen, wenn man ihnen die künstlichen Stützen trügerischer Beweisgründe entzogen hat; allein jene leben — unabhängig von Vernunft und Erfahrung — ihr eignes Leben. Sie überdauern die Scheingründe, mit denen ein oft nicht wohlberatener Eifer sie schirmend zu umgeben trachtet. Von ihnen wie von den im Raume kreisenden Himmelskörpern gilt das Wort: „Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball". Mag der Kämpe der Wissenschaft immerhin verkünden, daß sie in der Einrichtung des Weltalls, soweit Versuch und Beobachtung diese erschlossen haben, nicht den leisesten Halt und nicht den Schatten einer Begründung finden; was ficht es sie an? Kann man dem Forscher doch stets erwidern, was man ihm so oft erwidert hat: „Habt ihr schon alle Rätsel der Natur gelöst? Liegt nicht

jenseits des engen Bezirks erkannter Wahrheit das weite Reich des Unbekannten, die uferlose See der Möglichkeiten?" Und ferner: „Wer enthüllt uns das Geheimnis ihres Ursprungs? Wenn es nicht Wahrheiten sind, woher stammen sie? Worin ruht ihre fast unumgrenzte Macht über die Geister? Warum nahmen sie schon frühzeitig die Gemüter in Besitz und behaupten auch heute noch ihr altes Erbgut mit unerschütterlicher Zähigkeit?"

In dieser Not und in diesem Drangsal des menschlichen Geistes erscheinen uns — ein rettendes Dioskurenpaar — zwei eng verschwisterte Wissenschaften; die zergliedernde Seelenlehre und die vergleichende Geschichtsforschung. Die erste führt uns in die innere Werkstatt unsres Geistes; sie zeigt uns hier die Stoffe, die Kräfte, die Werkzeuge tätig, deren einst ungehemmtem und schrankenlosem Spiele ungeahnte Wirkungen entspringen mußten; sie gräbt in dem Schacht unsrer Natur einige unscheinbare, längst verschüttete Keime auf, aus denen ehedem eine bunte, farbenreiche, vielgestaltige Welt des Irrtums emporschoß; sie läßt uns endlich die Möglichkeit erkennen, daß eben die Meinungen, deren rätselhafter Ursprung auf uns lastet, aus keinem andern als diesem Boden erwachsen sind. Allein weiter zu schreiten, den Beweis zu führen, daß mitten in dem Fluten geschichtlicher Wechselwirkungen aus jenen Uranfängen nur dieses und kein andres System von Irrtümern hervorgehen konnte, daran hindert sie die unendliche Verflechtung menschlicher Angelegenheiten.

Da tritt die Geschichtswissenschaft hinzu mit ihrer auch das scheinbar Unauflösliche sondernden und zerlegenden Scheidekunst. Sie nimmt uns den von der anpassenden Tätigkeit der Zeit bis zur Vernunftähnlichkeit umgebildeten Irrtum aus den Händen. Stück um Stück entkleidet sie ihn jeder verschönenden Zutat. Allmählich treten die verblichenen Züge eines uns fremden Antlitzes hervor. Dann verfolgt sie — rückwärtsschreitend — seine Spuren durch alle Wandlungen seines Wesens, von Stufe zu Stufe, von Geschlecht zu Geschlecht — die Lücken der Ueberlieferung durch sichere Analogien überbrückend —, bis sie, am Endziel ihrer Wanderung angelangt, ein rohes, häßlich abstoßendes Urbild emporhält, das uns wie ein Zerrbild entgengengrinst und das in Wahrheit doch die einzige Grundlage jenes Glaubens war.

Und endlich, welche ungeheure befreiende Gewalt übt nicht die Erweiterung unsers geistigen Gesichtskreises! Wären die Wahnvorstellungen aller Zeiten und Völker ununterscheidbar gleich, man könnte in dieser Uebereinstimmung den triftigsten Beweis ihrer Wahrheit erblicken; wären

ſie völlig unähnlich, man könnte jeden Schluß von der Unwahrheit der einen auf jene der übrigen verwerfen. Allein das eine findet ſo wenig ſtatt wie das andre. Die dem ungeſchulten, zuchtloſen Menſchengeiſt entkeimenden Wahngebilde zeigen gleich allen Erzeugniſſen der Natur eine unerſchöpfte Mannigfaltigkeit der Bildungen; allein dieſe wird beherrſcht von durchgreifenden Zügen der Aehnlichkeit, die an dem Walten derſelben Geſetze, an ihrer gemeinſamen Abſtammung keinen Zweifel geſtatten. So widerlegt die vergleichende Geſchichtsbetrachtung jeden einzelnen Aberglauben durch den Hinweis auf die tauſend andern, die ihm widerſprechen, und die doch die deutlichſten Spuren des gleichen Urſprungs an ſich tragen, die unverkennbar ſeine Brüder ſind.

Die allverbreiteten, verjährten Irrtümer der Menſchheit gleichen Geſpenſtern, die ruhelos umherirren, bis wir ihren Leib — ihre hiſtoriſche Urgeſtalt — ergriffen und zu ewiger Raſt gebracht haben. Nun, wir gönnen ihnen ein ehrliches und mitunter auch ein ſtattliches Grab. Wir ſetzen ſie bei im Dom der Geſchichte. Und wir kehren aus dieſem immer wieder gekräftigten und erfriſchten Mutes zurück zur Arbeit der Gegenwart, zur Vorbereitung einer lichteren, von geiſtigen Banden freieren Zukunft. Denn man beſiegt im Reich der Geiſter endgültig nur die Mächte, deren innerſtes Weſen und vornehmlich deren *Urſprung* man vollſtändig begriffen hat. Man widerlegt nur, was man erklärt hat. Und wir Spätgeborenen können uns von dem übermächtigen Einfluß der Vergangenheit nur befreien, wenn wir ſie gründlich erkennen.

Zur Erinnerung an John Stuart Mill

(1806—1873)

(„Deutsche Zeitung“ vom 16. und 23. Mai 1873)

1

Sie verlangen ein Gedenkblatt, um es auf das frische Grab John Stuart Mills zu legen. Wie sollte ich Ihrem Wunsche mich versagen? Behauptet man doch, es laufe uns der Mund von dem über, wovon das Herz voll ist. Mir wollen freilich bei dem Gedanken an den großen und guten Mann, an dem ich auch einen Freund verlor, zunächst nur die Augen überquellen. Doch was tut dies? Ich will es versuchen, aus persönlichen Erinnerungen, aus brieflichem und anderm Material ein Bild zusammenzusetzen, das dazu dienen mag, die gangbare Vorstellung von dem Hingeschiedenen in manchen Stücken schärfer auszuprägen, in andern zu bereichern oder auch zu berichtigen.

Mill war ein Prachtexemplar jener seltensten aller Varietäten der Menschennatur: gelungene Wunderkinder. So frühzeitig waren seine außerordentlichen Anlagen einem scharfblickenden Auge erkennbar, daß sein Vater in einem ebenso reizenden wie rührenden Briefchen an Bentham [1]) von dem erst Sechsjährigen (1812) schreiben konnte: „Vielleicht werden wir beide dereinst einen würdigen Nachfolger an ihm besitzen.“ Nicht oft haben stolze Hoffnungen eine ruhmreichere Erfüllung gefunden. Und niemals eine wohlverdientere. „Mein Vater war meine Schule,“ sagte uns einst der Verstorbene mit einer Emphase, die ihm selten eigen war. „Ihm verdanke ich alles, was mich irgendwie dazu befähigt hat, in seine Fußstapfen zu treten,“ heißt es in einer Wahlrede (vom 3. Juli 1865).[2]) Auch fehlt es nicht an anderweitigen vollgültigen Zeugnissen für die magisch anregende und bildende Gewalt jenes Mannes, dessen „Gespräch den Windungen eines platonischen Dialoges glich“ (Grote),[3]) und von dem einige der namhaftesten englischen Denker und Politiker des Jahrhunderts ihren ersten Anstoß empfingen, eben Grote z. B., dem er den Gedanken eingab, die Geschichte Griechenlands zu schreiben.[4]) Und wenn nun James Mill ein Jahr vor seinem Scheiden in seinem „Bruchstück über Mackintosh“ die wuchtige Keule seiner Polemik einen Augenblick ruhen läßt, um bei dem „Entzücken“ zu verweilen, „welches die Brust eines pflichttreuen Vaters erfüllt ... im Hinblick auf die nie endende Kette wohltätiger Wirkungen, die aus gewissen Handlungsweisen für Myriaden von Menschen von

Generation zu Generation entſpringen,“ [5]) — da dringt wie Vogelſang aus engem Zwinger der Jubelruf eines beſeligten Vaterherzens aus dem eiſernen Gefüge ſeiner dialektiſchen Rede. Sein heißes Mühen war gelohnt; ihn quälte nicht mehr die Sorge, er werde „dieſen armen Knaben“ verlaſſen müſſen, ehe er ſeinen Geiſt zu jenem „Grade von Trefflichkeit“ gebildet habe, deſſen er ihn fähig wußte.

Denn innerlich wie äußerlich — im bürgerlichen Leben wie in der literariſchen Welt — war die Stellung des Sohnes wohlgefeſtigt, als der Vater die Augen ſchloß. Ihm war der dornenvolle Kampf um die Exiſtenz erſpart, der im Verein mit der Verzweiflung über die inneren Zuſtände Englands James Mill gelegentlich bis zu dem abenteuerlichen Plan einer Auswanderung nach Frankreich und ſogar nach Zentral-Amerika getrieben hatte. [6]) Was ſeine nationalökonomiſchen, ſozialpolitiſchen, journaliſtiſchen und ſeine bahnbrechenden pſychologiſchen Arbeiten dem ältern Mill zu ſchaffen nicht vermocht hatten — ein ſolides bürgerliches Daſein —, das war die Frucht ſeiner „Geſchichte Britiſch-Indiens“ geweſen. Sie hatte durch die Vermittlung Cannings die Augen der Oſtindiſchen Kompagnie auf den tiefen Kenner des fernen Landes gelenkt und wie durch ein Wunder dem Freigeiſt und Radikalen in dem damals überbigotten und ultrakonſervativen England am Abend ſeines Lebens eine weitgreifende ſtaatsmänniſche Wirkſamkeit eröffnet. Wohl mochte ſein Herzens- und Geiſtesfreund und langjähriger Hausgenoſſe, Bentham, ſcherzen: „Mill wird die lebende Exekutive, ich werde die tote Legislative Indiens ſein. Zwanzig Jahre nach meinem Tode werde ich, im Hauskleid in meinem Armſtuhl ſitzend, als Deſpot regieren.“ [7]) In eben dieſe Laufbahn war der ſiebzehnjährige John von ſeinem Vater eingeführt worden. Er leitete, raſch von Stufe zu Stufe emporklimmend, der Reihe nach das Unterrichtsweſen (gelegentlich auch in Vertretung ſeines Freundes Thornton die öffentlichen Arbeiten), ferner viele Jahre hindurch das „politiſche“ Departement der indiſchen Regierung, d. h. die Beziehungen derſelben zu den einheimiſchen Fürſten und den auswärtigen Staaten, und übte ſchließlich in der Stellung eines oberſten Controllors (Chief Examiner of the Indian Correspondence) eine allgemeine Oberaufſicht über ſämtliche Zweige der Verwaltung — ein Amt, welches auch der Vater zum Schluß ſeines Lebens bekleidet hatte. [8]) Was Mill in dieſen Stellungen für das Wohl der „ſchweigenden Myriaden“ [9]) des ungeheuern Kolonialreichs geleiſtet hat, iſt vielfach von den höchſten Autoritäten im Parlament anerkannt worden, und hoffentlich wird die Sammlung ſeiner in fünfunddreißigjähriger Tätigkeit verfaßten Depeſchen

und Weisungen an den Generalgouverneur von Indien der Welt nicht immer vorenthalten bleiben. Bei der Auflösung der Kompagnie (1858) sah der Verstorbene sich genötigt, den ihm von Lord Stanley, dem späteren Lord Derby, angebotenen Sitz im „Indischen Rate" abzulehnen, weil er (wie er mir damals schrieb) „einer langen Erholung nicht sowohl von den Mühen des Amtes als von dem ungesunden Leben der Amtsstube" bedurfte.

Der gewissenhaften und glänzenden Erfüllung der Berufspflichten ging von früh auf eine unglaublich reiche und vielseitige literarische Tätigkeit zur Seite. Hoffentlich ist es mir ein andermal vergönnt, auf dieselbe näher einzugehen und unter anderm den Nachweis zu führen, daß die Grundzüge seiner am meisten charakteristischen Lehren bereits in den frühesten Jugendarbeiten — so in den 1827 veröffentlichten Anmerkungen zu Benthams „Beweislehre",[10]) in dem 1830 erschienenen Essay über „Definition und Methode der politischen Oekonomie"[11]) oder in der Polemik gegen Professor Sedgwick 1835[12]) — deutlich zu erkennen sind. Es wird dadurch möglich sein, den ungemein überschätzten Einfluß Comtes auf das richtige Maß zurückzuführen[13]) und den seines Vaters und geistigen Bildners gebührend zu würdigen. In formeller Beziehung erkenne ich in der ausgedehnten Schriftenfolge unsers Autors nur einen (spät eingetretenen) Fortschritt zu größerer Gedrungenheit des Ausdrucks. Dennoch hat er unermüdlich an seinem Stil gearbeitet, worüber er mir einmal wie folgt geschrieben hat: „Oft, seitdem ich auf eine acht- bis zehnjährige literarische Wirksamkeit zurückblicken konnte, habe ich mir gesagt: Wäre mein schriftstellerisches Ideal mein jetziges und mein Leistungsvermögen nur dasselbe, das ich vor ein paar Jahren besaß, so wäre ich nicht imstande gewesen, irgend etwas zuwege zu bringen." Allein die unabläßige Uebung habe die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit zwar nie vollständig ausgefüllt, aber doch auch niemals als eine unüberbrückbare erscheinen lassen. Alle seine Aufsätze und Bücher wurden zweimal, manche, wie die „Logik" (vor ihrer ersten Veröffentlichung), auch dreimal von Anfang bis zu Ende geschrieben, weil ihn die Ungeduld der ersten Arbeit nicht die nötige Sorgfalt auf stilistische Feilung verwenden ließ. Der Versuch, sich mit einem bloß skizzenhaften Entwurfe zu behelfen, hatte sich ihm als ein fruchtloser erwiesen. Die fast „übernatürliche Ebenmäßigkeit"[14]) von Schriften, die den Raum eines halben Jahrhunderts ausfüllen, hat mit Recht das Staunen der Kritiker erregt. Mill erscheint nie unreif und niemals überreif. Er war als Jüngling ein Mann und als Greis fast noch ein Jüngling. Eine mähliche Wandlung von ursprünglich etwas häufiger auftretender

dogmatiſcher Schroffheit des Tones zu größerer Milde des Urteils iſt vielleicht die einzige Spur, die der Ablauf der Jahre in dieſer langen Bändereihe zurückgelaſſen hat. In ſachlicher Rückſicht hat der perſönliche Umgang mit Carlyle*) und zumeiſt die Bekanntſchaft mit den Schriften von Coleridge ungefähr um die Mitte der dreißiger Jahre ſeine Weltanſchauung und literariſche Tätigkeit vielleicht am nachhaltigſten beeinflußt. Durch Coleridges Vermittlung vor allem empfing er, was ihm die damalige deutſche Philoſophie zu geben vermochte: die Schärfung des hiſtoriſchen Sinnes und die Eröffnung des Verſtändniſſes für die Gefühlsſeiten des Spiritualismus.

Doch um zu jener „faſt übernatürlichen Ebenmäßigkeit" des Tones, welche Mills Schriften kennzeichnet, zurückzukehren, ſo beruht ſie (wie ich denke) gleich der mit ihr eng verbundenen Vielſeitigkeit und erſtaunlichen Aſſimilationskraft auf derjenigen Eigenſchaft, die geradezu als der Zentralkern in der Natur des Mannes gelten kann: auf dem beiſpielloſen (früh errungenen und faſt immer feſtgehaltenen) Gleichgewicht ſeiner Anlagen und Kräfte. Vermöge dieſer (durch die unvergleichliche Schulung von ſeiten eines ebenbürtigen Vaters und durch ein von früh auf zwiſchen Theorie und Praxis wie zwiſchen Tag und Nacht gleich geteiltes Leben gewiß weſentlich geförderten) Errungenſchaft erſchien und erſcheint mir Mill geradezu als ein Unikum der Menſchennatur. Ich ſpreche nicht von der intellektuellen Verſatilität allein, die freilich an ſich faſt ohne Beiſpiel iſt. Oder wie vielen Denkern iſt es denn vergönnt geweſen, ſich auf dem Gebiete der höheren Mathematik der Volkswirtſchaft (ich denke an die Lehre „von den internationalen Tauſchwerten") und auf jenem der Geſchichtsphiloſophie (man leſe das neue elfte Kapitel im Schlußbuch der „Logik"), auf dem Felde der praktiſchen Geſetzgebung (z. B. in dem unübertroffenen

*) An den ſich ein ſeltſames Begebnis knüpft. Carlyle hatte das Manuſkript des erſten Bandes ſeiner „Franzöſiſchen Revolution" dem Freunde zur Durchſicht geliehen. Dieſer wechſelte nach beendigter Lektüre ſeine Wohnung und vergaß bei der Umſiedlung jenes Schriftenbündel. Die Mietsleute betrachteten dasſelbe als Makulatur, und ſo nährte denn das Meiſterwerk der hiſtoriſchen Porträtierkunſt eine Zeitlang die Gluten des Kamines. Mit einem tiefen Seufzer beklagte der Philoſoph ſeine unſelige Zerſtreutheit, als er mich der Wahrheit dieſer Anekdote verſicherte. (Seither hat auch Carlyle in ſeinen „Reminiscences" [II, 178] den Vorfall erzählt und der hochherzigen Weiſe gedacht, in welcher Mill ſeine unfreiwillige Schuld zu ſühnen bemüht war; vergl. Letters ed. by Norton, II, 287 ff. u. 301 ff., desgl. Thomas Carlyle, A history of his life in London ... by J. A. Froude, I, 26 ff.)

Aufsatze über das „Kirchengut") und auf jenem der ästhetischen Würdigung (z. B. Alfred de Vignys) mit gleicher Sicherheit zu bewegen? Wie vielen Schriftstellern und Rednern war es gegeben, den begeisterten Beifall eines Comte oder Grote[15]) und jenen einer Versammlung von Handwerkern in St. Martins-Hall, den Enthusiasmus der Studenten von St. Andrews und jenen eines Alexis von Tocqueville[16]) zu erregen? Wo ist der Mann, der durch die haarscharfe Zergliederung naturwissenschaftlicher und staatswissenschaftlicher Methoden das überschwengliche Lob eines Liebig[17]) und eines Robert Mohl[18]) ernten und daneben historische Aufsätze von so kräftiger Farbengebung verfassen konnte, daß ein feinsinnigster Stilkenner wie Karl Lehrs einen derselben (den ersten Aufsatz über Grotes Geschichte) arglos als das Werk Macaulays anzuführen vermochte?[19]) Und ferner: es hat gewiß ebenso zartfühlende und ebenso willensstarke Naturen, dieselbe Tiefe des Denkens und dieselbe Fülle von Tatkraft auch bei andern gegeben. Ob aber auch diese Verbindung „gleichgewogener Kräfte": dieselben mächtigen Affekte unter der Herrschaft einer noch mächtigeren Vernunft,[20]) dieselbe Absolutheit des sittlichen Urteils bei einer nahezu unbegrenzten Weichheit und Vielseitigkeit des Empfindens, dieselbe Fähigkeit, die Molekularbewegung des subtilsten Denkens jeden Augenblick in die Massenbewegung schlagkräftigen Handelns umzusetzen? Man muß mindestens bis auf Mills Vorbild und Jugendideal, auf Turgot, zurückgehen, um einer ähnlichen „Vereinigung der entgegengesetztesten und scheinbar unvereinbarsten Vorzüge"[21]) zu begegnen.

Hier — in dem Gleichmaß seiner Kräfte — liegt auch die Lösung eines Rätsels, das leicht unlösbar scheinen könnte: ich meine den ungeheuern Umfang seines Einflusses, den Mill unter Umständen errungen hat, welche demselben so ungünstig als möglich waren. Wie konnten Werke eines Autors, der — von seinen Nachlaßschriften abgesehen — aller Theologie fremd gegenübersteht, als Textbücher an den strengkirchlichen Universitäten Englands gelten? Wie konnte ein Mann, unter dessen zähesten Ueberzeugungen sich manche finden, die kaum jemals populär sein können, in den letzten Jahren seines Lebens wenigstens der Abgott der arbeitenden Klassen Englands werden? Zum Teile freilich erklärt sich diese Anomalie aus allgemeinen Gründen, die der menschlichen Natur zur Ehre gereichen: daraus, daß die geistige und sittliche Ueberlegenheit bei allen außer den allerschlechtesten Menschen denn doch schließlich über Parteiunterschiede zu triumphieren pflegt. Und wenn irgend jemand durch sein Verhalten diesen Triumph erleichtern oder beschleunigen konnte, so war es der Verstorbene.

Er mied von früh an geflissentlich den Gebrauch aller Ausdrücke, die als das Abzeichen einer Sekte gelten konnten;[22] er war in der Polemik von einer fast sprichwörtlich gewordenen Ritterlichkeit, die es grundsätzlich verschmähte, „die gelegentliche Schwäche eines Gegners auszubeuten, demselben vielmehr seine volle Kraft entfalten half“ (ich zitiere die Worte eines, irre ich nicht, geistlichen Kritikers);[23] bitter war er nur in der Abwehr ungerechter, gegen Personen und Lehren, die ihm teuer waren, gerichteter Angriffe, unversöhnlich niemals: persönlich hätte er, wie ich fest überzeugt bin, sein Leben aufs Spiel gesetzt, um einen verfolgten Jesuiten aus den Händen eines Pöbelhaufens zu erretten. Demgemäß ist ihm auch vielfach von gegnerischer Seite (wenigstens in England) eine ungewöhnlich billige Beurteilung zuteil geworden, und es erforderte die ganze Niedrigkeit jenes dem Geldprotzentum (und gelegentlich auch dem Sklavenhaltertum) dienenden Organs, um Mill eine dauernde (aber auch nicht ausnahmslose) Feindseligkeit zu widmen. Doch ist dies eben nur eine teilweise Lösung des Problems. Die Ergänzung liegt in einem, ich möchte sagen literarisch-taktischen Grundsatze, den jeder aufmerksame Leser seiner Werke sich wohl aus diesen abgezogen haben wird, den er selbst aber gesprächsweise einmal dahin formulierte: „Ich schone kein Vorurteil, aber ich greife sie der Reihe nach an“ (I spare no prejudice, but I attack them by turns). Mit andern Worten, er hütete sich sorgfältig, unnötiges Aergernis zu erregen, er rückte mit verpönten Doktrinen nur schrittweise hervor, er verkündete nicht mit Trommelschlag (was man ihm merkwürdigerweise in Deutschland verübelt hat), er werde jetzt eine besonders kühne Paradoxie zu Markte bringen; und der gelassene Gleichmut (die Frucht der Furchtlosigkeit), mit dem er gewagte Dinge vorbrachte, bewirkte oft, daß manche seiner bedenklichsten Aeußerungen (z. B. in dem Kapitel der „Logik“, das vom Wunderglauben handelt) erstaunlich und für ihn selbst überraschend wenig Anstoß gegeben haben. Von Zweideutigkeit, von Hinterhältigkeit oder auch nur dem Verschweigen einer den Zusammenhang beleuchtenden Wahrheit ist in dem ganzen Umfang seiner Schriften natürlich auch nicht die leiseste Spur zu finden. Dieser weisen Taktik verdankte er es, daß er statt als ein geächteter und verlachter Querkopf als der einflußreichste Schriftsteller seines Landes gestorben ist,[24] und daß ihm das Glück zuteil ward, gar viele seiner „Marotten“ zu anerkannten Wahrheiten und sogar zu Gemeinplätzen[25] werden zu sehen. Und dies führt uns auf einen zweiten, der literarischen Kraftökonomie gewidmet[en] — Wirksamkeit wesentlich steigerte,

und der nicht einmal, gleich dem ersten, einem gelegentlichen Mißbrauch in der Hand unedler Adepten ausgesetzt ist. Oder was könnte dem Treiben selbstischer Naturen oder auch jener, die sich „uneigennützig dünken, wenn sie sehr viel für sich und ihre Freunde und auch ein geringes für die Sache tun,“[26]) wohl unähnlicher sein als das im folgenden geschilderte Verfahren? (Ich benutze jene schon oben erwähnte Wahlrede, in der Mill zum ersten- und letztenmal in seinem Leben etwas eingehender von sich selbst gesprochen hat.) „Sie werden vielleicht besser mit mir zufrieden sein, wenn ich Sie versichere, daß ich an der Wiege aller großen politischen Reformen der gegenwärtigen und der letzten Generation gestanden bin. Und nicht nur an ihrer Wiege bin ich gestanden, sondern ehe ich zwanzig Jahre alt war, war ich in Bewegung und mit der Feder für sie tätig. Ich trat für Reformen, die jetzt Millionen von Anhängern zählen, zu einer Zeit ein, da diese nach Zehntausenden, ja nach Tausenden oder Hunderten zählten oder auch nach Einheiten! Der jetzt allgemein anerkannte Grundsatz, nach welchem unsre Kolonien regiert werden, genoß nicht immer diese Anerkennung. Ich erinnere mich der Zeit, da es unter den tätigen politischen Schriftstellern Englands nur zwei gab, die dafür einstanden: Herrn Roebuck und mich selbst ... Ich habe dies gesagt, um Ihnen zu zeigen, daß ich nie einer derjenigen war, die schwierige Dinge andern überließen. Ich war nie einer von jenen, die eine Sache verließen, wenn es einen harten Kampf galt, aber ich verließ sie, wenn die Hitze des Kampfes vorüber war. Wenn die Sache auf gutem Wege war, da kehrte ich ihr für einige Zeit den Rücken; ich sagte mir: *diese Sache bedarf meiner nicht, und übertrug meine Dienste auf solche, die ihrer bedurften.* Da wandte ich mich denn zu etwas, das erst noch eine Marotte, erst noch eine Abstraktion war, ein Ding, mit dem kein praktischer Mensch sich zu schaffen machen wollte.“

2

Als ich Mill kennen lernte, stand er in der Fülle seiner Kraft und im Zenit seines Glückes. Erst fünf Jahre vorher (1851) hatte er das Weib seines Herzens heimgeführt, und das rosenumwachsene Häuschen in Blackheath (ein grüner Fleck Erde, den sein Name „Schwarzheid“ arg verleumdet) barg damals ein philosophisches Idyll. Mill lebte von seinem Amtsgehalt und dem Ertrag seiner Schriften in mäßigem Wohlstand. Den vornehmsten künstlerischen Schmuck seines Heimwesens bildete ein

ſchöner Claude Lorrain, der ſeine Arbeitsſtube zierte. Höher jedoch ſchätzte er ein Marmorbild im Hausflur, auf das er den Beſucher gern verwies, als auf ein Denkmal, an welches das Gedächtnis von vier bedeutenden Männern geknüpft ſei. Es war dies eine Porträtbüſte Benjamin Franklins, die der Volkswirt Ricardo ihrer erſtaunlichen Aehnlichkeit mit Bentham halber ſeinem Buſenfreunde, dem älteren Mill, geſchenkt hatte. Das Arbeits- und das Empfangszimmer (das erſtere an den zwei Längswänden mit einer reichen Bücherſammlung ausgeſtattet) bildeten das Erdgeſchoß des Hauſes, deſſen Oberſtock nebſt den Schlafſtuben auch ein Muſikzimmerchen in ſich ſchloß. Ein leiſe anſteigendes Vorgärtchen und ein halbrunder, von Bäumen und Sträuchern eingefaßter Raſenplatz umrahmten die Werkſtätte des Philoſophen.

Dieſer ſelbſt, der hochgewachſene, muskelſtarke Mann mit kleinen grauen Augen unter nervös zuckenden Lidern, mit der klugen Diplomatennaſe, den dünnen, unſinnlichen Lippen und dem beweglichſten Geſichtsausdruck, verriet höchſtens durch das ſpärliche blonde Haar über der hohen und breiten Stirn, daß er bereits die Mittagshöhe des Lebens überſchritten hatte. Die ſchöne, zugleich voll und zart gebaute Frau (von zwei Kindern aus erſter Ehe umgeben) nahm an der Konverſation den regſten Anteil. Sie warf bisweilen mit einem unbeſchreiblich anmutigen Lächeln ein blendendes Witzwort in dieſelbe, und ſelbſt als das Geſpräch eine metaphyſiſche Wendung genommen hatte, fragte der faſt andächtig lauſchende Gemahl um ihre Meinung, die ſie (mit leiſer Stimme) in klarer, wohlgeſetzter Rede kundgab. Alles atmete in dieſem friedſamen Familienkreiſe die vollſte Geiſtesfreiheit, eine faſt puritaniſche Sittenſtrenge und vielleicht auch ein wenig puritaniſchen Geiſtesſtolz. Mill fühlte ſich damals vereinſamt. Sein Ruhm war noch von demjenigen mancher „geräuſchvolleren Tagesnotabilitäten verdunkelt“,[27]) er war noch keineswegs populär geworden. Und was ihm ungleich wichtiger war: ſein Einfluß war ein vergleichsweiſe noch geringer — oder zum mindeſten ein ihm und andern verborgener. Seine Schriften wirkten auf Tauſende von Geiſtern, aber ihre Wirkung war noch nicht ſichtbar, das von ihnen ausgeſtrahlte Licht war noch nicht zurückgeworfen worden. In Frankreich herrſchte (wenigſtens äußerlich) noch der Couſinſche Eklektizismus, in Deutſchland rangen die letzten Ausläufer des Hegeltums mit den Anfängen des naturwiſſenſchaftlichen Materialismus. Das Samenkorn, das Mill ſelbſt und ſeine Geiſtesverwandten, die Comte, die Grote und eben auch ſchon Bain und Herbert Spencer, in das Erdreich geſenkt hatten, keimte im ſtillen, allein ſeine

Spitzen hatten kaum noch den Boden durchbrochen. Buckle war nur erst als Schachspieler bekannt, John Morley saß noch auf der Schulbank; die freidenkenden Naturforscher, die Darwin, Tyndall, Huxley, waren noch kaum hervorgetreten. So fehlte es dem Philosophen fast ebensosehr an Nachfolgern wie an Mitstreitern und Bundesgenossen. Schwer lastete noch das Joch sozialer Unduldsamkeit auf freigesinnten Geistern. „England ist ein von Priestern beherrschtes Land" (England is a priest-ridden country); „In England kann ein Lord kein Unrecht tun" (eine Anspielung auf das bekannte: the King can do no wrong) — diese und ähnliche herbe Worte hätte ich ein Jahrzehnt später schwerlich vernommen. Ich hatte die Stimmung belauscht, aus welcher nach drei Jahren das Buch „von der Freiheit" hervorging.

Noch zweimal (in Oesterreich und in England) war es mir beschieden, an der Seite des verehrten Mannes eine Reihe genußreicher Tage zu verleben. Auf langen Wanderungen durch die Straßen und Umgebungen Wiens, über die grünen Matten des Salzkammergutes und durch die Gartenlandschaft Kents wurden zahllose „Dinge zwischen Himmel und Erde" durchgesprochen, vom Ursprung des Uebels angefangen bis zu den Gefahren der chinesischen Einwanderung für amerikanische und australische Ansiedler. Wenn ich jetzt wehmütig jener entschwundenen glücklichen Zeiten gedenke, so schwirren mir gar manche wertvolle Mitteilungen, gar manche Nachrichten und Urteile über Mills Freunde und Zeitgenossen, über Buckle und Bentham, über Bulwer und Macaulay, über Oberst Torrens und Lord Brougham, über Louis Blanc und Mignet durch den Sinn. Vielleicht kommt die Zeit, in der einzelnes hieraus mitzuteilen ziemlich und nützlich scheinen kann. Gegenwärtig wünschte ich nur das Bild des Hingegangenen in seinen allgemeinen Umrissen festzuhalten. Doch ach, es ist so schwierig, das Vollkommene zu schildern!

Mill war immer derselbe: in seinem Bureau im Indienhause unter Landkarten und Aktenbündeln, am Mittagstisch im kleinen Freundeskreise, auf der Spitze der Zwieselalpe im Gras gelagert, oder im Nationalökonomischen Klub zu London, des Morgens im Gebirge vor seiner Botanisierbüchse[28]) und seinen Nachschlagebüchern, oder im Dome zu St. Stephan — immer war sein Geist ohne jegliche Ueberspannung dem Höchsten zugewandt, immer war er bereit, „Gründe zu geben und zu nehmen" (um den sokratisch-platonischen Ausdruck zu gebrauchen), Widerspruch zu ertragen, Einwürfe zu beantworten, immer war er von derselben tiefinnerlichsten Bescheidenheit und Selbstlosigkeit, von derselben

schlichten, fast kindlichen Natürlichkeit. Er besaß für die Empfindungen andrer das feinste Mitgefühl, jene rasche Sympathie, die ihm selbst als ein Grunderfordernis des großen Schriftstellers und Redners galt. Er war leicht zu rühren (mehr als einmal sah ich eine Träne in seinem Auge glänzen), und seine Mienen spiegelten jede Bewegung seiner Seele. Waren seine Körperbewegungen auch hart und ungelenk — seine Ahnen waren eben keine sinnesfrohen Südländer, sondern schottische Puritaner gewesen —, so war ihm doch die Anmut des Geistes im höchsten Grade eigen. Mit Scherz und Witz durchflocht er die ernsteste Erörterung. Für alles Große und Erhabene hatte er die offenste Empfänglichkeit. Er war ebenso bereit, sich von den Schauern einer gotischen Kathedrale ergreifen und von den Tonfluten katholischer Kirchenmusik erbauen und in andachtsvolles Sinnen wiegen zu lassen wie von den Schönheiten einer Alpenlandschaft. Was Schwung und Adel des menschlichen Gemüts erhöht, war ihm willkommen; und er blickte mit Bangen auf ein Zeitalter, in welchem eine trockene — kirchliche oder wissenschaftliche — Dogmatik die Einflüsse verdrängen würde, die jugendliche Seelen beflügeln und befeuern.[29]) Unter menschlichen Charaktertypen galt seine ausgesprochene Vorliebe dem ritterlichen und heroischen. Wie er seinen Freund Armand Carrel einen „Helden Plutarchs mitten unter den Kleinlichkeiten der modernen Zivilisation"[30]) genannt hat, so sagte er mir auch einmal von Mazzini, den er genau kannte und um seiner lebenslangen rückhaltlosen Hingabe an die Sache seines Volkes willen aufs äußerste bewunderte: „Er ist ganz und gar ein plutarchischer Held." Und auch geringere Männer, die aber von einem starken Glauben erfüllt waren und ihr Leben einer edlen Sache weihten, konnte er mit warmer Liebe in sein Herz schließen, so z. B. den wenig gekannten französischen Artillerieoffizier Herrn Célestin de Blignières, einen Apostel der Lehren Comtes.[31]) Mußte er somit dem „offenen, freimütigen Menschentypus" den entschiedenen Vorzug vor demjenigen geben, „der selbst gute Zwecke durch List und Verstellung erstrebt", und nahm er demgemäß mit Sophokles die Partei des Neoptolemos gegen Ulysses,[32]) so wußte er doch auch, wo es not tat, seinen behenden, klugen Geist mit diplomatischer Schlagfertigkeit zu gebrauchen. Er verstand es, wie wenige, ein vorüberrauschendes Wort wie im Fluge zu erhaschen, um dort, wo er nicht unumwunden sprechen zu dürfen meinte, eine vielsagende Andeutung daran zu heften; er war ein Meister in der Kunst, zwischen den Zeilen seiner Briefe lesen zu lassen, insbesondere wenn er warnen oder tadeln zu müssen glaubte, ohne verletzen zu wollen.

Denn seine allbeherrschende Leidenschaft war es, Gutes zu stiften, Menschenwohl zu fördern (dies ist ja der ganze Inhalt des „verrufenen" Benthamschen Utilitarismus), im engsten wie im weitesten Kreise, unmittelbar und mittels der Aufhellung und Berichtigung menschlicher Begriffe.[33]) Wie viele einzelne ihm Wohlergehen und die Schaffung eines Wirkungskreises verdanken, vermag ich nicht zu sagen. Allein ihre Zahl kann nicht gering sein; weiß ich doch ganz zufällig von zwei Männern — sie zählen zu den besten Namen des heutigen England —, in betreff deren er (um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen) „den Mann für die Stelle und die Stelle für den Mann" gefunden hat.[34]) Mit welchem Verein von Zartsinn, Edelmut und Weisheit er dem unglücklichen Comte beisprang und sich vergebens bemühte, sein entgleistes Leben wieder in die rechte Bahn zu lenken, dies kann man jetzt in Herrn Littrés prächtigem Buch über „August Comte und die positive Philosophie" nachlesen. Dort findet man mit Comtes eignen Worten die nur zu kurze Geschichte des Bruderbundes der beiden Philosophen erzählt: wie Mill im Vorwort zur ersten Auflage der „Logik" den halb unbekannten und halb verketzerten französischen Denker mit einem Ueberschwang der Begeisterung feiert, der diesen schier erschreckt und für die Lebensstellung des jüngeren Freundes zittern läßt; wie dann Comte, die volle Unabhängigkeit desselben anerkennend, sich des wunderbaren „Einklangs ihrer zwei Gehirne" freut; wie Mill alsbald dem durch feindliche Ränke seines Brotes verlustigen Genossen mit Rat und Tat beisteht, mit der eignen Börse nicht minder als mit der Verwendung bei philosophischen Freunden und bei englischen Revuen, für die er dessen Aufsätze übersetzen will, bis dann endlich eine Diskussion über die Frauenfrage, die Comtes Dünkel zutage bringt, und noch mehr seine aufkeimenden hohenpriesterlichen Prätensionen das schöne Verhältnis zerstören, „dem Briefwechsel ein Ziel setzen und eine Freundschaft erlöschen lassen, die eine sehr lebhafte gewesen war".[35]) Doch damit war die Sache bei Mill noch nicht zu Ende. Er hütet auch ferner argwöhnisch Name, Andenken und Einfluß des ehemaligen Freundes; er vermeidet es, ehe Comtes Hauptschrift „die ihm gebührende Stelle in der Welt des Geistes eingenommen hat", durch eine Kritik derselben die Gegner „in den Besitz seiner verwundbaren Stellen zu setzen"; desgleichen läßt er die Schöpfungen seiner Verfallszeit unbesprochen (ein Vorgang, den der französische Philosoph einer „conspiration du silence" seiner vormaligen englischen Bewunderer zuschrieb), und er bricht das Schweigen erst dann, da „Herrn Comtes Irrtümer in der Lage sind, Schaden zu

ſtiften, während von ihrer freimütigen Darlegung kein ſolcher mehr zu fürchten iſt". Und wenn er dann auch poſitive Lächerlichkeiten Comtes aufdecken muß, ſo iſt ihm dabei „das Weinen" doch näher als „das Lachen".[36]) Dieſelbe totale Unterordnung der perſönlichen unter die ſachlichen Rückſichten und dieſelbe Abweſenheit aller Ranküne beherrſcht Mills ganzes Leben. Beleidigungen zu vergeben, ja ihrer kaum zu achten, dies lag ihm vom Vater her im Blute, dem Macaulay es nachrühmt, er ſei ſo großmütig geweſen, „die unziemliche Heftigkeit", mit der er ſelbſt ihn angegriffen hatte, „nicht nur zu vergeben, ſondern zu vergeſſen".[37]) „Alexander der Große war ein ſehr ſchlechter Menſch, er konnte nicht vergeben," ſagte uns einſt der Verſtorbene, nicht ohne jenen leidenſchaftlichen Ausdruck, der ihm immer eigen war, wenn er das Gebiet des ſittlich Verwerflichen berührte, niemals mehr, als wenn er von Napoleon dem Erſten (den Dritten hielt er als „grundſatzloſen Abenteurer" kaum ſeiner Verachtung wert[38]) oder von einem vielgefeierten engliſchen Dichter der Neuzeit und ſeinen „gemeinen Idealen" ſprach.[39]) Einige ſeiner wirtſchaftlichen Lieblingsmeinungen waren von Herrn Frederic Harriſon (in der „Fortnightly Review"[40]) aufs lebhafteſte befehdet worden. Dies hinderte ihn nicht, wenige Monate ſpäter Schulter an Schulter mit dieſem talentreichen und geſinnungsvollen Schriftſteller gegen Gouverneur Eyre für die ſchändlich mißhandelten Neger von Jamaika einzuſtehen. Mit welch leidenſchaftlicher Ausdauer er zeitlebens jede Art von Unterdrückung bekämpft hat, iſt allbekannt. An den letzten amerikaniſchen Krieg und die Sklavenfrage brauche ich kaum zu erinnern. Wie zum Lohn für ſeine der Menſchheitsſache geleiſteten Dienſte wurden ihm damals drei der beſten jene Frage behandelnden Schriften (von Olmſted, Dicey, Cairnes[41]) gewidmet. In jener Zeit war es (im Frühjahre 1863), daß ich in Mills Geſellſchaft einem von den engliſchen Gewerkvereinen in St. James-Hall veranſtalteten Sympathiemeeting beiwohnte. Nie wird mir das Bild des ehrwürdigen Mannes entſchwinden, wie er einem Knaben gleich tief erregt mit hochgeröteten Wangen daſaß und nicht nur den Reden eines John Bright und des Profeſſors Beesly, ſondern auch den einfachen Worten eines iriſchen Maurers Beifall klatſchte. Es war dies, jedenfalls ſeit geraumer Zeit, das erſte Erſcheinen Mills in einer öffentlichen Verſammlung; und als er ſich flüchtig auf der Estrade zeigte, wurde er von den wenigen, die ihn von Anſehen kannten, warm begrüßt. Zwei Jahre ſpäter ſaß er als der Vertreter von Weſtminſter im Parlamente.

Ich will dieſe kurze parlamentariſche Epiſode hier nur flüchtig

berühren. Das Buch von der „Freiheit“ (1859) und die Betrachtungen „Ueber Repräsentativ-Regierung“ (1861) hatten Mill populär gemacht und ihm (während man früher glaubte, seine Bücher seien nur für Gelehrte geschrieben) die Sympathien weiter Kreise zugeführt. Diese äußerten sich vielfach in einer für ihn sehr unbequemen Weise. Im Jahre 1863 z. B. brachte ihm die Post täglich ein Dutzend Briefe, die alle beantwortet sein wollten, ein Umstand, der ihm mitunter eine scherzhafte Verwünschung dieser nützlichen Verkehrsanstalt entlockte. Eben damals wurde ihm auch von mehreren Punkten Englands aus ein Parlamentssitz angeboten, ein Ansinnen, das er (gleich dem Andrängen seiner Freunde in früheren Jahren, damals unter der lebhaften Billigung Comtes) beharrlich zurückwies. Er glaubte eben in voller Muße Gedeihlicheres leisten zu können. Indes die Zeitlage änderte sich zusehends; die reformatorische (oder, wenn man will, die revolutionäre) Flut stieg täglich höher; die zu nicht geringem Teil von ihm selbst gepflanzten Ideen schossen in Halme und Aehren — kurz, er glaubte endlich, das beide Teile gleich sehr ehrende Anerbieten der Wähler von Westminster, ihn trotz seiner grundsätzlichen Ablehnung der üblichen Stimmenwerbung und der Bestreitung der Wahlkosten ins Parlament zu entsenden, nicht von der Hand weisen zu können. Es war ein Ehrentag für England und die Welt, als die Handwerker und Arbeiter jenes Stadtbezirkes den Triumph des Denkers über einen mit allen Mitteln der Wahlbeeinflussung arbeitenden Geschäftsmann feierten unter Vorantragung eines Plakates mit der Aufschrift: „Eine Idee hat das Geld besiegt!“ Und wieder war es ein Tag der Schmach für die Heimat des Philosophen, als dieser drei Jahre später ebendemselben Mitbewerber gegenüber im Wahlkampf unterlag. Diesen jähen Umschlag der Volksgunst erklären andre anders. Die einen behaupten, es sei sein Eintreten für das „Weiberstimmrecht“ wie für die Haresche „Wahlutopie“ gewesen, was Mill den Platz im Parlament gekostet habe. Nun, was das Frauenstimmrecht anbelangt, d. h. den sehr harmlosen Vorschlag, daß die steuerzahlenden und einen selbständigen Haushalt führenden Frauen, also: Fabrikantinnen, Hausbesitzerinnen, auf eigne Rechnung arbeitende Handwerkerinnen u. s. w. auch bei der Wahl in die Reichsvertretung dasselbe Stimmrecht üben, welches sie in dem radikalen Oesterreich z. B. bei Gemeindewahlen besitzen, und welches Großgrundbesitzerinnen auch bei Parlamentswahlen kaum irgendwo versagt wird, so hat Mill diese schon von Bentham aufgestellte Forderung allerdings warm befürwortet; allein dasselbe tut und tat auch Herr Jacob Bright, und der alljährlich mit immer geringerer

Mehrheit abgelehnte Vorschlag hat die sicherste Aussicht, binnen wenigen Jahren auch in England Gesetzeskraft zu erhalten, gleichwie er dieselbe schon in mehreren Unionsterritorien erlangt hat. Gegen das Haresche Wahlprojekt mag man das Bedenken hegen, daß es mit einem Grundsatz des gesamten Repräsentativsystems (dem Sichentsprechen der Rechtsbefugnisse und der Machtverhältnisse) nicht im vollen Einklang stehe. Allein dasselbe ist weder eine Utopie, da es in Dänemark längst verwirklicht war und in Nordamerika von einer großen Zahl praktischer Politiker eifrig erstrebt wird, noch begreift man, wie dieser mehr technische als freiheitliche Reformentwurf tiefgehende Antipathien erwecken sollte.[42])

Weit besser beglaubigt erscheint die Version, daß es die steigende Verbitterung Mills gewesen sei, die ihm innerhalb wie außerhalb des Parlamentes viele Gemüter entfremdet habe.[43]) Die Tatsache selbst ist wohlbegründet, und wenn Mill in einer Debatte über Wahlkorruption einmal die Bemerkung hinwarf, die konservative Partei mache von dieser den ausgiebigsten Gebrauch, und die Ausbrüche des Widerspruchs mit dem klassischen Satze abfertigte: „Alle Geschöpfe kämpfen mit ihren natürlichen Waffen, und die ehrenwerten Herren gegenüber sind am vertrautesten mit jenen, die sie in ihren Taschen tragen" — so konnte allerdings diese Umschreibung jenes andern Millschen Diktums: „Die Tories sind ihrer Natur nach die dümmste Partei", seine politischen Gegner nicht eben versöhnlich stimmen. Allein diese Gereiztheit erscheint völlig begreiflich, wenn man sich der groben Entstellungen, ja Lügen und Verleumdungen erinnert, mit denen seine maßvollsten Verbesserungsanträge begeifert und bekämpft wurden. Auch in achtbare deutsche Zeitschriften ist damals die Märe von „dem wilden" Plan einer „Landverteilung in Irland" gedrungen, den Mill in seiner Flugschrift „England und Irland" ausgeheckt habe.[44]) Der ahnungslose Zeitungsleser wird nicht ohne Verwunderung erfahren, daß dieses ungeheuerliche Konfiskations- und Spoliationsprojekt (denn anders benannten die meisten englischen Zeitungen, die „Times" voran, dasselbe selten) nichts andres ist als der Vorschlag, den wandelbaren Zeitpacht in Irland durch einen fixen Erbpacht zu ersetzen,[45]) ebenderselbe Vorschlag, der im Laufe dieser letzten Jahre in einem Teile des junkerlichen Mecklenburg verwirklicht worden ist.[46]) Doch es ist Zeit, den brennenden Boden der Politik zu verlassen. Ich will schließlich meine Meinung nur bescheidentlich dahin aussprechen, daß der wahre Grund von Mills gesunkener Popularität weder der obenerwähnte, noch die ihm so sehr zum Vorwurf gemachte Intervention im Wahlbezirke von Kilmarnock

(die Empfehlung des Herrn Chadwick, den er um seiner administrativen Talente willen überaus hoch hielt), gleichwie an andern Orten die Empfehlung der Arbeiterführer Bradlaugh und Odger war, sondern ein ganz andrer: die Tatsache nämlich, daß er die Interessen der besitzlosen Klassen mit einer Wärme vertrat, die nicht nach dem Geschmack einer Versammlung englischer Durchschnittspolitiker ist. Die Hohnrufe, die ihm einmal entgegenflogen, als er die nachdrucksvolle Aeußerung tat, „es gebe gar keine bessere Verwendung der öffentlichen Gelder, als diejenige, die darauf abziele, für die Armen die allerbeste ärztliche Pflege zu beschaffen, die für Geld nur irgend zu haben sei" — erscheinen mir in dieser Richtung als typisch.

Mill hat, mindestens seit seiner Verheiratung, in stiller Zurückgezogenheit gelebt und nur mit einem kleinen Freundeskreis verkehrt.[47]) Als Empfehlungsbrief galt nicht Rang und Stand, sondern nur vollbrachte oder zu erwartende Leistungen. Sein geschätztester Freund war wohl zeitlebens Grote gewesen, der einst bei einem Besuche der mittelalterlichen Abtei Ford Abbey James Mill und Bentham, welche dieselbe bewohnten und in einer langen Galerie an zwei Schreibtischen arbeiteten, zuerst erblickt hatte.[48]) Bain, Cairnes, Thornton, Fawcett, Hare gehörten zum Kreis seiner Intimen. In Paris liebte er es, bei dem verehrungswürdigen Littré vorzusprechen, während er Comte, dessen Name mit dem seinigen verschwistert auf die ferne Nachwelt kommen wird, niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Was Mill seinen Freunden gewesen ist, wie unerschöpflich seine Güte und Nachsicht, wie vollständig seine Anspruchslosigkeit war, wie er sich niemals das geringste Vorrecht einräumen ließ, wie er stets auf absoluter Gleichheit auch mit den Jüngsten und Ungeprüftesten bestand — über dies alles ist es besser zu schweigen als zu sprechen. Die ungeschminkte Wahrheit würde leicht phantastischer Uebertreibung gleichen.

Die zwei Schlüssel, welche das Schatzhaus des menschlichen Erkennens öffnen, mathematische und Sprachkenntnisse, waren ihm von früh auf eigen. Von modernen Sprachen handhabte er das Französische in Schrift und Rede wie seine Muttersprache. Deutsch[49]) — und desgleichen Italienisch, irre ich nicht, auch Spanisch — las er geläufig, ohne es gewandt zu sprechen. Er war ein warmer Bewunderer Goethes, den er Schillern bei weitem vorzog.[50]) Von den wichtigsten Erzeugnissen unsrer Literatur nahm er fortwährend Kenntnis, so von Mommsens Geschichte, auf die ich ihn zuerst verwiesen hatte und deren kulturhistorische Abschnitte er höchlich bewunderte, während er sich mit Mommsens Urteil über Cäsar und zumal über Sulla

nie befreunden konnte. Die großen Alten las er leicht und häufig;[51]) die Werke Platos — ein Studium, in das ihn schon sein Vater eingeführt hatte — hat er wenige Jahre vor seinem Tode, beim Erscheinen des Groteschen Buches, von Anfang bis zu Ende wieder durchgelesen.

Mills Naturſinn war ein überaus reger, der Aufenthalt in überfüllten Städten ihm geradezu unleidlich. Ihm graute vor dem Tage, an dem jedes Blümchen am Wieſenrain im Namen der fortgeſchrittenen Landwirtſchaft werde als Unkraut ausgerottet werden.[52]) Was Einſamkeit im Verein mit Naturſchönheit für die Charakterbildung und die Entwicklung der Originalität bedeute, hat er in ſchönen und tiefempfundenen Worten ausgeſprochen. Zu längeren Reiſen veranlaßte ihn jedoch nur das dringende Bedürfnis, ſeine durch Ueberanſtrengung geſchwächte Geſundheit zu kräftigen; auch eine früh bemerkbare hektiſche Anlage (der ſein Vater und zwei jüngere Brüder erlegen waren) ließ ihn mehrfach den Süden aufſuchen. Er hat Italien bis Sizilien hinab, Griechenland — von deſſen Formen- und Farbenſchönheit er entzückt war —, die Gebirgslandſchaften Oeſterreichs wie der Schweiz und die Rheinlande bereiſt; zu dauerndem Aufenthalt in der Fremde bewog ihn aber erſt das große Unglück ſeines Lebens.

Im Spätherbſt des Jahres 1858 hatte er ſeine „vollkommene Freundin, Gefährtin, Führerin, Lehrerin“ (wie er mir ſchrieb[53]) zu Avignon nach kurzer Krankheit verloren. Dieſen Schlag hat er niemals ganz verwunden. Sein Sinn blieb fortan an die mittelalterliche Papſtſtadt gefeſſelt. In einem Häuschen, das er vor den Toren Avignons (in St. Véran) erwarb, verbrachte er ſeither alljährlich mit ſeiner Stieftochter (Miß Helen Taylor, der Herausgeberin von Buckles Nachlaß) ein paar Frühlings- und Herbſtmonde. Auf den Heiden und Bergen der von ihm ſo ſehr geliebten Landſchaft ſammelte er (es ſind dies ſeine Worte) die Kraft und Friſche, die ihm das Leben in England erträglich machen ſollten. Nun ſchläft auch er unter der heißen Sonne des mittägigen Frankreichs den ewigen Schlaf.

Eduard Weſſel

(1822—1879)

(„Neue Freie Preſſe“ 29. Januar 1879)

Viele unſrer Wiener Leſer ſind im Laufe der letzten dreißig Jahre gar oft einer hünenhaften Geſtalt begegnet, die, zumeiſt mit einem ſchweren Knotenſtock bewehrt, jeder Ungunſt des Wetters trotzend, tapfer dahinſchritt. Sie blickten ihm verwundert nach, dem ſeltſamen Recken, den eine breite Schmarre jedem kenntlich machte und der nicht anders ausſah, als wäre er ſoeben dem Rahmen eines mittelalterlichen Ritterbildes entſtiegen. Nur wenige wußten, daß es ein Ritter vom Geiſte war, ein Mann, der mit an der Wiege der öſterreichiſchen Journaliſtik geſtanden hat, der vielen unter den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen teuer war, und der Vorzüge des Geiſtes und Charakters in ſich vereinigte, wie ſie getrennt und zumal verbunden nur ſeltenen Elitenaturen eigen ſind. Eduard Weſſel war im Jahre 1822 zu Wormditt in Oſtpreußen als Sohn eines Apothekers zur Welt gekommen. In Königsberg hatte er zu Lobecks und Lehrs' Füßen geſeſſen und klaſſiſche Philologie ſtudiert; allein die Enge des ſchulmänniſchen und kleinſtädtiſchen Lebens, wie er es alsbald als Oberlehrer am Gymnaſium zu Elbing kennen lernte, konnte ſeinem lebhaften, auf enzyklopädiſche Bildung angelegten, ins Weite ſtrebenden Geiſte auf die Dauer nicht genügen. Er ging (1847) nach Leipzig, ward Journaliſt und Mitarbeiter der „Grenzboten“. Mancher wertvolle Beitrag aus ſeiner Feder ſchmückte die damals unter Kurandas Leitung ſo einflußreich gewordenen grünen Blätter — ſo das humoriſtiſche Kabinettsſtück: „Die eine und unteilbare Barrikade“ —, während Ueberſetzungen, die er den dortigen Buchhändlern lieferte, für den täglichen Bedarf ſorgen mußten. An Guſtav Freytag, Julian Schmidt, Jakob Kaufmann, Wilhelm Hamm, Otto Friedmann und andern fand „Kurt“ (dies war ſein Burſchenname) liebe Genoſſen und zum Teil Freunde.

Im Sommer des Revolutionsjahres kam er in Gemeinſchaft mit Kaufmann nach Wien, um zunächſt der Redaktion der „Oſtdeutſchen Poſt“, ſpäter jener der „Preſſe“ anzugehören. Im Winter 1849/50 überſiedelte er mit dem letztgenannten Blatte, als dasſelbe für den Belagerungsrayon von Wien verboten ward, nach Brünn. Hier entfaltete er eine bedeutende, ja eine erſtaunlich rege und vielſeitige Tätigkeit. Er ſchrieb nahezu das ganze Blatt; Tag für Tag kämpfte er — der in

Oeſterreich heimiſch gewordene Sohn Preußens — mit allen Waffen ſeines körnigen Witzes und ſeines vom reichſten Wiſſen getränkten Geiſtes für die Verſtändigung der beiden deutſchen Großſtaaten und gegen die verhängnisvolle Ueberhebung der Schwarzenbergſchen Politik. Der Erfolg hat ſeine politiſche Vorausſicht gerechtfertigt; allein ſolche Prophetengabe war dem Polizeiregiment der erſten fünfziger Jahre wie billig verſagt. Weſſel wurde aus Oeſterreich ausgewieſen, desgleichen aus Sachſen, wohin er ſich zunächſt wendete, und ſchließlich auch (als ſollte die Einigkeit der Polizei über den Widerſtreit der Kabinette triumphieren!) aus Berlin — er, der wegen ſeiner „kleindeutſchen", das heißt preußenfreundlichen Richtung aus Oeſterreich Verbannte! Allein dem unſäglichen Unverſtande der Berliner Hermandad bot er mit Erfolg Trotz und verblieb als Mitarbeiter an Blättern ſeiner, der altliberalen oder konſtitutionellen, Parteifarbe eine Zeitlang in Preußens Hauptſtadt. Doch bald (1852) zog es ihn wieder nach Wien, wo er ſein Schickſal finden ſollte.

Er wurde mehr und mehr durch unlösliche Freundſchaftsbande an unſre Stadt gefeſſelt und ward doch nicht Oeſterreicher genug, um — insbeſondere angeſichts der wachſenden Spannung zwiſchen ſeiner alten und neuen Heimat — ſeinem Journaliſtenberufe mit voller Herzensfreudigkeit obzuliegen. Noch einmal, unter dem Eindrucke der neuen Hoffnungen, welche der preußiſche Thronwechſel erweckte, erkannte er es als ſeine Pflicht, ſich an der Reformarbeit in ſeinem Vaterlande zu beteiligen. Er zog (1861) nach Berlin und leitete dort in Gemeinſchaft mit Julian Schmidt die neugeſchaffene „Berliner Allgemeine Zeitung". Doch Wien hatte es ihm angetan; er kehrte bald wieder zurück und ſuchte nunmehr ſein altes Pädagogenhandwerk von neuem hervor. Nicht als Handwerk, vielmehr als eine edle Kunſt, und mit unvergleichlichem Geſchick, Eifer und Erfolg übte er dieſen Beruf. Seine Zöglinge liebten ihn wie einen Vater, und allen Familienmitgliedern ward er alsbald der teuerſte Freund, der vertrauteſte Genoſſe. Schwere Erlebniſſe ließen ihn, den zart und tief Empfindenden, vor der Zeit alt werden; er ward immer mehr ein Tröſter, Helfer, Berater von Freunden, mit deren Schickſal das ſeinige verwachſen war. Immer ſeltener ertönte ſeine Stimme in der Oeffentlichkeit; zuletzt in dieſen Blättern, als er Moriz Hartmann einen damals vielbemerkten Nachruf widmete. Weſſel war, wenngleich ein Virtuoſe der Freundſchaft, ſo doch nichts weniger als ſentimental, vielmehr eine durchaus männliche, kernige, eichenfeſte Natur. Sein Verſtand war von großer Schärfe und unbeſtechlicher Sicherheit Perſonen, Ereigniſſen, literariſchen

Erſcheinungen gegenüber. Seine Gedächtniskraft grenzte an das Phänomenale; er konnte ihr das Erſtaunlichſte zumuten, wie er denn in übermütiger Jugendlaune einer Wette zuliebe Virgils „Aeneide“ vom erſten bis zum letzten Vers auswendig lernte, desgleichen ohne ſolchen Anlaß den geſamten Horaz und — Paſſows griechiſches Wörterbuch. Er war ein Polyhiſtor, aus dem ſeine Bekannten, darunter auch Fachgelehrte, gleichwie aus einem nie verſiegenden Born zu ſchöpfen liebten. Dabei beſaß er ein wageluſtiges Naturell, welches ihn zeitlebens bedauern ließ, daß ſeine hochgradige Kurzſichtigkeit ihn gehindert hatte, den Beruf eines Seemannes zu ergreifen. War er ſo ein Jüngling nach dem Herzen Tocquevilles geweſen („quand on est jeune, il faut avoir le diable au corps“), ein bezaubernder Geſellſchafter, voll überſprudelnden Humors, unerſchöpflich an heiteren Einfällen und an mutwilligen Streichen (ein toller Sprung trug ihm einen Beinbruch ein, die Erinnerung an ſeine Studentenduelle war ihm auf die Wange geſchrieben), ſo machte er in reiferen Jahren Solons Wort: „Immer vieles erlernend, altere ich“ zu ſeinem Wahlſpruch. Ein gründlichſter Kenner der alten und der modernen Kulturſprachen (er hat vortreffliche Uebertragungen engliſcher Romane, hiſtoriſcher und politiſcher Schriften veröffentlicht), erlernte er ſpät noch das Arabiſche wie das Ruſſiſche und verſenkte ſich immer tiefer in die Probleme der höheren Mathematik und Aſtronomie. So ward er alt, in eiſerner Kraft und Geſundheit, die zu ſchonen ihm niemals in den Sinn kam. Noch im Herbſte 1877 genoß er die Freude, ſich in Geſellſchaft alter, lieber Jugendfreunde: des Miniſters Hobrecht, Ludwig Friedländers und des Botſchafters Keudell, in den Bergen Tirols und des Salzkammergutes tummeln zu können. Im Frühling des verfloſſenen Jahres ward er von einem Lungenleiden ergriffen, das ſeine Umgebung mit ſtets wachſender Sorge erfüllte; nur ihn ſelbſt, der wenig litt, verließ bis zur letzten Stunde der glückliche Optimismus nicht, der dieſen Krankheitsformen eigen iſt. Die Hand des Todes traf ihn, als er im Kreiſe ſeiner Hausgenoſſen wohlgemut am Frühſtückstiſche ſaß. Es befiel ihn ein ſanfter Schlummer, der leiſe und unmerklich in den Todesſchlaf überging. Eduard Weſſel war eine reichbegabte, durchaus eigenartige und adlige Perſönlichkeit; er war die vollendete Selbſtloſigkeit, die verkörperte Treue, die Freundſchaft in Perſon. Er beſaß keinen Feind und genau ſo viele Freunde, ja warme Verehrer, als er Bekannte zählte.

Jacob Bernays

(1824—1881)

(„Augsburger Allgemeine Zeitung" 4. und 5. November 1881)

Das Grab, das sich jüngst über Jacob Bernays geschlossen hat, birgt die Ueberreste nicht nur eines der geist- und geschmackvollsten, sondern auch eines der eigenartigsten Altertumsforscher unsrer Tage. Und fragt man uns nach dem Kern dieser Eigenart, so darf die Antwort in ihrer ersten und allgemeinsten Fassung vielleicht also lauten: Ihm galt die Philologie allezeit als Magd der Geschichte und die Geschichte als Dienerin des Lebens. Gegen den utilitarischen Klang der letzten Worte hätte der Verblichene wahrscheinlich lebhafte Einsprache erhoben; allein die Erläuterungen, die wir unsrer Formel sofort nachschicken wollen, dürften seine Bedenken voraussichtlich beschwichtigt haben.

Geschichte und Philologie: die Ermittlung der ursächlichen Verknüpfung menschlicher Entwicklungsphasen und das Bemühen um hellstes, lebendigstes, durchdringendstes Verständnis der Schriftdenkmale, der lautersten und gewichtigsten Zeugen jener Entwicklungen — konnte das Verhältnis dieser zwei Disziplinen jemals zweifelhaft sein? Grundsätzlich gewiß nicht. Der Geschichtsforscher, der nicht mit fremden Augen sieht, der über sein Untersuchungsmaterial selbständig schaltet, ist notwendig ein Philologe; und der Philologe, welcher mehr ist als der Kenner einiger Lieblingsautoren, der ein Forscher und dessen Forschung auf allgemeine Ziele gerichtet ist, was sollte er anders sein als ein Historiker, mag es ihm nun um Aufhellung des staatlichen, sozialen, religiösen oder spekulativen Lebens oder um die Ergründung der Literatur- oder Sprachgeschichte eines Volkes zu tun sein, d. h. mag er Gottfried Hermann oder August Böckh, Scaliger oder Bentley, Jakob Grimm oder Christian Lassen heißen. Philologie und exakte Geschichtsforschung sollten als fast völlig gleichwertige Ausdrücke gelten; und an diesem Sachverhalt ändert es wenig, wenn die Wiederherstellung zerrütteter Schriftdenkmale und die geschichtliche Darstellung im großen Stile mitunter in einer Person vereinigt erscheinen, wie bei Mommsen oder bei Wilhelm Scherer, während andre, wie ein Lachmann oder Immanuel Bekker, jener bloßen Vorarbeit für die zusammenhängende Geschichtsdarstellung ihr Leben weihen. Und, wohlgemerkt, auch der sogenannte formale Philologe ist nicht nur ein Diener der Historie, sondern auch jedesmal selbst Historiker: beruht doch beinahe

jeder Schritt, den er beispielsweise als Textkritiker tut, auf geschichtlichen Beobachtungen und Ueberlegungen in betreff der Entwicklung der Sprache, der Verskunst, der Denkart, der stilistischen Ausdrucksmittel, der realen Zustände u. s. w.

Worin besteht nun die auszeichnende Eigentümlichkeit, die wir Jakob Bernays zusprechen zu müssen glaubten? Einfach darin, daß er sich des soeben dargelegten Verhältnisses der zwei Schwesterdisziplinen mit seltener Stetigkeit bewußt blieb; daß er, dessen Tätigkeit vorzugsweise der philologischen Kritik zugewendet war, dieselbe immer im Hinblick auf große geschichtliche Aufgaben betrieben hat. Und es kommt jenes andre, oben angedeutete Moment hinzu. Nicht bloße Wißbegier und was man literarische oder antiquarische Kuriosität nennen könnte, hat ihn bei der Auswahl und Behandlung seiner Stoffe geleitet, sondern als ein andrer und maßgebender Faktor hat hierbei seine Gesinnung mitgewirkt: das Pathos seiner persönlichen Ueberzeugungen religiöser, philosophischer und auch politischer Art. Mit einem Worte, die meisten der zahlreichen, oft tief in die Gestaltung der Wissenschaft einschneidenden Leistungen dieses Philologen waren das, was so viele der wertvollsten Geschichtswerke aller Zeiten sind, und, wie wir meinen, fast notwendig sein müssen — Tendenzschriften oder doch mindestens Arbeiten, an deren Zustandekommen das Herz nicht viel weniger Anteil hatte als der Kopf. Daher ihre Vorzüge: vor allem, so paradox es auch klingen mag, die Gründlichkeit der Forschung (denn die vollste, hingebendste Vertiefung in einen Gegenstand entspringt der Liebe zu eben diesem Gegenstande), die so anziehende und oft so hinreißende Wärme, das starke Temperament, ich möchte sagen, die Blutfülle der Darstellung; denn Bernays war nichts weniger als ein „blutloser Philosoph" und das Gegenteil jener vom Leben abgelösten Gattung von Forschern, denen die Welt und die Geschichte nichts andres bedeuten als eine ungeheure Vorratskammer von Arbeitsthemen.*) Daher auch sein Hauptgebrechen: die nicht immer siegreich bekämpfte Neigung zu subjektiver Befangenheit des Urteils und zu advokatenhafter Einseitigkeit der Beweisführung, welcher seine ungewöhnliche stilistische und dialektische Begabung erheblichen Vorschub leistete. Ungemein charakteristisch für Bernays ist es, daß er, in dem die kritische

*) Von wie vielen unsrer Spezialforscher gilt nicht das hübsche Wort John Sterlings über Bayle: „One would think, he had spent his whole life in the Younger Pliny's windowless study; had never seen, except by candlelight; and thought the Universe a very good raw-material for books." (Carlyle, Life of John Sterling p. 169.)

Aber doch so stark war, niemals Konjekturensammlungen, variae lectiones oder dergleichen, ja so gut als keine einzige Gelegenheitsschrift veröffentlicht hat;*) vielmehr greift nahezu alles, was er jemals ans Licht treten ließ, mindestens vorbereitend oder unterstützend, in den Gang einer umfassenderen geschichtlichen Untersuchung ein. So gering — so unbillig gering, dürfen wir vielleicht sagen — achtete er jene Technik, die er selbst so meisterlich zu üben wußte. Zu Stoffen, an welche ihn kein Herzensband knüpfte, die ihm durch einen äußerlichen Anlaß gleichsam aufgenötigt waren, wie Lucrez durch eine Preisaufgabe der Bonner philosophischen Fakultät, wollte er trotz des gewaltigen Vorsprungs, den er vor andern voraus hatte, und trotz alles Drängens von seiten seines verehrten Meisters nicht zurückkehren, denn er mochte, um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben, mit dem „Fanatiker der Verwesung" nichts zu schaffen haben. Und nicht viel besser gelang es Ritschl, den jüngeren Freund an der Beschäftigung mit dem ihm nicht eben antipathischen, sondern einfach gleichgültigen Dionys von Halikarnassos festzuhalten.**) So groß seine Virtuosität in philologisch-kritischen Dingen war, er hat dieselbe nie als Selbstzweck betrieben, sondern sie stets in den Dienst historischer Probleme gestellt, und zu diesen Problemen mußte er jedesmal eine tief innerliche, wenn irgend möglich eine Gemütsbeziehung haben.

Vielleicht unternimmt es einmal ein Fachgenosse, der mit der Persönlichkeit des Geschiedenen ebenso vertraut ist wie mit seinen Werken, das Band, welches die letzteren mit der ersteren verknüpft, im einzelnen darzulegen. Und warum sollte nicht eine derartige, bis zum Quellpunkt der innersten Charaktereigentümlichkeit vordringende Analyse, wie sie ein Sainte-Beuve oder Georg Brandes bedeutenden Schriftstellern mit so viel

*) Ueber diese unserm Autor offenbar nicht weniger als seinem Vorbilde Scaliger verhaßte „Brocken-Schriftstellerei" („Scaliger" S. 46 und Anm. 35) sei uns eine kurze Bemerkung gestattet. Gewiß sind es nur ärmliche Geister, welche die Klassiker (um mit dem alten Gronovius zu sprechen) in der Absicht lesen, „damit die Punkte und Striche der Handschriften verbessert werden." Wer aber auf verschlungenen Forschungswegen oder auch auf gelegentlich betretenen Nebenpfaden vieles und vielartiges findet, warum sollte er das Gefundene nicht verzeichnen und den Nachkommenden die Mühe neuen Suchens ersparen helfen? Geringschätzung scheint uns in diesem Betracht nur einer Gelehrtentätigkeit gegenüber am Orte, die überhaupt hohe und würdige Ziele vermissen läßt; und gegründeter Tadel trifft eine Kraft, die gesammelt Großes schaffen könnte, es aber vorzieht, sich in virtuosenhafter Vielgeschäftigkeit zu zersplittern und zu verzetteln.

**) Ribbecks Ritschl II, 198, 96.

Glück zuteil werden ließen, auch einem hervorragenden Forscher von scharf ausgeprägter Sonderart gegenüber gewagt werden dürfen? Wir, denen der Vorteil persönlicher Bekanntschaft völlig versagt blieb,*) begnügen uns mit einigen Andeutungen, welche andre ergänzen oder berichtigen mögen.

Jacob Bernays war strenggläubiger Jude und ein hingebungsvoller Jünger hellenischer Bildung. In dem Mischungsverhältnis dieser zwei Faktoren liegt vorzugsweise das Geheimnis seiner Individualität beschlossen. Dem religiösen Element verblieb die Führung. Die Wechselwirkung der beiden Geistesmächte, ihr Widerstreit und ihre gelegentliche Uebereinstimmung standen im Mittelpunkt seiner Interessen. Daneben zog ihn die angeborene dialektische Schärfe zu Aristoteles hin, während der früh gewonnene Einblick in orientalisches Schrifttum seinen Gesichtskreis über die Grenzen der antiken Welt hinaus erweitert und seine Teilnahme an universalhistorischen Bestrebungen geweckt hat. Aus den Meisterwerken der neueren Literaturen sog er reiche Geistesnahrung; am meisten verdankt der Hellenist dem Griechischsten unter den Modernen, Goethe, dessen Einwirkung in dem gleichgewogenen Ebenmaß seiner durchsichtigen Perioden nicht minder als in der naturalistischen Ader zu erkennen ist, welche hie und da das Felsgestein seiner theistischen Denkweise durchsetzt hat.

Am augenfälligsten treten die hier namhaft gemachten Impulse und Motive in den Untersuchungen hervor, welche in den Bereich der Religionsgeschichte fallen. In der Denkschrift „Ueber das Phokylideische Gedicht, ein Beitrag zur hellenistischen Literatur" (Berlin 1856) wird die unter diesem Namen bekannte Sammlung von Sittensprüchen auf Grund einer tief eindringenden Zergliederung als das Werk eines alexandrinischen Juden erkannt, der „seine Arbeit für nichts andres ... wollte gehalten

*) Auch über Bernays' Lebensschicksale, gleichwie über seine Lehrtätigkeit, stehen uns nur die allgemein bekannten Daten zu Gebote. Er war 1824 zu Hamburg geboren, studierte 1844—1848 zu Bonn, wo neben Friedrich Ritschl der Aristoteliker Brandis ihn dauernd beeinflußt hat, habilitierte sich daselbst im Revolutionsjahre, ward 1853 Dozent zu Breslau und Lehrer an dem dortigen jüdisch-theologischen Seminar, 1866 Oberbibliothekar und außerordentlicher Professor zu Bonn. Ebendort starb er unverheiratet infolge eines Hirnschlags am 26. Mai dieses Jahres, wenige Tage nachdem er sein letztes Buch in die Welt geschickt hatte. Einen kurzen ehrenden Nachruf weihte ihm, der „mehr wog als Hunderte", Franz Bücheler im „Rheinischen Museum" (36, 479—480), dessen Mitredakteur er eine Reihe von Jahren hindurch gewesen war. Seine Orthodoxie pflegte er mit dem Satze zu begründen, „man habe kein Recht, die Tradition aufzulösen" (Berthold Auerbach, Briefe an Jakob Auerbach II, 459).

wissen, als für das, was sie ist: für eine zwar aus biblischen Quellen geschöpfte, aber jedes positiv biblischen Elements entkleidete Anleitung zum sittlichen Leben," und der seine Mahnrede nicht an Juden, sondern an Heiden richtete, „und an Heiden wiederum nicht in der Absicht, sie zum Judentum zu bekehren, sondern um ihnen diejenige Gattung von jüdischen Gesetzen ans Herz zu legen, welche nach der jüdischen Auffassung alle, auch die nichtjüdischen, Menschen verbindet".*) Die aus dieser Tendenz entspringende „indifferente Farblosigkeit" der Haltung ist jedoch durchaus nicht nach dem Sinn unsers allem Verblaßten und Verschwommenen abholden Autors. Mit einem kräftigen Wörtlein gegen derartige „Versuche, das Konkrete durch Kompromiß und Abstraktion zu verflachen," scheidet er von der jüdisch-helleniſtischen Literatur, zu welcher er nur spät und auf Umwegen zurückgekehrt ist.

Die „Theophrastos' Schrift über die Frömmigkeit, ein Beitrag zur Religionsgeschichte" betitelte Abhandlung (Berlin 1866) führt den Nachweis, daß der Neu-Platoniker Porphyrios in seinem Buch wider den Fleischgenuß jenes seither verlorene Werk des Theophrast in ausgiebigstem Maße benutzt hat. Der Gedankengang und zahlreiche Ueberreste der historisch und philosophisch gleich merkwürdigen Schrift werden wiedergewonnen, und die Mühe des Forschens wird insbesondere durch ein bedeutsames Doppelergebnis belohnt. Einmal zeigt sich der Nachfolger des Aristoteles als der erste unter allen' Griechen über jüdische Sinnesart und Gottesverehrung keineswegs ganz ungenau unterrichtet, und dann befindet sich die aus seiner Lehre von der Verwandtschaft aller lebenden Wesen fließende Verwerfung der Tieropfer in überraschendem Einklang mit den gleichartigen Bemühungen der biblischen Propheten. „Mit wie zäher Widerstandskraft nun auch der volkstümliche helleniſche Kultus noch Jahrhunderte lang sich gegen alle die philosophischen Reformversuche behauptete: es kam doch eine Zeit, wo der Gang der Menschengeschichte die Bestrebungen der helleniſchen Denker verstärkt werden ließ durch die Strömung der politischen Ereignisse und der religiösen Bewegungen innerhalb desjenigen Volkes, welches mit dem helleniſchen den Anspruch teilt, die geistigen Lebenswege den modernen Kulturvölkern vorgezeichnet zu haben ... So hat denn der verbündete Einfluß helleniſchen Denkens, paläſtinensischer Begeisterung und römischer Städtezerstörung das Aufhören der Tieropfer bewirkt und dadurch auch auf dem Gebiete der

*) S. 33, 35.

Religionsübung eine scharfe Grenze zwischen dem Altertum und der Neuzeit gezogen."*)

Mit der nächsten der hierher gehörigen Schriften „Die heraklitischen Briefe, ein Beitrag zur philosophischen und religionsgeschichtlichen Literatur" (Berlin 1869), betreten wir das Arbeitsfeld, welchem Bernays die andauerndste und intensivste und alles in allem wohl auch die erfolgreichste Pflege gewidmet hat. Früh schon fesselte ihn die poesiereiche Gestalt des „dunkeln" Ephesiers, und bis an sein Lebensende ist er dieser Jugendliebe treu geblieben. Bereits in seiner Doktorschrift begann er nach verstreuten Goldkörnern heraklitischer Weisheit, zunächst in der pseudo-hippokratischen Schrift „Von der Diät" zu suchen; es folgten alsbald „Heraklitische Studien" (Rhein. Museum 1849) und „Neue Bruchstücke des Heraklit von Ephesus" (ebend. 1853,) wo das gleiche Bemühen der Ausbeutung plutarchischer Schriften und des neu entdeckten Buches des römischen Kirchenschriftstellers Hippolytus galt. Die über Gebühr vernachlässigten pseudo-heraklitischen Briefe ließen sich als das Erzeugnis mehrerer, teils stoischer, teils bibelgläubiger — jüdischer oder christlicher — Verfasser erweisen, welche unter der Maske des alten Denkers, dessen Werk sie noch kannten und ausnützten, als Sittenlehrer und religiöse Polemiker auftraten. Endlich haben auch die jüngsten Veranstalter heraklitischer Fragmentsammlungen, Schuster und Bywater, sich noch der Beihilfe des unvergleichlichen Spezialkenners erfreuen können.

Worauf wohl der so nachhaltige Zauber beruht, welchen der alte griechische Denker auf Geist und Gemüt des modernen Forschers übte? Hierüber ließe sich — von der geheimnisvollen Macht individueller Wahlverwandtschaft abgesehen — gar mancherlei mutmaßen, wenn wir auf Mutmaßungen angewiesen wären. Der spekulative Philosoph, dessen Lehre nicht, wie jene seiner Vorgänger, im Marktgewühl des großen ionischen Emporiums, sondern im Schatten eines Heiligtums erwachsen ist — der in Antithesen schwelgende, an Paradoxien sich berauschende Enthusiast, welcher den Anfängen nüchterner und exakter Naturforschung fremd und fast feindlich gegenüberstand,**) und der durch die Vermittlung des phönizischen Zeno der Urheber der orientalisierenden phantastischen Physik der stoischen Schule geworden ist — der schroffe „Pöbelschmäher" und trotzige

*) S. 130, 231.

**) Ich denke hierbei vor allem an Heraklits bekannte wegwerfende Aeußerungen über Pythagoras. Damit traf er den Begründer der allein richtigen — mathematisch-physikalischen — Methode. Und daß er über die geniale Antizipation gesunder

Sittenprediger, der sein Leben als menschenscheuer Einsiedler beschlossen hat — der Verächter alles Buchwissens und aller schulmäßigen Tradition, aus dessen Busen die gottestrunkene Begeisterung spricht in orakelhaften Rätselworten und in glühender Bilderpracht — gleicht er nicht weit mehr als andre althelleniſche Denker einem Seher der Wüſte, einem arabiſchen oder iſraelitiſchen Nabi? Gähnt zwiſchen ihm und etwa einem Ezechiel wohl dieſelbe Kluft, welche dieſen von einem Thales, einem Demokritos oder auch einem Pythagoras ſcheidet, der doch in erſter Linie Mathematiker und nur in zweiter Reihe Myſtiker geweſen iſt? Doch dem ſei wie ihm wolle: Bernays ehrt in Herakleitos nicht nur den erbitterten Gegner des Bilderdienſtes, der Tieropfer, der laſziven Götterkulte, den heftigen Ankläger der mythologiſchen Weltauffaſſung und ihrer dichteriſchen Vertreter;*) der Dynamismus ſeiner Naturanſicht (ein unklares Wort für eine nicht allzu klare Sache) mußte als Gegenpol der mechaniſchen Naturerklärung Demokrits und ſeiner epikureiſchen Nachfahren, der „Fanatiker der Verweſung," die Sympathien des gottes- und bibelgläubigen Forſchers an ſich ketten; und endlich, Bernays vermeinte in den heraklitiſchen Bruchſtücken geradezu die „Grundzüge einer Lehre von der wirkenden Intelligenz" zu erkennen, und er erteilt uns dort, wo er die von Hippolytus bekämpfte, auf Heraklitismus begründete Ketzerei der Noetianer beſpricht, über ſeine Auffaſſung und Wertſchätzung jenes Syſtems eine Auskunft, die an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt:**) „Als durch die hinſiechende alte Welt neue Religion ſich Bahn gebrochen, um ſo unwiderſtehlicher, je ſtolzer ſie in ſelbſtbewußter Jugendfriſche jeden verhüllenden Gedankenſchmuck verſchmäht hatte, wollten dennoch viele, gemeiniglich Häretiker genannt, mit dem nackten Glauben ſich nicht begnügen; um ihn zu bekleiden, verſuchten ſie den Prophetenmantel mit dem Philoſophenmantel in eins zu weben. Die Weber waren oft nicht geſchickt; die Nähte des zuſammengeſtückten Gewandes waren meiſtens ſo ſichtbar, daß ſie den Mutwillen heidniſcher Spötter erregen mußten, waren nie ſo dicht, daß nicht die ſchneidende Kälte heidniſcher Dialektik hätte durchdringen können. Dieſes aber muß in jenen ſynkretiſtiſchen Bemühungen vor anderm ſich dem

naturwiſſenſchaftlicher Doktrinen durch einen Leukippos oder Demokritos, wäre ihm dieſelbe bekannt geworden, nicht glimpflicher geurteilt hätte, dies ergibt ſich mit Notwendigkeit aus dem Inhalt ſeiner eignen Theorien.

*) Vergl. „Theophraſts Schrift über Frömmigkeit" S. 129 oder „Heraklitiſche Briefe" S. 37.

**) Rhein. Muſ. 9, 252; 268—269.

Blick des Forſchers über Geſchichte der Philoſophie aufdrängen: .... Einen eleatiſchen Häretiker kennt die Geſchichte nicht. Und dies darf nicht etwa aus einer zeugungsunfähigen Schwäche des eleatiſchen Grundgedankens erklärt werden ...; hegt doch die neuere Philoſophie in ihrer innerſten Mitte ein mächtig genug daſtehendes Syſtem, das, auf lebenloſes Denken und Ausdehnung gegründet, mit Recht für einen Ausbau der eleatiſchen Seinslehre gilt. Aber es muß zwiſchen dieſer eleatiſchen Lehre und der durch noch ſo dünnen Faden an die Bibel gebundenen Häreſie ein tiefinnerlicher Gegenſatz beſtanden haben, deſſen unüberwindliche Sprödigkeit auch die Geſchickteſten von jedem Verſuch des Zuſammenfügens abſchreckte. Und wahrlich, wer ſich vom Hauch des lebendig wirkenden Gottes erfüllt glaubt, kann kein Verſtändnis mit denen eingehen, welche, wie die Eleaten ... das All zum Eins erſtarren laſſen. Gleich ſehr dagegen fühlen ſich Orthodoxe wie Heterodoxe zu Heraklit (dem Widerpart der Eleaten) hingezogen; ja, der Martyr Juſtinus vergönnt ihm, dem Philoſophen des ſechſten Jahrhunderts vor Chriſto, ſogar die Beſeligung durch das ‚Wort'. Man erkannte, daß das heraklitiſche Prinzip kein ruhend totes, ſondern ein bewegt lebendiges ſei, daß die Bewegung nicht von einem blinden Fatum fortgeſtoßen werde, ſondern bewußt dahinſchreite, denn ‚Eines weiß alles'."

In dieſelbe Schriftenreihe gehört auch, dem äußeren Anſchein zum Trotz, die geiſtvolle Abhandlung „Lucian und die Kyniker" (Berlin 1879). Ihren Ausgangspunkt bildet die vielberufene, dem Anſehen der kyniſchen Schule ſo abträgliche Erzählung von dem „Lebensende des Peregrinus", von welcher eine, wie ſelbſtverſtändlich, ſehr wohlgelungene Ueberſetzung dem Buche beiliegt. Die Wahrheit der darin gegen Peregrinus und ſeine Genoſſen erhobenen ſchweren, ja haarſträubenden Anſchuldigungen wird einer eindringlichen Prüfung unterworfen. Der Ankläger hat ein rückſichtslos ſcharfes kritiſches Kreuzverhör zu beſtehen; in der Perſon des Arztes Galenus wird ein neuer, in jedem Betracht unverwerflicher Entlaſtungszeuge vorgeführt. Das Fazit dieſer Prozedur iſt die, ich denke unumſtößlich richtige Erkenntnis, daß in Lucians Schilderung ein vom bitterſten Haß und — man darf hinzufügen — von völliger Verſtändnisloſigkeit eingegebenes Zerrbild dieſes einen Kynikers ſowohl als der kyniſchen Sekte überhaupt vor uns liegt. Den Grund dieſes wütenden Ingrimms erſchließt uns ein von Einſeitigkeit und Uebertreibung keineswegs freies, aber in ſeinen Grundzügen gewiß nicht unzutreffendes Charakterbild des witzigen Samoſatenſers. Dieſer freie und feine Kopf war wie geblendet von dem Glanze

des römischen Weltreiches und ganz erfüllt von den unermeßlichen Segnungen einer großartigen Zivilisation, deren wesenhaften Wert es wenig mindert, wenn man sie (mit unserm Autor) eine „mechanische“ schilt. Allein er entbehrte eben darum — ein umgekehrter Rousseau — der Empfänglichkeit für einige der tiefsten Bedürfnisse der Menschennatur, und empfand für den ungebändigten Natur- und Freiheitsdrang jener Richtungen, welche die konventionellen Fesseln — und nicht selten auch die Bande staatlicher und sozialer Ordnung — zu sprengen strebten, eine mit Grauen gemengte Geringschätzung. Für Bernays freilich, dem wir einen Teil der Zeichnung, nicht aber die Färbung dieses Bildes entnehmen, ist Lucian nur „ein sehr erfolgreicher Literat“, der kaum ein andres Talent besitzt als die „Gewandtheit eines betriebsamen und nicht ungraziösen Syrers“, und keinen höheren Ehrgeiz als den Wunsch, „an das Ufer einer pekuniär unabhängigen und gesellschaftlich geachteten Stellung zu gelangen.“ Gar übel vermerkt wird es dem argen Spötter, vor dessen Geschossen nichts Irdisches und selbst die Götter nicht geborgen waren, daß er nur die „in dem Kaiser gipfelnde römische Bureaukratie, deren Mitglied er ja auch auf seine alten Tage ward“, niemals angegriffen, ja bei geeignetem Anlaß „mit unverhohlener Achtung“ behandelt hat. Der Stachel dieses Vorwurfs ist vergiftet, aber stumpf. Das römische Beamtentum der Kaiserzeit vertrat in den zu gesitteter Selbstregierung unfähigen Provinzen des völkerbunten Reiches die Kulturideen des allgemeinen Friedens, der Rechtsgleichheit und der Gerechtigkeit, und sie war überdies die treue Vermittlerin der edeln, unablässig auf die Förderung des Volkswohls gerichteten Bestrebungen der trefflichen Kaiser, unter deren Regierung zu leben Lucian so glücklich war. Die „Bureaukratie“ dieses Zeitalters läßt sich nach der Art der ihr gestellten Aufgaben und der sie leitenden Intentionen füglich mit dem erleuchteten Beamtenstabe des indobritischen Reiches oder der vormaligen Ostindischen Compagnie vergleichen: und ich gestehe gern, daß ich von einem Hindu unsrer Tage, der zwar nicht mehr an Wischnu und Siwa, wohl aber an John Company zu glauben vermöchte, darum nicht schlimmer denken würde. Die Unbilligkeit dieser Urteile entstammt augenscheinlich derselben Quelle, aus welcher der warme Anteil an der kynischen Schule und das Bemühen um ihre Ehrenrettung — das Grundmotiv dieser Abhandlung — geflossen ist. Lucian, der an der Zerstörung des alten mythologischen Glaubens nach Kräften mitwirkt, denselben aber durch kein neues Glaubenssystem zu ersetzen bestrebt ist, scheint dem durch und durch theologisch gesinnten Bonner Gelehrten „in bezug auf alle religiösen und

metaphyſiſchen Fragen eine lediglich nihiliſtiſche Oede zur Schau" zu tragen. Die Kyniker hingegen „ſind die am reinſten deiſtiſche Sekte, welche das helleniſch-römiſche Altertum hervorgebracht hat"; es beſteht „nach der negativen Seite" hin „eine volle Uebereinſtimmung zwiſchen den Kynikern und den bibliſchen Religionsformen, welche ſich im römiſchen Kaiſerreich ausbreiteten"; und es muß „hiernach dem Kynismus zugeſtanden werden, daß er in ſeinen beſſeren Elementen neben Judentum und Chriſtentum den Kampf gegen das Schlimme in der verweſenden Ziviliſation der alten Welt ernſtlich und nicht erfolglos führte."*)

Recht fremdartig berührt uns, zum mindeſten bei erſter flüchtiger Durchſicht, die Abhandlung „Ueber die Chronik des Sulpicius Severus, ein Beitrag zur Geſchichte der klaſſiſchen und bibliſchen Studien" (Berlin, 1861). Zunächſt erſtaunt man, Bernays in allen Ecken und Enden der patriſtiſchen Literatur ſo heimiſch zu finden, wie es wohl nur wenige Gelehrte der Gegenwart ſind. Daß er freilich den Weg durch die ekkleſiaſtiſche Wüſte nicht mied, wenn dieſer zu einer philoſophiſchen Oaſe führte, dies konnten uns ſchon ſeine heraklitiſchen Studien ſattſam lehren. Allein was dort Mittel war, iſt hier Zweck, und der Ertrag der mit dem Aufwand der erleſenſten Erudition geführten Unterſuchung iſt an ſich kein allzu erheblicher. Gewiß war es nicht ohne Intereſſe, das aus bibliſchen und profanen Elementen kunſtvoll zuſammengewobene elegante Geſchichtsbuch des aquitaniſchen Presbyter aus der Wende des vierten und fünften Jahrhunderts ſeinem unverdienten Dunkel zu entreißen und zum erſtenmal in die richtige Beleuchtung zu rücken. Wir werden mit dem Erdreich vertraut, dem das Buch entſproſſen iſt, gleichwie mit den mehr individuellen Motiven, welche ſeinen Urheber beeinflußt haben. Es galt auf dem von feinſter weltlicher Bildung durchtränkten Boden des ſüdlichen Frankreich den neuen Glauben Heiden wie Häretikern gegenüber zu feſtigen, ihn dem heiklen Geſchmack der erſteren mundgerecht zu machen, und die letzteren, die Sekte der Priſcillianiſten, die vielfach durch „Rhetoren und ſchöngeiſtige Frauen" vertreten waren, „die damals, wie immer auf franzöſiſchem Boden, eine große Rolle ſpielten," mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen. Den hauptſächlichen „Anlaß zu dem geſamten Plan des Severus" bot das Beſtreben, „mit den Priſcillianiſten auf dem von ihnen beherrſchten Gebiete klaſſiſch-literariſcher Fertigkeit zu wetteifern und ihrem Einfluß auf die rhetoriſchen Kreiſe ein Gegengewicht dadurch zu ſchaffen,

*) S. 31—44.

daß die Bibel im Gewand einer anziehenden, von allem Solöken und Fremdartigen freien hiſtoriſchen Schrift den Verehrern des Salluſtius und Tacitus dargeboten werde." Gern lernen wir auch den Reflex der ſozialen und politiſchen Zuſtände kennen, wie er in die ſtille Klauſe des asketiſchen Prieſters gedrungen iſt. Es iſt lehrreich zu erfahren, daß die heftigen Schmähungen, welche der Schüler des heiligen Martin gegen altjüdiſche Prieſter ausſtößt, der Habgier und Grauſamkeit galliſcher Biſchöfe gelten, und daß die Mißachtung, welche er gegen altteſtamentliche Könige und das Königtum überhaupt zur Schau trägt, auf die aus den Fugen gehende römiſche Monarchie gemünzt iſt. Desgleichen erfreut es, die Stelle, welche der Verfaſſer der Chronik unter den ſpätlateiniſchen Stiliſten einnimmt, genauer beſtimmt zu ſehen und aus der, wenngleich weitläufigen, Analyſe der betreffenden Abſchnitte zu entnehmen, daß der ehemalige Advokat es zuerſt verſtanden hat, die moſaiſche Geſetzgebung in die Sprache römiſcher Rechtsbegriffe zu übertragen. Dies alles iſt anziehend und lehrreich genug. Und dennoch, wer Bernays einigermaßen kennt, der weiß auch, daß dieſe und ähnliche Ergebniſſe ihm nach Art und Größe nicht lohnend genug erſchienen ſind, um ihrethalben die Feder zu ergreifen. Wir müſſen eben (um mit ihm ſelbſt zu ſprechen), „wie bei allen nicht gänzlich vom Leben abgetrennten Büchern," auch diesmal „mit der richtigen Würdigung des laut ausgeſprochenen Zweckes" den „Einblick in die ſtilleren Nebenabſichten" verbinden, wobei es ſich denn freilich herausſtellen mag, daß der laut ausgeſprochene Zweck nur eine Nebenabſicht und eine uneingeſtandene Abſicht der Hauptzweck iſt. Und an dieſer Ueberzeugung vermag uns auch nicht ſeine eigne mehr volltönende als dem Sachverhalt genau entſprechende Erklärung irre zu machen: es habe gegolten, der Chronik „ihren zwar beſcheidenen, aber doch bedeutſamen Platz" anzuweiſen „in der Reihe derjenigen Schriften, welche hervorgerufen ſind durch die große dem Menſchengeſchlecht aufgegebene Arbeit, die Bibel mit der griechiſch-römiſchen Bildung zu vereinen." *)

Das Wort des Rätſels liefert uns jene glänzende Epiſode, welche die Seiten 48—61 einnimmt. Mit vollendetem taktiſchen Geſchick wird uns hier wie ein beiläufiger und zufälliger Nebenertrag der Arbeit dasjenige dargeboten, was in Wahrheit ihr ſpringender Punkt iſt. Es handelt ſich um die Zerſtörung von Jeruſalem. Nach der offiziellen, durch Titus' Leibhiſtoriographen Joſephus beglaubigten Darſtellung war die Vernich-

*) Vgl. S. 6—7, 67, 4, 70.

tung der jüdiſchen Metropole das Werk eines unglücklichen Zufalls. Ein römiſcher Legionär hatte eigenmächtig — ohne Geheiß oder Erlaubnis — ein loderndes Scheit in den Tempel geſchleudert. Die eifrigſten Bemühungen des menſchenfreundlichen Imperators, den entfachten Brand zu löſchen und die unheilvolle Kataſtrophe abzuwenden, blieben erfolglos. In ganz anderm Licht erſcheint das furchtbare Ereignis bei Severus. Danach hat Titus mit kaltem Blut aus Gründen der römiſchen Staatsraiſon die Hauptſtadt Paläſtinas dem Untergang geweiht. In dem Kriegsrat vor dem letzten Sturmangriff, den auch Joſephus — aber mit ganz andrer Rollenverteilung — kennt, ward die Verbrennung des Tempels, als der gemeinſamen Wurzel, aus welcher die jüdiſche wie die chriſtliche Religion erwachſen ſeien, zum Behuf der Ausrottung beider von Titus befürwortet und von der Mehrheit beſchloſſen. Nun gelingt es Bernays, dieſe Erzählung mittels einer Deduktion, die er ſelbſt an Feinheit wie an Sicherheit niemals überboten hat, als die allein glaubhafte zu erweiſen. Severus hat — dies erhellt mit nahezu mathematiſcher Gewißheit — aus einem verlorenen Abſchnitte der Hiſtorien des Tacitus geſchöpft, und der Gewährsmann des Tacitus war faſt ſicherlich Marcus Antonius Julianus, eines der ſechs Mitglieder eben jenes Kriegsrats. So können wir denn den Bericht bis auf den Schauplatz der Begebenheit ſelbſt, bis unter die Mauern von Jeruſalem zurückverfolgen, während uns gleichzeitig die Entſtehung der andern und amtlichen Verſion in der einleuchtendſten und überzeugendſten Weiſe erklärt wird. Aus den ſtählernen Maſchen dieſes Netzes gibt es kein Entrinnen. Der Verderber des jüdiſchen Volkes wird des gleißneriſchen Scheins der Milde ein für allemal entkleidet, das „Entzücken des Menſchengeſchlechts“ geht eines angemaßten Ruhmestitels für immer verluſtig.

In „Joſeph Juſtus Scaliger“ (Berlin 1855) ſtellt uns Bernays ſein wiſſenſchaftliches Ideal vor Augen und liefert dadurch einen unverächtlichen Beitrag zu ſeiner eignen Charakteriſtik. In dem großen franzöſiſchen Philologen des ſechzehnten Jahrhunderts, deſſen Lebensgang und wiſſenſchaftliche Laufbahn in eingehender Weiſe geſchildert werden, verehrt Bernays nicht nur den genialen Textverbeſſerer, der durch die „Wünſchelrute“ ſeiner Kritik „Kehrichthaufen von Abſchreiberfehlern“ in Gold zu verwandeln wußte; mehr noch gilt ihm die „Richtung auf univerſale Geſchichte und Chronologie,“ das Beſtreben, die „Scheidewand zwiſchen Bibliſchem und Klaſſiſchem“, zwiſchen „Barbariſchem und Helleniſchem“ niederzureißen — der „freie Geiſt hoher weltförmiger Univer-

salität", der dem modernen Schöpfer des Knochengerüstes der Weltgeschichte eignete — „sein allumfassender, jedwedes Altertum würdigender Sinn," der ihn die „Herrschaft über das orientalische Sprachengewimmel, über das Hebräische, Arabische, Syrische, Aethiopische, Persische," gewinnen und die Beschäftigung auch mit dem altsächsischen Mondzyklus und mit dem chronologischen System der Mexikaner nicht verschmähen ließ; sein Bemühen endlich, die Philologie, deren Ziel er „in der Vereinigung aller technischen Fertigkeiten zu einer autonomen, in nicht entlehnter Rüstung einhergehenden Geschichtsforschung" ahnte, „über den Unterschied klassischer und nichtklassischer Völker hinauf zu der Höhe der Menschheit" zu erheben. Am höchsten aber steht ihm Scaligers vornehme und großartige Gesamtpersönlichkeit, die „so einheitlich geschlossen" war, „daß man an ihr in ihrer Gesamtheit Gefallen finden mußte oder sich mit keiner Seite derselben befreunden konnte; bei ihm trifft man auf keine Spur von jener in der Gelehrtengeschichte nur zu häufigen Trümmerhaftigkeit des Daseins, wo das Gehirn ein vom Herzen getrenntes Sonderleben führt; unter seiner Behandlung wird auch der trockenste Stoff durch die Ergüsse eines überströmenden Gemüts angefrischt, und sein großes geschichtliches Hauptwerk" (der Thesaurus temporum) „hat bei aller Unvergänglichkeit, die ihm sein innerer Wert sichert, doch eine sehr entschiedene, überall hervorblickende Beziehung zu den verhängnisvollen Zeitfragen, welche die Menschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zuerst mit der Feder und dann mit dem Schwerte zu beantworten strebten."*) Diese Monographie zeigt das Darstellungstalent des Verfassers im günstigsten Licht und läßt uns gleichzeitig die ihm von der Natur gesteckten Schranken deutlich erkennen. Die Fähigkeit, das Dunkle hell, das Entlegene dem Leser vertraut zu machen, kann sich kaum siegreicher bewähren, als es z. B. in der Darlegung von Scaligers chronologischen Untersuchungen geschieht. Allein die Gabe rascher, glatt und leicht dahinfließender Erzählung war Bernays versagt. Die massiven, prächtig geformten Redeblöcke sträuben sich gleichsam gegen ihre Zusammenfügung; das Ganze könnte ein Kunstwerk sein, wenn nicht jeder einzelne Satz es wäre.

Wenn Bernays' Name jemals über die Grenzen der Gelehrtengilde hinausgedrungen ist, so dankt er dies hauptsächlich seinen Verdiensten um das Verständnis der aristotelischen Poetik. Fast jedermann hat einmal von der Existenz einer „Katharsis-Frage" gehört, und die besser Unter-

*) Vgl. S. 8, 12, 99, 168, 52, 90, 15, 3.

richteten wissen, daß Bernays vermöge einer Erörterung, die „jedem Widerspruch, solange philologische Hermeneutik in Ehren bleibt, Trotz bieten wird,“ *) die angeblich von Aristoteles der Tragödie als Ziel gesetzte „Reinigung (Katharsis) der Leidenschaften“ für immer aus der Welt geschafft hat. Die „berühmte Abhandlung“, die so weite Wellenkreise gezogen und mehr als siebzig, teils zustimmende, teils entgegnende Schriften hervorgerufen hat, ist keineswegs frei von Irrungen. Ihr Verfasser glaubt noch, daß uns das Werk „Von der Dichtkunst“ nur im Auszug vorliege (eine Annahme, die insbesondere durch Vahlens Behandlung des kostbaren Büchleins, wir denken endgültig, widerlegt ist); er macht von einem sprachlichen Hilfsargument Gebrauch, welches Bonitz, der Meister aristotelischer Sprachkunde, zugleich als unhaltbar und als entbehrlich erwiesen hat.**) Am meisten verfehlt dünkt uns der Titel des bahnbrechenden Buches: „Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie“ (Berlin, 1857), denn der Stagirit hat sich sicherlich nur in einigen wenigen seiner knappen, vielsagenden Sätze (an einer durch Vahlens Scharfsinn ermittelten Stelle des verlorenen zweiten Teiles der Poetik) über die Sache ausgesprochen; betreffs eines andern, prinzipiell wichtigeren Punktes werden wir alsbald unsern Dissens äußern und in Kürze zu erhärten suchen. Allein dies und andres sind vergleichsweise Nebendinge. In der Hauptsache hat Bernays tausendmal recht, und seine These steht allen Anfechtungen gegenüber unerschüttert und unerschütterlich fest. Die Hauptsache aber ist diese. Die vermeintliche „tragische Reinigung der Leidenschaften“, die einer jener „ästhetischen Prachtausdrücke“ geworden war, welche „jedem Gebildeten geläufig und keinem Denkenden deutlich sind,“ gleichwie „der Nebel, welcher jene Reinigungsphrase in dem landesüblichen Kunstrichterjargon umgibt,“ ***) sie verdanken ihr Dasein einzig und allein einer falschen Wortauslegung. Die griechische Formel, welche die Definition des Trauerspiels abschließt, besagt nicht „Reinigung der Leidenschaften,“ sondern „Reinigung von den Leidenschaften“ oder noch genauer „Ausscheidung der Affekte“; es ist eine dem Bereich der Heilkunst entlehnte, mit einem starken Erdgeschmack behaftete Metapher, welche die das Gemüt erleichternde Entladung der

*) Vahlen, Aristoteles' Lehre von der Rangfolge der Teile der Tragödie, Anm. 55.

**) Bonitz, Aristotelische Studien V (über Pathos und Pathema).

***) S. 138.

Affekte bezeichnen soll. Die stets in jeder Menschenbrust schlummernden Affekte der Furcht und des Mitleids durch die Darstellung erschütternder Begebenheiten aufzuregen, hervorzulocken und so die Seele des Zuschauers unter Erregung von Lustgefühlen gleichsam von ihnen zu entlasten — dies ist nach Aristoteles die Aufgabe der Tragödie. Daß der Zweck eines Kunstwerks in erster Reihe der Kunstgenuß ist, daß also jene Erweckung der Affekte und die nachfolgende Befreiung von ihnen zunächst Freude gewähren, daß sie lustbringend sein soll, dies ist natürlich auch die Meinung des Begründers der Aesthetik. Allein — und hier trennt sich unser Weg von jenem unsers Führers — daß dieser psychische Vorgang nebenbei auch sittlich heilsam sei, dieser Gedanke des Stagiriten geht zwar mit voller Klarheit aus dem von Bernays ans Licht gezogenen und so glücklich verwerteten Material hervor,*) wunderlicherweise aber will er selbst ihn durchaus nicht anerkennen. Oder wie konnte er sonst seine vortreffliche Arbeit mit der Behauptung schließen: „Er (Aristoteles) würde Wort für Wort dem beigestimmt haben, was ein Künstler wie Goethe zu bekennen aufrichtig genug war: ‚Keine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, Philosophie und Religion vermögen dies allein.'" Keineswegs hätte Aristoteles diesen Goetheschen Ausspruch — dessen hyperästhetische Uebertreibung nebenbei sogleich die nächsten Zeilen, und außerdem zehn andre widersprechende Aeußerungen berichtigen — Wort für Wort unterschrieben, er, der die Frage, ob Musik „eine Wirkung auf Charakter oder Seelenleben ausübt", ausdrücklich und unbedingt bejaht, und der selbst den plastischen Künsten, welche uns doch kein eigentliches „Abbild", sondern nur „Kennzeichen" der Seelenbeschaffenheit (gleichsam ihre körperliche Gewandung) vor Augen stellen, den kräftigsten Einfluß auf Bildung und Verbildung der Sitten beimißt; will er doch die Jugend von den Gemälden des derb-realistischen Pauson hinweg und zu den Werken des Idealisten Polygnot gewiesen sehen. Ja, der Verfasser der „Poetik" erklärt sogar die Spaltung des Dramas in die tragische und komische Gat-

*) Man vergleiche vor allem die S. 160 angeführten Worte des Neuplatonikers Jamblichos, der nach des Verfassers eigner, sicherlich richtiger Meinung hier aus der verlorenen Partie der „Poetik" geschöpft hat: „Die Kräfte der in uns vorhandenen allgemein menschlichen Affektionen werden, wenn man sie gänzlich zurückdrängen will, nur um so heftiger. Lockt man sie dagegen zu kurzer Aeußerung in richtigem Maße hervor, so wird ihnen eine maßhaltende Freude, sie sind gestillt und entladen und beruhigen sich dann auf gutwilligem Wege. . . ." Desgleichen vergl. S. 176—77 und das wichtige Zugeständnis S. 140—41.

tung nicht, wie man erwarten ſollte, aus der Verſchiedenheit dichteriſcher Anlagen, ſondern aus der Charakterverſchiedenheit der Dichter;*) und ihre Erzeugniſſe ſollten ihm in ſittlicher Beziehung als vollſtändig indifferent gegolten haben? Wie Bernays nur dies alles überſehen konnte! Man muß ſich, um es zu begreifen, des alten Erfahrungsſatzes erinnern, daß, wer einen Abweg zur Rechten ſeines Pfades ängſtlich vermeidet, ſich unverſehens in einen Irrweg zur Linken verſtrickt ſieht.

Jene Einſeitigkeit aber, von der Bernays ſich ſo energiſch abwendete, daß er halb und halb der entgegengeſetzten verfallen iſt — jenen Irrtum und ſein Schickſal wollen wir nunmehr näher ins Auge faſſen. Es iſt dies die altherkömmliche, endlich als unmöglich erwieſene Deutung der ariſtoteliſchen Worte, welcher die „Katharſis" als Reinigung oder Läuterung der Leidenſchaften galt und die ſomit eine ausſchließlich moraliſche Wirkung als den direkten und Hauptzweck der Tragödie betrachten lehrte. Wohl nur ſelten iſt einem Ueberſetzungsfehler eine gleich üppige Saat von Irrungen entſproſſen. Das ſprachliche Mißverſtändnis hat — infolge des kanoniſchen Anſehens der „Poetik" — gewaltig dazu beigetragen, die Grenzſteine zwiſchen Moral und Aeſthetik in der bedenklichſten Weiſe zu verrücken und der lehrhaft-moraliſierenden Auffaſſung der Dichtkunſt, ja, aller Kunſt, Tür und Tor zu öffnen. Freilich war der Keim dieſer Begriffsverwirrung auf einen gar fruchtbaren Boden gefallen. Einander entgegengeſetzte Geiſtesſtrömungen der zwei letzten Jahrhunderte haben ſeine volle Entfaltung um die Wette gefördert. Nur in einer unſäglich nüchternen, von dem Geiſt echter Poeſie verlaſſenen Epoche, wie es der Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts war, konnte ein Dichter über die Wirkung der Tragödie ſich ſo ausſprechen, wie Corneille es in ſeiner Erläuterung unſrer Stelle getan hat: „Das Mitleid mit dem Unglück ... erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen, und dieſe Begierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft" (welche die Urſache des Unglücks iſt) „zu reinigen ... ja, gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, daß man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die Wirkung vermeiden wolle."**) Und was die Verſtandeskälte des ſiebzehnten Jahrhunderts begonnen hatte, das vollendete die Herzenswärme des achtzehnten. Ich denke an jene aus der

*) Vergl. Politik V (vormals VIII) Kap. 5; Poetik Kap. 2, 4, 7. — Goethe, Nachleſe zu Ariſtoteles' Poetik, Bd. 33,12 (der Ausgabe in 40 Bänden).

**) Angeführt von Leſſing VII, 327 (Maltzan).

edelsten Begeisterung geborene, aber vielfach der tieferen Einsicht ermangelnde utilitarisch-philanthropische Richtung, welche in ihrer Ungeduld, den Menschen so viel Glück und Tugend als irgend möglich — gleichviel auf welchen Wegen — einzuflößen, Grenzverwirrungen auf allen Gebieten verschuldet und nichts weniger geachtet hat, als die für menschliches Gedeihen so unerläßliche strenge Scheidung und selbständige Pflege der verschiedenen Lebenssphären. Was Wunder, wenn ein Zeitalter, das die Wirksamkeit der Religion für Staatszwecke wollte aufgeboten wissen, mitunter daran dachte, das Theater in ein „Filial- und Rivalinstitut der Kirche" zu verwandeln? Und doch ist beides nicht viel anders, als wenn man das Röhrennetz einer Großstadt in der Art zu benutzen gedächte, daß man den überreichen Wasserstrahl gelegentlich auch durch das Gasrohr lenken oder in dem nur halbgefüllten Wasserbehälter überdies die elektrischen Stränge bergen wollte. Gegen diese Verkehrtheiten der Aufklärungsepoche und die zu ihnen in denkwürdiger Wechselbeziehung stehende Mißdeutung der „Poetik" trat kein Geringerer als Goethe auf den Plan. Der des Griechischen wenig kundige Dichter kam zwar mit dem Wortverständnis jenes Satzes nicht besser als seine Vorgänger ins reine, wohl aber ließ seine Hochachtung vor Aristoteles, im Verein mit seinen künstlerischen Ueberzeugungen, es ihm nicht glaublich scheinen, daß eine rein moralische Abzweckung in der Begriffsbestimmung der Tragödie sollte Platz gefunden haben. Der Bann war gebrochen; der säkulare Irrtum geriet ins Schwanken; gefällt ward er durch Bernays, welcher auf der von Goethe geöffneten Bahn rüstig weiter schritt, in einer auffallend vernachlässigten Stelle der „Politik" den Schlüssel zur wahren Meinung des Aristoteles entdeckte und dieses sein Ergebnis mit einer Kette vorher übersehener oder nicht genugsam gewürdigter Zeugnisse, wie mit einem schirmenden Wall, umschloß. So war das Sphinxrätsel gelöst, die Katharsis-Kontroverse beendet, denn den noch immer fortdauernden Rückzugsplänkeleien vermag ich keinerlei ernste Bedeutung beizulegen; uns erscheint aber die zwischen Dichtern und Philosophen, zwischen Philologen und Kunstrichtern so lang und so leidenschaftlich verhandelte Streitfrage als der letzte Ausläufer jener scholastischen Diskussionen des Mittelalters, denen der Glaube an die Unfehlbarkeit des Stagiriten als stillschweigende Voraussetzung zugrunde lag, und bei welchen die zwei Fragen: wie dachte Aristoteles über einen bestimmten Gegenstand? und: wie sollen wir über denselben denken? wie zu einer einzigen verschmolzen waren.

Von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, aber von nicht allzu großem

Belang für die hier beabsichtigte individuelle Charakteristik ist die Untersuchung „Die Dialoge des Aristoteles in ihrem Verhältnis zu seinen übrigen Werken“ (Berlin 1863).

Kaum etwas Seltsameres kann uns begegnen, als wenn wir ein aristotelisches Buch aus der Hand legen und nach den Urteilen greifen, welche die literarischen Kritiker des Altertums über Stil und Sprache des großen Denkers gefällt haben. Die Alten preisen den Lehrer Alexanders als einen sorgfältigen und kunstvollen Stilisten; uns gilt er als ein schmuckloser und oft nachlässiger Autor. Die Alten rühmen die Pracht und Fülle, den „goldenen Wogenglanz“ seiner Diktion, den „Farbenreichtum“, die mit „Lieblichkeit gepaarte Kraft und Klarheit“ seines Ausdrucks; wir nennen ihn einen nicht selten dunkeln, vielfach wortkargen, immer eintönigen und farblosen Schriftsteller. Die Alten — und zwar nicht überschwängliche Lobredner, sondern maßvolle Bewunderer — feiern die hinreißende „Gewalt“ seiner Beredsamkeit, den bestrickenden Zauber seiner einschmeichelnden Ueberredungsgabe; uns zwingt die Schlußkraft seiner gedankenmächtigen Rede häufig Zustimmung ab, ohne uns jemals mit sich fortzureißen; wir werden oftmals überzeugt, niemals überredet. Der Kontrast der Urteile und Eindrücke könnte nicht schroffer und schneidender sein. Hier muß ein Mißverständnis obwalten. Es ist, als ob wir die uns wohlbekannte Oberfläche des Mondes schilderten, während der — auf einem andern Stern heimische — Gegner die uns unsichtbare, der Erde abgewandte Seite unsers Trabanten im Auge hätte. Und so steht es in der Tat. Der Aristoteles der Alten ist nicht der unsrige, und der unsrige ist nicht jener der Alten. Was sie von seinen Schriften vornehmlich lasen, ist uns unwiederbringlich entrissen; was wir besitzen, war ihnen mindestens nicht als Ganzes wohlbekannt. Unser Teil sind die Schulschriften, das ihrige waren die Dialoge. Die ersteren (teils skizzenhafte Entwürfe, teils Nachschriften der Hörer oder auf Grund solcher Kollegienhefte redigierte Lehrbücher) waren zur Zeit eines Cicero oder Dionysios noch kaum über den Bezirk der Schule hinaus in das größere Publikum gedrungen, für welches sie niemals bestimmt waren; keinesfalls konnte irgend jemand daran denken, sie dem Urteil über den Schriftsteller Aristoteles zugrunde zu legen. Diesen fand man in den im eigentlichen Sinne „herausgegebenen“, in den populären, fast ausnahmslos in Gesprächsform abgefaßten Schriften wieder, die sich nicht an philosophische Schulgenossen, sondern an die Gebildeten überhaupt wandten, deren verfeinertem und verwöhntem literarischen Geschmack sie ein volles Genüge taten. Aber nicht nur der gestaltende

Künſtler Ariſtoteles, von deſſen Lob das Altertum widerhallt, iſt mit den Dialogen aus unſerm Geſichtskreiſe geſchwunden; auch der jugendlich biegſame, im lebendigen Fluß der Entwicklung begriffene Denker hat für uns, denen nur die aus ſeinem letzten Lebensabſchnitt ſtammenden lehrbuchartigen Aufzeichnungen zu Gebote ſtehen, dem gealterten, dogmatiſch ſteifer gewordenen Syſtematiker Platz gemacht.*) Es iſt ſchmerzlich zu bedenken, welche Ideenfülle, welcher unerſchöpfliche Reichtum an Geſichtspunkten mit jenen, das Für und das Wider ſo vieler und ſo großer Fragen dialektiſch erörternden Werken in das Meer der Vergeſſenheit geſunken iſt — ein Reichtum und eine Fülle, von welcher uns jenes „vorläufige Durchkoſten der Schwierigkeiten", welches der Stagirit ſeinen ſyſtematiſchen Auseinanderſetzungen in der Regel voranzuſchicken pflegt, noch eine ſchwache Vorſtellung gewähren kann. Von dem verſunkenen Schatze zu heben, was noch zu heben möglich war, dies iſt die Aufgabe, welche Bernays ſich geſtellt und mit durchſchlagendem Erfolge gelöſt hat. Aus allen Winkeln der griechiſchen und römiſchen Literatur werden die verſprengten Trümmer der nahezu verſchollenen ariſtoteliſchen Geſpräche hervorgeholt; den zerſtreuten und in ihrer Vereinzelung unverſtändlichen Reſten wird durch ihre Vereinigung neues Leben eingehaucht; aus Anführungen, Beziehungen, Anſpielungen, Nachbildungen wird faſt immer der köſtliche Gedankenkern, häufig ein Teil der ihn umſchließenden Hülle wiedergewonnen. Nicht oft hat die ſchöpferiſche oder konſtruktive Kritik — des Philologen beſter Teil — einen ſchöneren Triumph errungen; ſelten ſind die zwei Pole aller philologiſchen Begabung in eine fruchtreichere Berührung getreten: der weibliche Feinſinn des Wahrnehmens und Unterſcheidens und der männliche Geiſt mächtig ausgreifender, das äußerlich Zerriſſene, aber innerlich Verbundene kühn und kraftvoll zuſammenfaſſender Kombination.

Wir ſind zu Ende. Denn über die letzte, aber keineswegs reifſte von Bernays' Hauptſchriften, „Phokion und ſeine neueſten Beurteiler, ein Beitrag zur Geſchichte der griechiſchen Philoſophie und Politik" (Berlin 1881), mag hier höchſtens das eine bemerkt ſein, daß der in ihr zutage tretende Zug reaktionärer politiſcher Geſinnung uns nicht allzu befremdlich dünkt, da ja der politiſche Konſervatismus dem religiöſen allezeit nahe verwandt iſt. Im übrigen wollen wir über dieſe Apologie des atheniſchen Staatsmanns, die in der Behauptung gipfelt, die Philoſophen, insbeſondere

*) Vergl. Bernays a. a. O. 128—129; Heitz, Verlorene Schriften des Ariſtoteles S. 155—62.

der platonischen Schule (mit welcher Phokion angeblich eng verbunden war), seien gegen politische Freiheit gleichgültig und der Unterwerfung unter die makedonische Herrschaft geneigt gewesen, an dieser Stelle schweigen, wenngleich eben diese Schrift den Anstoß zur Entstehung der vorliegenden Skizze gegeben hat. Kaum war nämlich dieselbe in meine Hände gelangt, als sie mich zum entschiedensten Widerspruch herausforderte, und mir den Entschluß eingab, gegen eine Darstellung, die ich in betreff ihrer Beweisführung als völlig verunglückt und durch ihren Zusammenhang mit verhängnisvollen Zeitrichtungen als geradezu gefährlich ansah, in die Schranken zu treten. In dieser streitbaren Verfassung traf mich die Nachricht von Bernays' Tode. Angesichts der frischen Trauerkunde verstummte mein polemischer Eifer; aber auch bei späterer und kühlerer Erwägung wollte es mir wie eine Pflicht erscheinen, den tadelnden Einspruch gegen das eine Buch nicht laut werden zu lassen,*) ohne der gesamten, so ehrenvollen Forscherlaufbahn des hochverdienten Mannes zu gedenken. So entstanden diese Blätter, welche ich nunmehr, da sie dem weiten Kreis der Gebildeten mehr zu bieten scheinen als dem engeren der Fachgenossen, gesondert in die Welt sende.

*) In dem Aufsatz „Die Akademie und ihr vermeintlicher Philomacedonismus", Wiener Studien IV.

Ein Votum über die Stellung der Extraordinarien in den Professorenkollegien der österreichischen Hochschulen

(April 1885)

Die Teilnahme der außerordentlichen Professoren an den Beratungen und Beschlußfassungen der Professorenkollegien ist nicht nur eine vereinzelte Singularität der österreichischen und der (im übrigen wesentlich anders gearteten) schweizerischen Universitätseinrichtungen; es ist auch — so weit meine Kenntnis reicht — ein Unikum in menschlichen Institutionen überhaupt. Oder sollte man irgendwo und irgendwann daran gedacht haben, etwa Subalternoffiziere oder Subalternbeamte zu Mitgliedern eben der Körperschaft zu machen, von deren Votum ihre Beförderung abhängt? Jedenfalls genügt eine kurze Ueberlegung, um das Widerspruchsvolle und Zweckwidrige dieser Einrichtung zu erkennen.

Der Ordinarius steht am Ziele seiner Laufbahn, der Extraordinarius in der Mitte derselben. Der erstere hat von dem Kollegium, dem er angehört, höchstens eine gelegentliche Rücksicht oder Vertrauenskundgebung zu erwarten, der letztere ist mit all seinem Fürchten und Hoffen auf dasselbe angewiesen. Eine Laufbahn, die an diesem Punkte stehen bleibt, gilt in der Regel mit Recht als eine verfehlte. Jede Förderung derselben ist aber — von Berufungsfällen abgesehen, welche stets eine Minderheit bilden und auf welche sich niemals mit Sicherheit zählen läßt — von dem Entgegenkommen und der guten Meinung des Kollegiums abhängig. Unter dem Banne dieser Unselbständigkeit steht und leidet die ganze Stellung des Extraordinarius. Seine prekäre Lage öffnet persönlichen Beeinflussungen Tür und Tor. Sie macht ihn zum mindesten oft nahezu unfähig, eine unabhängige Meinung, welche derjenigen einflußreicher Persönlichkeiten oder Gruppen der Körperschaft widerstreitet, mit Mannhaftigkeit und nachhaltiger Kraft zu vertreten. Sie macht ihn dazu um so unfähiger, je belangreicher die betreffende Frage ist (denn in demselben Maße werden persönliche Leidenschaften erregt, deren Erregung er zu scheuen hat), und desgleichen je mehr es Fragen gilt, in betreff deren seine Meinung Aussicht hat, auf genauerer Sachkenntnis zu beruhen (denn dies sind Fachfragen, d. h. eben diejenigen, bei denen seine selbständige Meinungsäußerung entweder überflüssig ist oder ihn mit jenem in Konflikt zu setzen droht, von dem er

am meisten abhängig ist, nämlich dem ordentlichen Vertreter seines Faches). Ich beeile mich hinzuzufügen, daß ich, wie selbstverständlich, nur von Tendenzen spreche, die keineswegs in allen Fällen obzusiegen brauchen. Allein menschliche Einrichtungen müssen für Durchschnitts-, nicht für Elitenaturen berechnet sein, und das untrüglichste Merkmal ihrer Gesundheit ist es, daß sie das Selbstinteresse und die Pflichttreue des einzelnen nicht so häufig, sondern so selten als möglich miteinander in Widerstreit geraten lassen. Auch kann man, wenn wir von idealen Voraussetzungen absehen und die tatsächlichen Verhältnisse unbefangen ins Auge fassen, so viel mit Sicherheit behaupten. In dem Konflikte zwischen durchschnittsmäßiger Klugheit und durchschnittsmäßigem Pflichteifer wird sich als regelrechtes und keineswegs als ein besonders ungünstiges Fazit die Passivität ergeben, der Verzicht auf jede kühnere Initiative, das behutsame Vermeiden aller Kollisionen, die Beschränkung auf eine bloß zuwartende und beobachtende Haltung. In dem Kollegium, welchem ich anzugehören die Ehre habe, erinnern sich fast nur die älteren Mitglieder, die Stimme eines außerordentlichen Professors jemals vernommen zu haben. Aus dieser Tatsache ergibt sich eine unabweisliche Folgerung. Man darf mit Fug voraussetzen, daß die Lage, welche den Extraordinarien eine so übermäßige Zurückhaltung auferlegt, von ihnen selbst keineswegs als eine erfreuliche, sondern als das empfunden wird, was sie ist, als eine falsche Stellung.

Allein dies sind — so mag man uns entgegnen — Erwägungen von mehr nebensächlicher Art, Hinweise auf Unvollkommenheiten, wie sie allen menschlichen Institutionen anhaften. Nicht ob die Extraordinarien im Beratungssaal viel oder wenig sprechen, ob ihr Anteil an den Debatten ein namhafter oder ein verschwindend geringer ist, kommt in erster Reihe in Betracht, sondern der Gebrauch, den sie von ihrem Stimmrecht machen. Ist dieser oder ist er nicht ein im großen und ganzen heilsamer und den Zwecken, um derentwillen die Professorenkollegien überhaupt bestehen, förderlicher? Und ferner, ist der Besitz dieses Stimmrechts oder ist er nicht eine Schutzwehr ihrer berechtigten Interessen, ein Damm gegen Mißbräuche, Uebergriffe und Vergewaltigungen von seiten der Ordinarien?

Die Antwort auf diese Fragen erheischt eine vorgängige Unterscheidung. Auf einen ansehnlichen Teil des Geschäftskreises der Fakultäten übt das Votum der Extraordinarien so gut als gar keinen direkten Einfluß. Gilt es die Bestellung von Dienern oder auch von Assistenten, die Verleihung von Stipendien, die Entscheidung über Unterstützungs-

geſuche, über Disziplinarangelegenheiten und zumeiſt auch über Habilitationen, ſo werden in der weitaus überwiegenden Mehrzahl von Fällen die bezüglichen Vorſchläge des Antragſtellers oder des Referenten mit Stimmeneinhelligkeit ratifiziert, ſo daß das Häuflein der Extraordinarien gar nicht in die Lage kommt, irgendein Gewicht in die Wagſchale zu werfen. Ihr Einfluß könnte daher nur ein indirekter ſein; und er wäre ein heilſamer, wenn es ſich irgendwie erwarten oder wahrſcheinlich machen ließe, daß die Rückſicht auf die eventuelle Einſprache der Extraordinarien die Tendenz beſitzt, jene Entſcheidungen ſachgemäßer oder gerechter zu geſtalten, als ſie anderweitig ausfielen. Kein Sachkenner wird etwas Derartiges oder das Vorhandenſein irgendeiner ſolchen Rückſichtnahme — im guten wie im ſchlimmen Sinne — behaupten wollen. Dennoch übt die fragliche Inſtitution in dieſen wie in andern Fällen eine indirekte, und zwar keine günſtige Wirkung, inſofern ſie nämlich die ohnehin mehrfach übermäßig zahlreichen Kollegien noch mehr anſchwellen und ſomit einerſeits das Verantwortlichkeitsgefühl jedes einzelnen abſchwächen, anderſeits aber jenes Uebel miterzeugen oder ſteigern hilft, welches unter dem Namen der Zufallsmajoritäten als ein Charakteriſtikon übergroßer Beratungs- und Verwaltungskörper nur allzuwohl bekannt iſt.

Wir gelangen zu dem Kern der Frage, zu jenen Entſcheidungen, welche ſich auf die Erneuerung und Ergänzung des Lehrkörpers beziehen, auf die Beförderung der Privatdozenten und auf die Beſetzung der Ordinariate. Hier, wenn irgendwo, muß die in Frage ſtehende Einrichtung, wenn ſie anders exiſtenzberechtigt iſt, dieſe ihre Berechtigung erweiſen.

Allein eben dieſe Fälle rücken die ſchiefe Stellung, in welcher die ſtimmberechtigten Extraordinarien ſich befinden, in die grellſte Beleuchtung. Wie ſeltſam, ja wie peinlich muß es ſie doch berühren, wenn ſie — im erſten Fall — über die Leiſtungen und Anſprüche derjenigen zu Gerichte ſitzen ſollen, mit welchen ſie vielfach noch vor kurzem als Studiengenoſſen vereinigt waren, von denen ſie vielleicht nur ein Vorſprung von wenigen Jahren oder auch Monaten trennt. Wie begreiflich das Verlangen, die Kameraden von geſtern nunmehr auch im Ratsſaale als Kollegen zu begrüßen, und wie wenig wahrſcheinlich, daß der volle Ernſt richterlicher Strenge die Macht der ſo nahen perſönlichen (freundlichen oder gelegentlich auch feindlichen) Beziehungen unter ſein Joch zu beugen wiſſen wird. Weit ſchlimmer noch ſteht es im zweiten Falle. Die Abhängigkeit der Extraordinarien von den Ordinarien hat uns bereits beſchäftigt. Nicht geringer und vielleicht noch verhängnisvoller iſt ihre Abhängigkeit von

ihren engeren Kollegen. Ist es nicht augenfällig, daß, wenn die Beförderung eines derselben in Frage steht, eine wahrhaft objektive, durch rein sachliche Beweggründe geleitete, ängstlich gewissenhafte Abwägung und Entscheidung ihnen durch ihre Lage so gut als unmöglich gemacht ist? Nahezu jeder Extraordinarius glaubt sich berufen und befähigt, Ordinarius zu werden, und er muß dies glauben, falls er nicht an seiner Zukunft verzweifeln will. Soll er nun etwa die Hand zurückstoßen, welche ihn morgen zu der ersehnten Stufe mit emporheben wird, wenn er sich heute zu demselben Dienst bereit erklärt? Muß sich nicht — inmitten des herben Ringens ums Dasein und des oft jahrelangen Harrens auf die Erreichung des hart erkämpften Lebenszieles — auch der Gewissenhaftesten der Glaube bemächtigen, die skrupulöse Prüfung der Würdigkeit des Kandidaten und seiner vollständigen Eignung für das ihm anzuvertrauende Lehramt sei Sache der Ordinarien, den Extraordinarien hingegen werde die Marschroute durch die Solidarität ihrer Interessen vorgezeichnet? Ja, mehr als dies. Die derzeit bestehende gesetzliche Einrichtung, welche den außerordentlichen Professoren trotz ihrer anerkanntermaßen geringeren Kompetenz dasselbe Stimmrecht wie den Ordinarien einräumt und anderseits dem Einfluß dieses Elementes durch die Festsetzung einer Maximalzahl eine unüberschreitbare Schranke zieht, kann gar wohl die Vorstellung erwecken, es sei hierbei auf eine Art von Interessenvertretung abgesehen, und der dem Extraordinariat zuerkannte Machtanteil sei eben der Wahrung seines Standesinteresses gewidmet. Wie von diesem Punkt aus sogar der Wahn einer solidarischen Verpflichtung (deren Verletzung als Felonie zu gelten hätte), z. B. zur Abwehr einer Berufung aus dem Ausland, keimen und erwachsen kann, bedarf keiner weiteren Ausführung. Wohl aber läßt sich das πρῶτον ψεῦδος jener Institution an dieser Stelle gleichsam mit Händen greifen. Denn wie unzweckmäßig muß doch die Zusammensetzung einer Körperschaft erscheinen, deren einer Teil sich fast mit Notwendigkeit als die Repräsentanz eines Sonderinteresses betrachtet, während dem andern Teil jeder solche Gedanke fremd ist! Gibt es doch keinerlei den Ordinarien als solchen gemeinsames Sonderinteresse und könnten sie sich selbst nicht auf Grund des gröbsten Fehlschlusses als zur Vertretung eines solchen berufen glauben. Ihnen liegt die Wahrung des Interesses der Lehranstalt ob, nicht irgendwelcher persönlicher Interessen. Und wenn irgendeiner von ihnen zu einem selbstsüchtigen Mißbrauch seiner Stellung sich sollte verleiten lassen, dann müßte das Heilmittel in der Kontrolle durch seine unabhängigen Kollegen gesucht

und gefunden werden. Nimmermehr in der Kontrolle durch das Extraordinariat, welches vermöge seiner geringeren Kompetenz und der aus der Unfertigkeit seiner Lage entspringenden allseitigen Abhängigkeit dazu die geringste Eignung besitzt. Auch springt die Verkehrtheit solch eines Gedankens in die Augen, sobald man sich der Tatsache erinnert, daß eben die Ordinarien es sind, auf deren Vorschlag die Ernennung der Extraordinarien nahezu ausnahmslos erfolgt, und daß diese somit die quantitative und qualitative Gestaltung jenes vermeintlich kontrollierenden Faktors vollständig in ihrer Hand haben. Nicht minder leuchtet es ein, daß eben jene Ordinarien, welche eines Zügels am ehesten bedürftig scheinen könnten, denselben am sichersten entbehren werden. Bedeutet doch die gegenwärtige Einrichtung für übergreifende Naturen nicht eine Einschränkung, sondern eine Erweiterung ihrer Machtsphäre. Denn sie bietet ihnen die Möglichkeit, das Gewicht ihrer Persönlichkeit gleichsam zu verdoppeln oder zu vervielfachen, indem sie sich mit einem Stabe willfähriger Anhänger umgeben. Auch darf im Hinblick auf derartige Eventualitäten das Folgende mit Zuversicht behauptet werden: Sind einmal persönliche oder Parteifehden innerhalb eines Kollegiums unvermeidlich geworden, dann ist es aus mehr als einem Grunde wünschenswerter, daß die Hauptfiguren in offenem Kampf ihre Kräfte messen, als daß Pione, genannt Extraordinarien, auf dem Schachbrett der Parteitaktik vorgeschoben werden. Diese Bemerkungen gelten selbstverständlich nur jenen (glücklicherweise eine seltene Ausnahme bildenden) Kollegien, in deren Schoß tiefe und dauernde persönliche oder Parteigegensätze bestehen, und in welchen gleichzeitig — denn beide Tatsachen gehen aus naheliegenden Gründen Hand in Hand — die Extraordinarien einen beträchtlichen Bestandteil der Gesamtheit ausmachen. Die im obigen geschilderten Uebel der Passivität werden in solchen Fällen nicht Platz greifen, aber nur, um durch andre und noch schlimmere ersetzt zu werden: vor allem durch die Herrschaft des Parteigeistes, der in Beförderungs-, Berufungs-, ja sogar in Habilitationsangelegenheiten seine die sachlichen Erwägungen trübende und beeinträchtigende Rolle spielen wird. Soll damit behauptet werden, daß das Votum des Extraordinariats in derartigen Kollegien niemals die Ursache einer heilsamen und gerechten Entscheidung sein kann? Gewiß nicht; nur möge man sich die Umstände vergegenwärtigen, unter welchen jenes Votum überhaupt etwas zu bedeuten haben kann. Es muß hierzu die Gesamtheit der Ordinarien in zwei nahezu gleiche Teile gespalten und das minder kompetente sowohl als persönlich mehr beeinflußbare Element der aus-

schlaggebende Faktor geworden sein. So darf man denn in Wahrheit behaupten: wenn jenes Votum in mehr als vereinzelten Fällen nützlich wirken soll, so setzt dies einen Zustand der Dinge voraus, der ein von Grund aus ungesunder heißen darf und der seiner Natur nach im großen und ganzen ungleich mehr Schaden als Nutzen zu stiften geeignet ist.

Doch wie verschieden auch die Verhältnisse in verschiedenen Kollegien gestaltet sein mögen, in einem Punkt ergeben sie insgesamt die gleiche Lehre, darin, daß die Verquickung der außerordentlichen Professur mit Machtfragen sich als das Grundgebrechen der gegenwärtigen Einrichtung erweist. Jene Aufgabe, welche das Institut des Extraordinariats an deutschen Hochschulen erfüllt, nämlich tüchtigen Forschern und erfolgreichen akademischen Lehrern als bedeutsame Ermunterung und Auszeichnung zu dienen und ihnen eine ehrenvolle, wenngleich in materieller Rücksicht bescheiden ausgestattete Lebensstellung zu gewähren, war niemals mehr am Platz als eben heutzutage, wo infolge der stets kostspieligeren Dotierung so mancher Forschungsinstitute die Zahl der Ordinariate mit der wachsenden Fülle wissenschaftlicher Arbeiter immer weniger gleichen Schritt zu halten vermag. Geschieht es doch nicht allzuselten, daß (zumal auf bestimmten Gebieten, wie in der Chemie und Physiologie) geradezu hervorragende Gelehrte die Mittagshöhe des Lebens überschreiten, ohne in den bergenden Hafen einzulaufen. Während aber derartige Männer in Deutschland zum mindesten ausnahmlos die Stellung von Extraordinarien einnehmen, kann es derzeit bei uns geschehen, daß ein solcher Beförderungsvorschlag trotz der einmütig anerkannten vollen Würdigkeit des Betreffenden zurückgewiesen wird — weil man (und bisweilen mit vollem Recht) eine weitere Ueberfüllung des Kollegiums mit Extraordinarien überhaupt scheut, oder weil man (und zwar auch in Kollegien, die keineswegs an heftigen Parteifehden kranken) eine besondere Fachgruppe nicht über ein gewisses Maß hinaus verstärkt wissen will, die humanistische oder die naturwissenschaftliche in der philosophischen, die rechts- oder die staatswissenschaftliche in der juridischen Fakultät, oder auch eine besondere Untergruppe u. s. w. In solch einem Falle mag wohl auch der Gedanke auftauchen, das bedrohte Gleichgewicht durch die Schaffung eines neuen Extraordinariats in der eventuell benachteiligten Gruppe zu sichern.

Unsre Umschau ist vollendet. Sie hat uns die geringe Wirksamkeit und die noch geringere Ersprießlichkeit der zurzeit bestehenden Einrichtung sattsam kennen gelehrt. Eine mit achtsamster Schonung aller erworbenen Rechte unternommene Reform würde die Extraordinarien der Zukunft aus

dem Bann einer falſchen und eben für die beſten von ihnen am meiſten drückenden Lage befreien; ſie würde das raſchere Emporkommen gerade der geſündeſten Elemente des akademiſchen Nachwuchſes mächtig fördern; ſie würde ſchließlich auch nicht wenige Extraordinarien ſchneller als gegenwärtig an das Ziel ihrer Laufbahn gelangen laſſen, indem ſie jenem halbſchlächtigen Zwitterweſen ein Ende machte, vermöge deſſen jetzt manche wichtige und ſelbſt Hauptfächer mit außerordentlichen ſtatt mit ordentlichen Profeſſoren beſetzt ſind. Sie erſcheint aus vielen Gründen wünſchenswert, zu allermeiſt aber im Intereſſe der jüngeren Mitglieder der Lehrkörper ſelbſt gelegen.

Theodor Mommſen

Zum 30. November 1887

(„Die Nation“ vom 26. Dezember 1887)

Der gewaltige Aufſchwung, welchen die Naturwiſſenſchaften genommen, und die zauberhaften Erfindungen, durch welche ſie das Leben umgeſtaltet haben, halten gegenwärtig den Sinn der Zeitgenoſſen faſt ausſchließlich gefangen. Da frommt es denn, mitunter den Blick auch auf die andre, nicht minder hell erleuchtete Hemiſphäre menſchlicher Erkenntnis zu richten und den raumvernichtenden Ergebniſſen der Naturforſchung die zeitvernichtenden Errungenſchaften hiſtoriſch-philologiſcher Studien gegenüberzuſtellen. Welch ein Tag aber könnte zu ſolcher Betrachtung dringender einladen, als derjenige, der uns vor 70 Jahren den Mann geſchenkt hat, den wir alle als den anerkannten Meiſter dieſes Wiſſensgebietes verehren und den wir ſo glücklich ſind in noch unverminderter Friſche und Rüſtigkeit unter uns wandeln und ſchaffen zu ſehen.

Doch iſt es nicht unſtatthaft, von Zeitvernichtung zu ſprechen, da doch die geſchichtlichen Perſpektiven ſich ganz im Gegenteil mehr und mehr, ja bis ins Unabſehbare erweitert haben? Aegyptologen und Aſſyriologen haben den vormals ſo engen Rahmen der Menſchengeſchichte geſprengt; ihre Forſchung macht kaum mehr beim fünften Jahrtauſend vor unſrer Zeitrechnung Halt, während der Faden, den ſie fallen laſſen, von Anthropologen und Prähiſtorikern aufgenommen und über die Pfahlbau- und Steinzeit hinweg bis in jene graue Dämmerung verfolgt wird, welche den Menſchen zugleich mit dem Mammut auf Erden hauſen und ihn ſeinen Nachahmungstrieb oder ſein Kunſtbedürfnis (wie unzweideutige Höhlenfunde lehren) bereits in ſehr ähnlicher Weiſe befriedigen geſehen hat, wie dies von ſeiten der Vertreter der Urzeit in unſern Tagen, der Buſchmänner Südafrikas, noch heute geſchieht.

Ich wollte eben nicht von einer Verengerung der Zeitgrenzen, vielmehr nur davon ſprechen, daß das hiſtoriſche Teleſkop uns das Entfernte und Entlegene in die nächſte Nähe zu rücken und gleichſam in leibhafte Gegenwart zu verwandeln gelehrt hat. *Sich unter Menſchen aller Epochen wie unter Zeitgenoſſen zu bewegen* — dies iſt das Ideal philologiſch-hiſtoriſcher Forſchung. Dieſem oberſten Ziel ſtehen wir unzweifelhaft beträchtlich näher als ehemals. Unſer Wiſſen von den alten Dingen iſt ungleich *reicher, ſicherer, eindringender und lebens-*

voller geworden. Wie dies gekommen ist, welche allgemeinen und welche speziellen Ursachen hierbei zusammenwirkten, und wie die ehrfurchtgebietende Gestalt des Altmeisters sich von diesem Hintergrunde des gemeinsamen Wissensstandes abhebt, darüber mögen uns einige kurze Betrachtungen vergönnt sein.

Aller Reichtum glücklicher Funde, wie ihn die gesteigerten Verkehrsgelegenheiten und die vermehrte Zahl der Suchenden in stets wachsender Fülle zutage fördern (Handschriften, Denkmäler, Inschriftsteine) fruchtet wenig, solange nicht die Ausbildung exakter Methoden der Verwertung jener Schätze den richtigen Weg weist. Hier sei in erster Reihe des still wirkenden Einflusses der Naturwissenschaften gedacht. Wenn dieselben Gesinnungen, wie längst treffend bemerkt ward, nicht auf die Dauer auf einem Ufer eines Baches als preisenswert und auf dem andern als todeswürdig gelten können, so läßt sich etwas Aehnliches von dem Grenzrain behaupten, der zwischen zwei Wissensfeldern hinläuft. Denk- und Forschungsweisen wirken unvermerkt herüber und hinüber. Aus solchen verwehten Gedankenkeimen sind neue Maßstäbe des Beweisverfahrens auch in geschichtlichen Dingen erwachsen, welche einem Niebuhr oder Schleiermacher noch unbekannt waren. Müssen wir doch gar häufig über die Zuversicht staunen, mit welcher diese großen Männer, jeder in seinem Bereich, auf unzulängliche Fundamente einen luftigen Hypothesenbau errichtet haben. Anders urteilen eben Schellings, anders Helmholtz' Zeitgenossen über Fragen der wissenschaftlichen Evidenz. Eine andre Schule strenger Geisteszucht hat sich uns, innerhalb der Altertumswissenschaft selbst, in der Epigraphik aufgetan. Die Zehntausende und aber Zehntausende von Bronze- und Steintafeln, welche uns die Alten hinterließen, haben nicht nur unsre Kenntnis des antiken Lebens unermeßlich bereichert, sie haben auch die Strenge der Forschungstätigkeit selbst auf ein höheres Niveau gehoben. Dies ging also zu: Aus dem Mittelalter stammende Handschriften, bis vor nicht gar langer Zeit die Hauptvehikel altgeschichtlichen Wissens, lassen sich Depeschen vergleichen, die an zahlreichen Zwischenstellen umtelegraphiert worden sind. Bei jeder solchen Umsetzung des ursprünglichen Textes finden Irrungen, Auslassungen, Hinzufügungen statt oder können doch stattfinden. Daher ein häufig begründetes, jedenfalls ein allezeit reges Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der durch so viele Vermittlerhände gegangenen Meldungen. Die Inschrift hingegen setzt — um bei demselben Bilde zu bleiben — den Empfänger mit dem Absender in direkte Berührung; der wirkliche, gleichwie der vor-

ausgesetzte Trug und Irrtum der Zwischenhände fällt weg, mit ihm auch die Nötigung und die ihr entstammende, alsbald weithin wuchernde Gewohnheit, mit der Ueberlieferung mehr oder weniger willkürlich zu schalten.

Allein nicht nur die Sicherheit der Erkenntnis, auch die Lebendigkeit der Auffassung ward durch die Inschriftenforschung nachhaltig gefördert. Steine „sprechen" nicht nur, sie reden auch eine ganz besonders eindringliche, Gemüt und Einbildungskraft des Hörers stark erregende Sprache. Sie bilden nebst sonstigen Denkmalen und im Verein mit dem Anblick der historischen Oertlichkeiten ein Heilmittel für jenes Gebrechen auch des geistigen Auges, vermöge dessen das Entfernte klein und schließlich bis zur Unwirklichkeit verschwindend klein erscheint. Aber auch davon abgesehen ist der Sinn für historische Realität eine gar wundersam wandelbare Größe. Manche Zeitalter und desgleichen manche Gelehrtenkreise entbehren desselben in wahrhaft erschreckendem Maße.

Mit Recht nennt Mill die engherzigste Torygeschichtsauffassung, wie ein Mitford sie vertritt, insofern einen wesentlichen Fortschritt gegenüber von Rollin, bei welchem die antiken Helden überhaupt nicht lebendige Menschen, sondern bloße Drahtpuppen seien und Plutarch der Drahtzieher, der sie in Bewegung setzt. Geweckt und erhöht wird aber der Geschichtssinn vornehmlich durch gewaltige Volksgeschicke, welche der einzelne mitfühlend und zumal die er mittätig erlebt hat. Solch ein Seelenerwecker war der Sturm, der um den Beginn des Jahrhunderts Europa durchbraust hat. Dazu gesellten sich, das Geschichtsinteresse vertiefend und befestigend, der Rückschlag gegen den Revolutionsgeist gleichwie die Empörung wider das Napoleonische Joch. Und daß die Bewegung nicht bei der liebevollen Versenkung in die eigne nationale Vergangenheit stehen bleibe, dafür sorgte der Hinzutritt andrer Impulse: der Richtung auf das Natürliche und Volkstümliche (Rousseau, Herder), der Richtung auf Weltliteratur (Goethe, Rückert), der Richtung auf große historische Verallgemeinerungen (Hegel, Guizot). Die Frucht dieses Zusammenwirkens, dem auch mancherlei Glücksfälle (vor allem die Entdeckung des Sanskrit) zugute kamen, war eine Breite und Tiefe geschichtlicher Studien, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat, und als ihr höchstes Ergebnis eine niemals zuvor geahnte Helligkeit der Einsicht in den Naturwuchs von Recht, Sprache, Poesie, Religion u. s. w. In demselben Boden wie die übrigen Zweige der historischen Schule wurzelte auch (wenigstens insoweit der Kontinent in Betracht kommt) die Geschichtsforschung, wie denn Niebuhrs für dieses ganze Gebiet bahnbrechende Vorlesungen über römische Geschichte auf dem Höhepunkt der Fremdherrschaft

in Deutschland, 1810, an der Berliner Universität gehalten wurden. Mächtig gefördert ward aber dieser Aufschwung durch die von dem genialen Engländer Bentley vorbereitete, von der Schule Friedrich August Wolfs vollendete Umgestaltung der Quellenforschung und der philologischen Technik. Keinerlei sprung- und launenhafte Benutzung der Urkunden und Nachrichten, Zurückführung beider auf die älteste vorhandene oder durch sichere Schlüsse zu ermittelnde Urgestalt, Emporsteigen von den abgeleiteten und getrübten Bächen zu dem nur irgend erreichbaren reinsten Urquell — die klare Erfassung und virtuose Handhabung dieser Grundsätze hat jeder Art von historischer Forschung ihre Grundlage bereitet, die Willkür des Mutmaßens in immer engere und engere Grenzen gewiesen.

Wir sind bei Theodor Mommsen angelangt. Der Freund und Jünger Karl Lachmanns, eines der vornehmsten Vertreter der zuletzt gekennzeichneten Richtung, und einer Familie entsprossen, welcher kritische und philologische Neigungen im Blute zu liegen scheinen — sind doch zwei seiner Brüder, der eine (Tycho) durch feinsinnigste sprachliche Beobachtungen gleichwie durch Pindar- und Shakespearestudien, der andre (August) durch chronologische und kultgeschichtliche Forschungen, zu verdientem Ansehen gelangt —, hat er frühzeitig die ganze weite Tonleiter seiner Anlagen üben und ausbilden gelernt. Die Poesie und die Rechtswissenschaft bilden deren Grenzpunkte; dazwischen liegt Kritik, literarische wie historische, Volkswirtschaft und Politik. Das „Liederbuch dreier Freunde" ist uns niemals zu Gesicht gekommen; doch kennen wir Gelegenheitsgedichte Mommsens und seine (vor wenigen Jahren für engere Kreise gedruckten) Uebertragungen von Poesien Carduccis. Auch wissen wir, daß ihn der Drang, seine Empfindungen in großen geschichtlichen Momenten in gebundener Rede auszuströmen, auch im Alter nicht verlassen hat. Die letztere Tatsache ist für die Eigenart des Mannes bezeichnend genug. Denn jener Ueberschuß unaustilgbarer, durch keinen Ablauf der Zeit und keine Fülle der Erlebnisse abzustumpfender seelischer Kräfte, den man Genialität nennt, ist Buchgelehrten, die eine schwere Wissenslast zu tragen haben, nicht allzu häufig eigen. Gleichen doch manche Straßen der Wissenschaft bisweilen den durch fleischlose Knochengerüste bezeichneten Karawanenwegen der Wüste.

Seinen warmen Anteil an den Geschicken des eignen Volkes und der Menschheit hat unser Forscher aber nicht nur durch die Leier bekundet. Er wußte seine Feder, wo es not tat, auch als Schwert zu gebrauchen; zuerst im Revolutionsjahr, als er die Bücherei zeitweilig mit der

Redaktionsstube vertauschte, um (als Leiter der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" zu Rendsburg) die Sache seiner niedergetretenen engeren Landsleute mit dem Aufgebot seines journalistischen Talentes zu verteidigen. Seinem kräftigen Eintreten für die politische Richtung, welche damals die kleindeutsche hieß, ist seine erste (juridische) Professur in Leipzig — 1850 — zum Opfer gefallen. An sein langjähriges Wirken als Abgeordneter brauchen wir nicht zu erinnern; aber daß er 1870 das hohe Ansehen, dessen er sich in Italien erfreut, in die Wagschale warf, um in der aus starker Leidenschaft geflossenen Flugschrift „Agli Italiani" das nationale Recht Deutschlands zu verfechten, dies mag jenen ins Gedächtnis gerufen werden, welche zur Stunde kein Bedenken tragen, die Männer der Opposition schlankweg als Reichsfeinde zu verdächtigen.

So waren denn Poesie und Politik die beiden Schwingen, welche unsern jungen Antiquar über das Niveau der bloßen Gelehrtentätigkeit emporhoben. An dieser Verbindung von Anlagen mochte ein scharf aufmerkender Beobachter schon frühe den künftigen Geschichtschreiber erkennen. Denn intensive Teilnahme an gegenwärtig Lebendigem läßt auch die verwandten Erscheinungen der Vergangenheit aus ihrem Grab erstehen, und die künstlerische Begabung verdichtet das Wiedererstandene zu plastisch greifbaren Gestalten. Doch zu der Zeit, von der wir sprechen, war diese seine Bestimmung ihm selbst noch unbekannt. Was ihn zum römischen Wesen zog, war wohl in erster Reihe eine innere Wahlverwandtschaft mit jenen gewaltigen Realisten, das Ueberwiegen der Willensstärke und der Verständigkeit der eignen Natur. Diesem entsprang die Lust an der Vertiefung in jene Gebilde, zu welchen der schrankenlose Einzelwille gleichsam den Stoff und der unerbittliche Verstand die Form geliefert hat: die Erzeugnisse römischer Rechtsanschauung.

Von diesem Punkt aber schwärmte unersättliche Wißbegier nach allen Seiten aus: zu Fragen der Verwaltungsgeschichte, zu den rätselhaften Sprachen und Inschriften italischer Völkerschaften, zur Entwicklung des römischen Münzwesens. Und überall bezeichneten bedeutende Werke die Spur des jugendlichen Forschers. Den 1845 erschienenen „Oskischen Studien" möchte ein genauester Sachkenner, Franz Bücheler, vor allen andern Leistungen Mommsens den Preis zuerkennen, und das 1850 zuerst veröffentlichte, zehn Jahre später zu einem vielumfassenden stattlichen Buch erweiterte Werk über das „Römische Münzwesen" ist grundlegend auch für die älteste kleinasiatische und griechische Numismatik geworden. Vor gerade 40 Jahren trat der, seither unter der Aegide der

preußischen Akademie der Wissenschaften, im Verein zunächst mit Henzen und Rossi, dann mit einer Schar nachwachsender Kräfte in bereits nahezu zwanzig Folianten verwirklichte und noch immer nicht ganz zu Ende geführte „Plan" zur Begründung einer Sammlung aller lateinischen Inschriften ans Licht. Er ward wenige Jahre später (1852) durch ein erstes gewichtiges Probestück, die in drei italienischen Wanderjahren vorbereitete Bearbeitung der „Inschriften des Königreichs Neapel" illustriert. Die „Inschriften der helvetischen Eidgenossenschaft" — die Frucht der zweijährigen Züricher Professur — folgten nach (1854), zugleich mit der kleinen Schrift: „Die Schweiz in römischer Zeit", welche zumeist durch eine glänzende Schilderung des keltischen Nationalcharakters mit seinen Kernpunkten „Esprit und Gloire" den Stilisten Mommsen zuerst kennen und achten gelehrt hat. In jenen Jahren geschah es, daß der um die Förderung humanistischer Studien und die Popularisierung ihrer Ergebnisse hochverdiente Karl Reimer, der damalige Eigentümer der Weidmannschen Buchhandlung, den ihm befreundeten und bald auch verwandtschaftlich verbundenen Gelehrten zur Abfassung einer „Römischen Geschichte" aufforderte und damit der Vollkraft des arbeitsfrohen Mannes ein Bett eröffnete, in welches sich alsbald der reiche Strom seiner unversiegbaren Schaffensluft ergossen hat.

Doch so breit und so tief dieses Bett auch war, es vermochte seiner überquellenden Produktivität nimmermehr zu genügen. Daneben ging und geht eine unermeßliche Forschertätigkeit einher, von der es schier unmöglich scheint, den Außenstehenden eine halbwegs angemessene Vorstellung zu geben. Denn der Versuch einer annähernd erschöpfenden Aufzählung würde gar bald an der Ermüdung des Lesers scheitern, während jedes zusammenfassende Urteil fast notwendig auf achselzuckenden Unglauben stoßen muß. So genüge denn die Bemerkung, daß Mommsen, selbst was den bloßen Umfang und die Vielseitigkeit seiner gelehrten Schriftstellerei anbelangt, von keinem seiner Pairs in alter und neuer Zeit übertroffen worden ist, nicht von Scaliger oder Casaubonus, nicht von Salmasius oder Boeckh. Kritische Textausgaben einzelner Schriftsteller sowohl als ganzer Quellengebiete (zumal der juristischen), Emendationen zu den verschiedensten Autoren, Erörterungen jeder Art von antiquarischen Fragen drängen einander. Heute fesselt der staatssozialistische Versuch des Kaisers Diokletian, die Schaffung eines Preismaximums für alle Warengattungen, morgen die Oertlichkeit der Teutoburger Schlacht seine Aufmerksamkeit; hier heischt die halbverkohlte Registratur eines pompejanischen Bankiers, dort eine Sammlung von Gladiatorenmarken oder ein Militärdiplom aus

Siebenbürgen Deutung und Herstellung; einmal liefern Erztafeln, welche das Stadtrecht zweier spanischen Städte enthalten, ein andermal eine den Rechenschaftsbericht des Kaisers Augustus verewigende riesige Steininschrift aus Angora in Kleinasien Stoff zur Betätigung kritischen Scharfsinns und zu weitreichenden historischen Folgerungen.

Den geradezu zahllosen Einzelabhandlungen stehen umfassende Bearbeitungen ganzer Disziplinen zur Seite, so außer dem schon genannten numismatischen Hauptwerk die „Römische Chronologie" und das zugleich vielbändige und von tiefster Originalität gesättigte „Römische Staatsrecht". Auch möge man in der Oberleitung und der zum nicht geringen Teil direkten Ausführung des großen Inschriftenwerkes beileibe nicht eine Leistung bloßen mechanischen, wenn auch kolossalen Fleißes vermuten. Freilich auch diesem Fleiß gebührt die höchste Bewunderung. Ist sein Feld doch so ausgedehnt wie das einstige Römerreich. Allein der Sammlung des ungeheuern Materials, seiner Prüfung und Ueberprüfung hat die Scheidung des Echten vom Unechten, die Ergänzung der Lücken, die Herstellung der Texte, schließlich die Ausschöpfung des geographischen, historischen, antiquarischen Gewinnes zu folgen, in Einleitungen, die jedem Teilabschnitt vorangehen und sich vielfach zu den wertvollsten Monographien erweitern. Um diese Mannigfaltigkeit von Aufgaben in vollendeter Weise zu bewältigen und zugleich Geschichte in großem Stil zu schreiben, dazu bedurfte es in der Tat eines Geistes, welcher (um an ein Bild Macaulays zu erinnern) dem Elefantenrüssel gleicht, der gleich geschickt ist, eine Stecknadel vom Boden aufzulesen und einen Baum des Urwalds zu entwurzeln.

Als die ersten Bände der „Römischen Geschichte" erschienen, da zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die Kreise der Lesewelt. Zumal durch die Reihen der Zunftgenossen. Man war gepackt und geblendet, aber auch vielfach betroffen und verstimmt. Die Wissensfülle und die überlegene Sicherheit des neuen Historikers imponierten männiglich. Aber die vertrauliche Art, in der den plutarchischen Helden auf die Achsel geklopft, der flotte Ton, in welchem Cicero ein Feuilletonist und Pompejus ein Unteroffizier genannt ward, berührten beinahe wie Tempelschändung. Ehrwürdige Perücken gerieten in bedenkliche Schwingungen. In vornehmem Katheder-latein erscholl der Verdammungsruf: die Geschichte des Altertums werde jetzt „im schlechtesten Zeitungsstil" (pessimo actorum diurnorum stilo) geschrieben. Es lohnt sich, diesen Anklagen, die noch immer nicht ganz verstummt sind, auf den Grund zu sehen. Sie gipfeln in zwei Stichworten: Modernisierung der alten Geschichte und

ſubjektive Färbung der Darſtellung. Der erſte Vorwurf entſtammt dem Verkennen einer pſychologiſchen Notwendigkeit. Das Blut, welches wir den Schatten der Vergangenheit einflößen, damit ſie uns Rede ſtehen, quillt aus unſern eignen Adern. Dem Forſcher ſteht einfach kein andres Mittel zu Gebot, um Erſtorbenes ſich ſelbſt und andern lebendig zu machen, als die Anwendung der Analogie. Die Analogien können mehr oder weniger treffend gewählt ſein; wer am häufigſten ins Schwarze trifft, iſt der Meiſter; denn „Aehnlichkeiten wahrnehmen" — dies iſt, wie ſchon Ariſtoteles erkannt hat, das ſicherſte Merkzeichen des Talentes; daß ſelbſt dieſem jeder Mißgriff erſpart bleiben ſollte, dem ſteht der Erbfeind aller Vollkommenheit, das éternel à-peu-près des choses humaines, im Wege. In dem Verlangen nach „objektiver" und parteiloſer Geſchichtſchreibung aber konnten wir niemals etwas andres erblicken als ein Verlangen nach „hölzernem Eiſen". Heißt dies doch vom Hiſtoriker fordern, daß er ſich mit wärmſtem Anteil in erloſchenes Leben verſenke — denn worin anders ſollte ſein hingebender Eifer wurzeln? wie ſollte ſich ihm ſonſt auch nur das Verſtändnis der Tatſachen erſchließen? — und daß ſein Anteil doch ſo kalt ſei, um ihn den gewaltigen Unterſchieden von Gut und Böſe, Schön und Häßlich, Heilſam und Verderblich gegenüber gleichgültig zu laſſen. Der Maßſtab der Beurteilung, die Quelle von Wohlgefallen und Mißfallen können freilich ſehr verſchiedene ſein, je nach der Individualität des Autors, oder auch je nachdem er (gleich Mommſen) ein politiſch geſchulter Gelehrter oder (gleich Grote) ein mit Gelehrſamkeit ausgerüſteter Politiker iſt. Das Urteil des letzteren wird, falls er auch ein Volksfreund iſt, in ausſchließlicherem Maße durch eigentlich moraliſche, d. h. durch utilitariſche, auf Wohl und Wehe der Menſchen bezügliche Erwägungen beſtimmt ſein, während der erſtere äſthetiſchen Rückſichten größeren Einfluß gewähren und der beſtechenden Wirkung, welche eine glänzende Perſönlichkeit ausübt, minder unzugänglich ſein wird. Auch wird der zugeknöpften Exkluſivität akademiſcher Kreiſe das Gebahren von minder Gebildeten und zumal das Auftreten der Maſſen leicht in allzu grellem und abſtoßendem Licht erſcheinen.

Wir haben auf einige Punkte hingedeutet, in denen man vielleicht Schranken dieſer bedeutenden Natur erblicken mag. Wenn man jedoch auch die enthuſiaſtiſche Parteinahme für den Begründer der römiſchen Monarchie aus derartigen Motiven abgeleitet hat, ſo iſt man fehlgegangen und derſelben Täuſchung erlegen, welche die zur Zeit der franzöſiſchen Revolution gangbare Auffaſſung dieſes Geſchichtsabſchnittes zu einer ſo lächer-

lichen Fratze der historischen Wirklichkeit gemacht hat. Kein Zweifel: Gajus Julius Cäsar, diese vollendete Verkörperung des römischen Realismus, ist ein Mann nach dem Herzen Mommsens. Aber die Stimme des Herzens steht diesmal mit dem Wahrspruch der Vernunft im besten Einklang. Wer dies verkennt und sich für die Freiheit Roms, das heißt für die Aussaugung des Erdkreises durch eine entartete Aristokratie zu begeistern fortfährt, der ist es eben gewohnt, sich an inhaltleeren Worten zu berauschen. Die Elemente der Selbstregierung, des Freistaates oder des Verfassungsstaates waren in dem vielgliedrigen, durch Eroberung zusammengeschweißten Riesenreiche kaum vorhanden; an Pflegern fehlte es ihnen durchweg. Die Freiheit Roms bedeutete die Knechtschaft und Ausbeutung der Welt; die Knechtschaft Roms bedeutete zwar nicht die Freiheit, wohl aber den Frieden und die geordnete Regierung der Welt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Leistungen unsers Historikers bildet den Kommentar zu diesem Texte. Dem Sohn eines naturwissenschaftlichen Zeitalters war es vorbehalten, das Allgemeine über das Besondere, die Dinge über die Personen, die Zustände über die Ereignisse, das Ganze über die Teile und demgemäß auch die Provinzen über die Kapitale zu stellen. So hat er denn dieses bedeutsame Stück Menschengeschichte aus dem Bannkreis hauptstädtischer Interessen und Auffassungen für alle Zeiten erlöst und auf die unerschütterliche Basis der Denkmäler und des von ihnen dargebotenen Weltbildes gegründet.

Gern hätten wir noch über Mommsens Porträtierkunst, worin er der würdige Rivale Carlyles geworden ist, und über manches andre gesprochen. Allein wir müssen schließen. So scheiden wir für diesmal von dem hochverehrten Manne in der Hoffnung, ihm noch gar häufig und zunächst in der Kaiserbüstengalerie des noch ausständigen vierten Bandes seines ruhmgekrönten Werkes zu begegnen.

Nachtrag

Worte der Erinnerung an Theodor Mommsen

gesprochen im Eranos Vindobonensis
den 19. November 1903

Gestatten Sie auch mir, hochgeehrte Herren, dem Verblichenen den Zoll ehrfürchtigen und bewundernden Dankes zu entrichten. Sein Verdienst zu würdigen, die Eigenart seines Schaffens zu kennzeichnen, das habe ich einst bei frohem Anlaß mit unzureichender Kraft versucht. Die erschöpfendere

Lösung dieser Aufgabe bleibe nunmehr den dazu Berufenen überlassen. Es genügt mir, einige der Hauptlinien des uns allen teuern Bildes in Ihrer Erinnerung aufzufrischen.

Einer der größten Gelehrten aller Zeiten, war Theodor Mommsen zugleich das gerade Gegenteil des bloßen Gelehrten. Ein Altertumskenner von einer Weite und Tiefe der Forschung, wie die Welt sie nicht oft gesehen hat, war er doch der Antipode des in seine Liebhabereien eingesponnenen, dem Leben und der Gegenwart entrückten Altertümlers. Keine der großen nationalen Fragen, keine der noch größeren Menschheitsfragen hat ihn gleichgültig, kalt und stumm gefunden. So oft sein Späherauge eine gemeingefährliche Torheit, ein schwerwiegendes Unrecht im Völkerleben gewahrte, empfand er das wie einen gegen sich selbst geführten Schlag und war sofort bereit zu mannhafter Abwehr. Die bösen Feinde verfolgte er mit unermüdeter Ausdauer, mit unnachsichtigem Ingrimm; er bekämpfte sie mit flammenden Zornesworten, mit sengenden Sarkasmen. Da war er die Worte zu wägen nicht sorglich bemüht, nicht ängstlich bedacht auf die Meidung von Mißverständnissen. Von solchen ist denn auch eine reiche Saat emporgeschossen! Als er vor einigen Jahren eine uns Deutsch-Oesterreichern zugefügte Unbill mit scharfer Rüge zu geißeln unternahm, da sind ihm Wendungen entschlüpft, welche die Betroffenen als den Ausfluß nationaler Ueberhebung deuten und empfinden konnten. Und doch lag ihm aller Chauvinismus himmelweit ferne! Das deutsche Volk hatte seinen mächtigen Angreifer, den Erben des verhaßten Napoleonischen Namens, niedergerungen; lauter Jubel erscholl in allen Gauen. Mommsen frohlockte nicht. Ihm fiel ein Wermutstropfen in den schäumenden Freudenkelch. Er blickte beklommen in die Zukunft. Es bangte ihm vor der dauernden Entfremdung zweier großer Kulturnationen, und dieses ihn beherrschende Gefühl hat er sogleich nach dem Empfang der Botschaft von Sedan in Versen ausgeströmt, die seinen damaligen Vertrauten bekannt geworden sind. Diesen Zug zu weltbürgerlicher Gesinnung, der ihn nicht gehindert hat, der besten Patrioten einer zu sein, hat er nicht nur durch das Wort, er hat ihn auch durch eine weithin reichende Tat bekundet. Als ein Organisator auf dem Felde der Wissenschaft gab er sich nicht mit wenigem zufrieden. Eine Reihe hochwichtiger, vorwiegend nationaler Unternehmungen hat er teils angeregt, teils ins Leben gerufen und geleitet. So das ungeheure lateinische Inschriftenwerk, die römische Personenkunde, die Sammlung griechischer Münzen, die Erforschung des Grenzrains des Römerreiches. Bei solchem Anlaß gewonnene Erfahrungen gaben dem

Großdenkenden den Wunsch ein, den internationalen Wettbewerb in allen Wissensbereichen zu läutern, der Kraftvergeudung und der Unzulänglichkeit des vereinzelten und zusammenhangloſen Forschens zu steuern, den hier aufkeimenden nationalen Reibungen und Eifersüchteleien den Boden zu entziehen und alle Völker zu gemeinsamem planvollen Wirken zu vereinigen. Er wollte ein Band geschlungen sehen um die gelehrten Körperschaften Europas. Er erteilte den Anstoß zu einer der verheißungsvollsten Schöpfungen unsrer Tage, zur Gründung des Bundes der Akademien, der schon jetzt eine stattliche Zahl der vornehmsten von ihnen in Europa und Amerika umfaßt, einer unbegrenzten Ausdehnung fähig ist und, wie das Beispiel der jüngst zu London neugeschaffenen geisteswissenschaftlichen Akademie uns lehrt, auch dazu bestimmt scheint, viele und ansehnliche gelehrte Anstalten auf dem ganzen Erdenrund ins Dasein zu rufen. So hat dieser außerordentliche Mann, dessen individuelle Leistungen bereits jedes herkömmlichen Maßes spotteten, immer weitere und weitere Kreise seiner Wirksamkeit gezogen. Aus dem Lehrer des römischen Rechtes ist ein universeller Altertumsforscher und ein Geschichtschreiber ersten Ranges, aus diesem der anerkannte Meister und das führende Haupt des antiquarisch-historischen Großbetriebes und schließlich ein Förderer der organisierten geistigen Gesamtarbeit der Menschheit geworden!

Sein Andenken wird gesegnet sein; sein ruhmreicher Name wird durch die Jahrhunderte leuchten; sein Werk und sein Vorbild bleiben ein unverlierbares Besitztum der kommenden Geschlechter.

Leibniz und Spinoza

Ein Vorwurf für Historienmaler

(„Die Nation“, 21. Juli 1888)

Daß Leibniz durch Spinoza beeinflußt worden sei, dies ist oft behauptet und oft bestritten worden, kaum minder häufig oder minder eifrig als Lessings vielberufener Spinozismus. Allzu zuversichtliche Aeußerungen angesehener Forscher ließen zeitweilig den Glauben aufkommen, der Streitpunkt sei endgültig erledigt; so als Trendelenburg im Ton überlegenster Sicherheit die Behauptung aussprach, die Annahme solch eines Einflusses sei „eine den historischen Bestand trübende Hypothese“. Allein wenn man sich berechtigt glaubte, die Akten über diese Frage als geschlossen anzusehen, so ist es neuerlich nötig geworden, das vergilbte Aktenbündel wieder aufzuschnüren und ihm einige hochwichtige, das Gesamtbild wesentlich verändernde Stücke einzufügen. Das Verdienst, diese Urkunden ans Tageslicht gezogen und verwertet zu haben, gebührt holländischen, deutschen und französischen Forschern, den Herren van Vloten, Gerhardt, Foucher de Careil, vor allem aber Dr. Ludwig Stein, Privatdozenten an der Universität zu Zürich, der kürzlich in den Sitzungsberichten der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften eine diese Frage eingehend behandelnde und noch weitere umfassende Darlegungen in Aussicht stellende Untersuchung veröffentlicht hat.*)

Dieser durch sein gelehrtes Werk „Die Psychologie der Stoa“ rühmlich bekannte junge Gelehrte hat den Beweis dafür angetreten und, wie uns scheint, in entscheidender Weise geführt, daß Leibniz in der Tat durch Spinoza tief und nachhaltig beeinflußt worden ist, daß er eine Reihe von Jahren hindurch im Banne der spinozistischen Weltanschauung gestanden hat, und daß die Argumente, welche man gegen diese, zum Teil durch eigne unzweideutige Aeußerungen des deutschen Philosophen gesicherte Tatsache ins Feld geführt hat, bei genauerer Betrachtung in nichts zerfallen. Aber nicht hiervon wollen wir die Leser dieses Blattes unterhalten; vielmehr möchten wir ihre Aufmerksamkeit auf ein Schauspiel lenken, welches auch

---

*) Leibniz in seinem Verhältnis zu Spinoza, auf Grundlage unedierten Materials entwicklungsgeschichtlich dargestellt. (Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 31. Mai 1888. Ausgegeben am 7. Juni.) Vgl. auch Archiv für Geschichte der Philosophie I, 554 ff.

weitere Kreiſe zu intereſſieren in hohem Maße geeignet iſt. Wir meinen die perſönliche Begegnung beider Philoſophen, welche freilich längſt bekannt war, aber durch die jüngſt erſchloſſenen Urkunden in ein neues und ungleich bedeutſameres Licht gerückt worden iſt. Dieſe einmalige, aber nichts weniger als flüchtige Berührung zweier Geſtirne, die ſich ſpäter in ſo verſchiedenen Bahnen bewegen ſollten, wie dies mit der ſpinoziſtiſchen und leibnizſchen Weltanſicht der Fall iſt, möchten wir unſern Leſern mit einigen raſchen Strichen vor Augen zu ſtellen verſuchen.

Vorher nur ein Wort über den ſchriftlichen Verkehr der beiden Männer. Man hat aus der Tatſache, daß nur ein einziges Stück dieſer Korreſpondenz auf uns gekommen iſt, und daß auch dieſes nicht eine philoſophiſche Haupt-, ſondern nur eine phyſikaliſch-mathematiſche Nebenfrage behandelt, den Schluß gezogen, daß die beiden niemals in innigeren Beziehungen zueinander geſtanden haben. Allein abgeſehen davon, daß in neu gefundenen Dokumenten von mehreren andern Briefen Leibnizens, darunter von einem auf Spinozas theologiſch-politiſchen Traktat bezüglichen, die Rede iſt, erweiſt ſich jener Schluß gegenwärtig als ein völlig irriger. Wenn die Spuren, die dieſer Briefwechſel zurückgelaſſen hat, nur dunkle ſind, ſo hat dies einen ſehr einfachen Grund. Leibniz hat jene Spuren abſichtlich verwiſcht. Dies erhellt mit voller, freilich auch mit unerfreulicher Deutlichkeit aus brieflichen Aeußerungen des Arztes Schuller, eines Vertrauten Spinozas, der die Herausgabe von deſſen ſchriftſtelleriſchem Nachlaß treulich überwacht hat. Derſelbe bittet nämlich Leibniz in zwei uns erhaltenen Briefen ausdrücklich um Entſchuldigung dafür, daß ein Schreiben des letzteren, eben das eine uns erhaltene, gegen Schullers Willen und Abſicht in die veröffentlichte Sammlung gelangt iſt. Er hat, wie er ausdrücklich verſichert, den Herausgeber ſcharf getadelt (acriter reprehendi), und er hofft, das unliebſame Verſehen werde keine nachteiligen Folgen üben, da ja der Brief lediglich mathematiſchen Inhalts ſei (quamvis id periculi expers credam, cum praeter mathematica nil contineant litterae tuae). Es iſt beinahe drollig zu ſehen, wie der Schluß, welchen die ſpätere Zeit aus dem Inhalt und dem Vorhandenſein dieſes einen Briefes gezogen hat, eben derjenige iſt, den man von allem Anfang an daraus gezogen wiſſen wollte. Der „kompromittierende Philoſoph" hat Stellung und Anſehen des den herrſchenden Gewalten näherſtehenden, geſchmeidigen Hof- und Weltmannes nicht beeinträchtigt, weil dieſer alles, was eine derartige Beeinträchtigung bewirken konnte, dem Licht der Oeffentlichkeit ſorglich entzogen hat.

Aehnlich ſtünde es mit unſrer Kunde von jener perſönlichen Begegnung, wenn uns nur die von Leibniz ſelbſt darüber verlautbarten Nachrichten erhalten wären. Wollte er es doch ſpäterhin nicht Wort haben, daß er ſich mit dem Verfaſſer der Ethik über tiefgreifende philoſophiſche Fragen unterhalten, daß er auf deſſen Urteil und Zuſtimmung in betreff derſelben ein erhebliches Gewicht gelegt habe. Nur politiſche Anekdoten ſollten den Stoff ihrer Unterredung abgegeben haben. Das Bild aber, welches wir aus einigen Bemerkungen des obengenannten Dr. Schuller im Verein mit Aeußerungen gewinnen, die Leibniz in vertrautem brieflichen Verkehr ſich gelegentlich entſchlüpfen ließ, gleichwie aus Zetteln, die er nur zu ſeinem eignen Gebrauche niederſchrieb, iſt ein andres, ein weitaus reicheres und anziehenderes.

Es war im Oktober des Jahres 1676. Leibniz kehrte nach mehrjährigem Aufenthalt in der Fremde in die Heimat zurück, wo er als Rat und Bibliothekar am hannoveriſchen Hofe eine feſte und einflußreiche Stellung gewinnen ſollte. Er wählte von Paris aus den Weg über London und Amſterdam, von wo aus er einen Ausflug nach dem Haag unternahm, um Spinoza, mit dem er ſchon durch längere Zeit in Briefwechſel geſtanden hatte, perſönlich kennen zu lernen. Mit dieſem hat er, wie er mehrere Monate ſpäter ſeinem Freunde Galloys mitteilt, mehrmals und ſehr lange Zeit geſprochen (plusieurs fois et fort longtemps). Welche waren die Gegenſtände ihrer Unterhaltung? Sicherlich auch politiſche Fragen und Anekdoten, in denen der Brillenſchleifer von Amſterdam, welchem Männer wie die beiden De Witt und andre hervorragende niederländiſche Politiker ſo nahegeſtanden waren, trefflich Beſcheid wiſſen mußte. Aber daneben doch auch Probleme, die den beiden Denkern ungleich mehr am Herzen lagen als das politiſche Getriebe des Augenblickes. Das Problem der Bewegung beſchäftigte damals Leibniz ſo angelegentlich, daß er auf dem Schiffe, das ihn nach Amſterdam brachte, eine Abhandlung darüber niederſchrieb. Dies war eines der Themen ihrer langdauernden Unterredungen. Spinoza wollte anfangs die Mängel der mechaniſchen Theorie Descartes' nicht einſehen und war, wie Leibniz auf einem Zettel vermerkt hat, nicht wenig überraſcht, als dieſer ihm dieſelben darzulegen ſich beſtrebte. Das Manuſkript der vollendeten Ethik hat wieder der holländiſche Philoſoph ſeinem deutſchen Freunde vorgelegt; und es iſt wohl keine überkühne Vermutung, daß er ihm dabei nicht nur Papier und Schrift ſeines Hauptwerks zeigen, ſondern ihn auch mit deſſen Inhalt bekannt machen wollte, der zu eindringender Erörterung der tiefſten Fragen

ſo reichen Anlaß bot. Auch fand er hierbei an dem Verfaſſer der Theodicee damals einen durchaus ſympathiſchen Zuhörer, wie das von Stein aufgefundene, mit zahlreichen, überwiegend zuſtimmenden und nur in formellen Dingen widerſprechenden Randgloſſen verſehene Handexemplar Leibnizens ausreichend bekundet. Doch ſind wir hier noch auf Vermutungen, wenn auch auf durchaus naheliegende und ſo gut als zweifelloſe angewieſen, ſo beſitzen wir über einen andern und noch bedeutſameren Punkt urkundliche Gewißheit. Stein kennt ein „von Leibniz' Hand herrührendes Blatt", auf welchem der Beweis geführt wird, „quod Ens perfectissimum existit", und dazu eine lateiniſch geſchriebene Randbemerkung, welche in deutſcher Uebertragung alſo lautet: „Ich habe dieſe Beweisführung, als ich im Gravenhaag verweilte, dem Herrn Spinoſa vorgelegt, der ſie für triftig hielt; als er nämlich anfangs dagegen Einſprache erhob, habe ich ſie zu Papier gebracht und ihm dieſen Zettel vorgeleſen."

Und nun vergegenwärtige man ſich dieſes Bild, welches wohl würdig wäre, den Pinſel eines Malers zu beſchäftigen. Draußen im „Buſch" gleichwie auf Straßen und Plätzen der baumreichen Stadt ſpielt der Herbſtwind mit entfärbten Blättern. Drin, in der ſtillen Hinterſtube eines Bürgerhauſes auf dem friedſamen Quai der Paviljoen-Gracht zwei Männer in ernſter und eifriger Zwieſprache. Ringsum ärmlicher Hausrat. Der eine der beiden in modiſch gewählter Reiſetracht (denn groß iſt, um mit Leibnizens Freunde Huyghens zu ſprechen, „ſeine Begier, zu ſcheinen"). Den von der Krankheit abgezehrten Leib des andern, des „gott- oder naturergebenen" Weiſen, deckt dürftiges Gewand, wohl eben jenes verſchliſſene Hauskleid, welches das Befremden eines ihn beſuchenden niederländiſchen Staatsmannes erregt hatte. Ihn umſchweben ſchon die Schatten des Todes — ſind ihm doch nur mehr vier kurze Monde des Erdenlebens vergönnt —; aber heiter ruht ſein helles und ſanftes Auge unter buſchigen Brauen auf dem fremden Beſucher, der ſeine Zuſtimmung zu gewinnen angelegentlich bemüht iſt. Und dieſer ſelbſt, der eben Dreißigjährige, in blühend kräftiger Männlichkeit (wenn auch ſchon mit gelichtetem Scheitel), das Auge leuchtend von ſtolzen Hoffnungen und nicht minder ſtolzen Erfolgen, — er, der ſoeben die Freundſchaft Newtons und Boyles gewonnen, den jüngſt die Royal Society als Vervollkommner der Pascalſchen Rechenmaſchine, die franzöſiſche Akademie als Erfinder der Differentialrechnung gefeiert, der am Hofe Ludwigs XIV. bereits tief in Welthändel aller Art geblickt hatte, in deſſen Haupt es von den mannigfachſten politiſchen, literariſchen, wiſſenſchaftlichen Entwürfen ſchwirrt, der höfiſch und welt-

männisch gewandte Denker, der in diesem Augenblick nichts als Denker und dem es nur darum zu tun ist, den ältern Genossen von der Stichhaltigkeit der vorgebrachten Beweisgründe zu überzeugen.

Sehen wir ihn doch leibhaftig vor uns, wie er in der Erregung des Augenblicks, das bleiche Antlitz von leichter Röte überzogen, nach Feder und Tinte greift, sich an Spinozas Schreibtisch niederläßt (an eben den Schreibtisch, welcher die Ethik hatte entstehen sehen und dessen Fächer dieses Kleinod bald vor feindlicher Nachstellung bergen sollten), wie er daselbst jene Beweisführung, welche das Dasein eines allervollkommensten Wesens zu erhärten bestimmt ist, hastig aufs Papier wirft und das beschriebene Blatt nahe an die scharfblickenden, aber kurzsichtigen Augen hält, um es dem halbverklärten Weisen, der freundlich lächelnd daneben steht, mit triumphierender Miene vorzulesen. Hätte doch Spinozas biederer Hauswirt, der Maler van der Spyk, diese einzige Szene belauscht und getreulich der Nachwelt überliefert! Aber freilich, der treffliche Mann konnte nicht ahnen, daß sich in jener Stunde unter seinem bescheidenen Dache zwei Epochen menschlicher Geistesentwicklung Aug' in Auge gegenüberstanden, wobei es sich wundersam trifft, daß das ältere der beiden Zeitalter in der Gestalt des jüngeren, das jüngere in der Gestalt des älteren Denkers seine Verkörperung gefunden hat.

Achmed Vefik Pascha

(„Neue Freie Presse“ vom 1. Oktober 1888)

Ein Großwesir, der Schillers „Räuber“ ins Türkische übersetzt hat! Klingt das nicht wie die burleske Erfindung einer Offenbachschen Operette? Doch ist es volle und buchstäbliche Wahrheit. Und da das eigenartige Bild des bedeutenden Mannes, dem ich auf einer im Frühling des verflossenen Jahres unternommenen Orientfahrt zu begegnen so glücklich war, auch weitere Kreise zu interessieren geeignet ist, so mag der nachfolgende, unter dem frischen Eindrucke jener Begegnung geschriebene Brief — mit einigen Auslassungen, welche die Diskretion zu gebieten scheint — immerhin den Weg in die Oeffentlichkeit antreten.

Achmed Vefik Pascha, der einstige Großwesir, vielfache Minister, Provinzgouverneur und Präsident jenes einzigen türkischen Parlaments, durch welches Midhat Pascha das alternde Osmanenreich zu verjüngen gehofft hatte, war mir von einem langjährigen, gemeinsamen Freunde als eine der ehrenwertesten und zugleich als die durch Geist und Bildung wohl hervorragendste Persönlichkeit der heutigen Türkei warm gepriesen worden, mit dem Bedeuten, ich möchte es beileibe nicht versäumen, den von den Staatsgeschäften zurückgezogenen Greis auf seinem stillen Musensitze aufzusuchen. Ich war daher herzlich froh, als der Lohndiener des „Hotel de Byzance“, der dem Pascha den Empfehlungsbrief jenes Freundes nebst meiner Visitkarte überbracht hatte, mit dem Bescheide zurückkam, Se. Hoheit werde sich freuen, mich am nächsten Morgen als Gast an seinem Frühstückstische zu begrüßen. Es war an einem kühlen Maimorgen, als mich ein zierlicher, rasch dahingleitender Kaik von der großen Brücke die lachenden Gestade des Bosporus entlang nach Rumeli Hissar brachte. Hier ward mir in zwei genußreichen Plauderstunden volle Gelegenheit, meinem liebenswürdigen Wirte näherzutreten. Achmed Vefik ist in der Tat ein reich und hoch gebildeter Mann, von umfassendster Welterfahrung, zugleich ein echter Türke und ein wahrhafter Weiser. Ein Weiser auch in der Einfachheit seiner Lebensführung und in seiner augenscheinlichen Wertschätzung der wahren Quellen menschlicher Befriedigung. Seine malerische, zwischen ein uraltes Bauwerk und eine wilde Bergschlucht eingebettete Behausung, die Simplizität seiner Einrichtung, seine Freude an Pflanzen und Tieren sind ganz nach meinem Geschmack. Auch er ist offenbar

der Meinung, daß Himmelsblau und Wiesengrün, Vogelsang und Blumenduft gar wesentliche Ingredienzien menschlichen Glückes sind.

Nach wenigen Minuten trat er in das Gemach, in welchem ich ihn erwartet hatte, und ich erblickte eine Hünengestalt, welche ein lose herabhängender, rotseidener Schlafrock und darüber ein Pelz umfloß. Das vom Fez gekrönte Antlitz wäre regelmäßig zu nennen, wenn nicht die gekrümmte Nase zwischen den kleinen, klugen Augen allzu tief herabhinge. In einem schmucklosen Zimmer, dessen Boden eine Strohmatte bedeckte, auf einer ungewöhnlich breiten, mit weißer Leinwand überspannten Ottomane, vor der nur ein kleines Tischchen stand, nahmen wir das originelle, aus Butterbrot und aus Tee und Kaffee, die in unmittelbarer Folge getrunken wurden, bestehende Frühstück ein, worauf uns der den leise erteilten Befehlen seines Herrn lautlos gehorchende griechische Diener Tschibuk und Zigaretten darbot. Mit vielem Behagen führte mich hierauf der im reinsten Französisch plaudernde Pascha in den jenseits der Straße gelegenen, sorgsam gepflegten Garten und wies mir daselbst die zahlreichen seltenen Baum- und Sträucherarten. Dann ging es auf sauberen Kieswegen in das Gartenhaus, welches eine stattliche Bibliothek enthält — mein erster Blick fiel auf das Werk eines hochverehrten Mannes, auf des älteren Mill „Geschichte Britisch-Indiens“ — und wo er mir allerlei bibliographische, auch handschriftliche Kuriositäten zeigte, so ein Bändchen Gedichte, welches der gegenwärtige Schah von Persien eigenhändig abgeschrieben und Achmed Vefik geschenkt hat. Er selbst hat nicht nur Stücke von Molière, sondern auch den Gil Blas, Shakespearesche Dramen und (wie oben bemerkt) Schillers „Räuber“ ins Türkische übersetzt. Aber auch Lehrbücher, darunter eine illustrierte Naturgeschichte, hat er für den Unterricht teils selbst verfaßt, teils verfassen lassen. Mehr Genugtuung aber als seine literarische Wirksamkeit, durch welche er seinem Volke „neue Wege eröffnen“ wollte, gewährt ihm der Rückblick auf seine vielseitige Verwaltungstätigkeit: auf die Assanierung von Nicäa, die der ganzen Stadt Schatten und Kühlung gewährende Bepflanzung des Festungsberges bei Smyrna, den Wiederaufbau dieser einst halbzerstörten Stadt, die Anlage einer freilich nur zum kleinsten Teile vollendeten Fahrstraße, welche auf die Höhe des Olympos führen sollte, Reformen im Schulwesen, die Erprobung der Bäder von Brussa u. s. w.

Die Art, wie er die erstgenannte dieser Aufgaben bewältigte, zeigt unsern Pascha im Lichte eines vollendeten Administrators. Es galt, die Umgebung Nicäas von einem Sumpfe zu befreien, welcher die Stadt in

einen Seuchenherd verwandelt hatte. Die hierfür erforderlichen Entwässerungsarbeiten schienen eine lange Reihe von Monaten und fast unerschwingliche Summen zu erheischen. Die Durchführung des weitaussehenden Planes war keineswegs gesichert. Da verfiel Achmed Vefik auf eine eigenartige Auskunft. Als die zum Frondienst entbotenen Bauern erschienen, hieß er sie vorerst ihr geringes Arbeitsgerät beiseite legen und mit Werkzeugen von vorzüglichster Qualität vertauschen, die er um hohen Preis von England bezogen hatte. Dann verhieß er ihnen als Lohn ihrer Anstrengung einen Anteil an den aus dem Moorboden zu gewinnenden fruchtbaren Ländereien. Dies tat seine Wirkung. Die mit den besten Arbeitsmitteln ausgerüstete und von brennendem Eifer beseelte Schar führte das Heilswerk bald zu gedeihlichem Ende, mit einem Kostenaufwand, der kaum ein Dritteil des Voranschlags erreichte.

In einigen dieser Erzählungen kam der urwüchsige Türke deutlich zum Vorschein. So hat er, um die Heilkraft der Bäder von Brussa zu erforschen, viele an Rheumatismen Leidende („nicht ohne einige Gewalt anzuwenden", wie er, aus vollem Halse lachend, hinzufügte) dazu vermocht, dieselben zu gebrauchen — ein Bemühen, welches nach seiner Versicherung vom glänzendsten Erfolge gekrönt war. In Smyrna hatte man drei Jahre lang über den Plan gestritten, nach welchem die zerstörten Stadtteile wieder aufzubauen seien. Er kam als Statthalter dahin und entschied die Frage in wenigen Stunden, indem er die noch aufrechtstehenden Häuser und Magazine, deren Schonung die Hauptschwierigkeit bildete, rasieren und so den Stein des Anstoßes kurzer Hand aus dem Wege räumen ließ. Auch das ward mit lautem Lachen erzählt. Allein nicht nur durch die Methode seines Vorgehens erinnert er mehrfach an den klugen und energischen Kadi des morgenländischen Märchens, auch der Grund seiner Staats- und Weltanschauung ist keineswegs okzidentalisch. Daß eine Maßregel oder Einrichtung gegen türkische Bräuche und Sitten verstoße („contre nos mœurs"), das ist in seinen Augen eine endgültige Verurteilung derselben.

Von Vorurteilen, vor allem gegen das kräftig aufstrebende Griechenvolk, scheint er keineswegs frei. Unserm modernen Zeitungswesen ist er wenig hold. So erregt es sein Befremden, daß ein bekannter ungarischer Gelehrter und Reisender, dem er insbesondere als dem besten Kenner des Alttürkischen hohe Achtung zollt, gar so viel in Zeitungen schreibe. Zwei Bemerkungen, die ich fallen ließ, waren nicht nach seinem Sinne und forderten ihn zu charakteristischem Widerspruch heraus. Einmal, als ich Smyrnas gegenwärtige Handelsblüte pries und den fröhlichen Aufschwung

der alten Stadt in warmen Worten rühmte. Dem wollte er durchaus nicht beipflichten, ſicherlich darum, weil Smyrna jetzt eine weitaus überwiegend griechiſche Stadt geworden und das türkiſche Element daſelbſt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt iſt. Da hieß es ſogleich, Smyrna habe in früherer Zeit, da es das einzige Debouché des vorderaſiatiſchen Handels war und die Karawanen aus Bokhara und Samarkand zwei Jahre lang dahin unterwegs waren, ungleich mehr bedeutet. Dabei kamen wir auf einige einſt blühende, jetzt verfallene Städte zu ſprechen. Dies gab Achmed Vefik zur Bemerkung Anlaß, manche Europäer ſeien nur allzu geneigt, in ſolchen Fällen über die „Unfähigkeit der Türken" („l'ineptie des Turcs") zu zetern; dieſe ſollten jedoch bedenken, daß der Handel nicht ſelten neue Wege einſchlage und die alten Emporien dann dem Untergange geweiht ſeien. Das erinnere ihn an die Torheit jenes Fremden, der, nachdem er Marſeille geſehen und von deſſen Blüte entzückt war, an den Kardinal Richelieu die Frage richtete, warum er nicht die ganze Küſte Frankreichs mit gleich großartigen Handelsſtädten verſehen habe und das Land ſtatt des einen Marſeille deren 400 beſitze. Und dann, als ich anläßlich Reſchid Paſchas, deſſen Porträt er mir zeigte, das Wort hinwarf, zu jener Zeit habe der engliſche Einfluß in Konſtantinopel überwogen. „C'est une erreur des Européens," klang es mir ſchrill und ſcharf entgegen. Es ſei nur Reſchid Paſchas Politik geweſen, ſich der Engländer als Werkzeuge zu bedienen. Beweis deſſen: ſofort nach Reſchids Tode habe man dem britiſchen Reiche den Rücken gekehrt; Stratford Canning, der langjährige engliſche Botſchafter, der in den Augen Europas die Türkei zu regieren ſchien, habe gar nichts bedeutet, er ſei ein „saltimbanque" geweſen.

Weit freundlicher lauteten ſeine Urteile über die meiſten, wenngleich nicht über alle Vertreter Oeſterreichs am türkiſchen Hofe, ſo über Stürmer, Prokeſch, Ottenfels, von denen er viel zu erzählen wußte und deren er mit warmer Sympathie gedachte. In die Staatsgeſchäfte ſei er durch Reſchid Paſcha eingeführt worden, der ihn im Alter von zwölf Jahren, weil er verläßlich ſchien und eine ſchöne franzöſiſche Hand ſchrieb, zum Kopieren von Depeſchen verwendete. Dann ſei er mit Ausnahme eines Jahres, während deſſen er ein Pariſer Collège beſuchte (nebenbei bemerkt, an der Seite des Herzogs von Aumale, dem er ein treues Andenken bewahrt) 52 Jahre lang im Staatsdienſte tätig geweſen. Mitunter habe er zwei Miniſterien zugleich verwaltet, wobei ihm die lebenslange Gewohnheit, nicht mehr als vier Stunden zu ſchlafen, gar ſehr zugute gekommen ſei.

Schon in den ersten Vormittagsstunden, ehe Ministerkonferenzen und Audienzen seine Zeit in Anspruch nahmen, habe er zum Erstaunen seiner Kollegen einen Sack mit Aktenstücken angefüllt. Die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, die er zeitlebens geübt, habe ihn bis ins hohe Alter gesund und überaus kräftig erhalten. Auch habe ihn die Erfahrung und ein gewisser Instinkt seine Lebensweise dem Wechsel der Aufenthaltsorte anpassen gelehrt. Als Gesandter in Teheran habe er sich fast nur von Salat, als Gouverneur in Damaskus beinahe ausschließlich von Früchten genährt; diesem Umstand habe er es zu danken, daß er von Krankheiten, die oft in seiner Umgebung verheerend wüteten, allzeit verschont blieb. Jetzt freilich gehe es mit ihm zu Ende. Der Verlust teurer Freunde, der ihn im Verlauf der letzten Jahre Schlag auf Schlag getroffen, habe seine Gesundheit schwer erschüttert. Nun lebe er schon drei Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit und habe in dieser Zeit, obgleich er Mitglied des Konseils ist, nicht ein einziges Mal Konstantinopel besucht. Als ich mich endlich, um den ehrwürdigen Greis nicht länger zu ermüden, schweren Herzens zum Aufbruch anschickte und ihm am Gittertore seines Gartens voraussichtlich für immer Lebewohl sagte, hatte ich die Empfindung, von einem durch die eigentümliche Mischung morgen- und abendländischen Wesens in seiner Art einzigen Manne zu scheiden, dem man zwar mitunter seine Zustimmung, niemals aber vollste Hochachtung versagen kann. Möchte es ihm noch lange vergönnt sein, in mondbeglänzten Sommernächten dem Flöten der Nachtigall in seiner romantischen Bergschlucht zu lauschen, und möge er in dem Bewußtsein eines fleckenlosen, ganz und gar dem Wohle seines Volkes gewidmeten Lebens die Linderung manchen Leides und Ersatz für manche Enttäuschung finden!

Aristoteles und seine neuentdeckte Schrift vom Staatswesen der Athener

(„Deutsche Rundschau", Mai 1891, auf Grund eines in der Juristischen Gesellschaft zu Wien den 28. Februar 1891 gehaltenen Vortrags)

1

Das Pharaonenland läßt uns eine neue Renaissance erleben. Literarische und dokumentarische Schätze, welche die trockene Luft Aegyptens durch Jahrtausende vor dem Untergang bewahrt hat, füllen in immer steigender Menge die europäischen Sammlungen, keine in reicherem Maße als diejenige, welche Oesterreichs Hauptstadt der Munifizenz und dem erleuchteten Eifer eines kaiserlichen Prinzen verdankt. Alle Nationen, welche der Reihe nach das Niltal beherrscht oder bewohnt haben, sind in diesen Funden vertreten. Aegypter und Perser, Araber und Kopten, Juden, Griechen und Römer bilden einen vielstimmigen Chorus. Dem Interesse des Abendlandes liegen die hellenischen Schriftdenkmale am nächsten. Und während die unzählbaren öffentlichen und Privaturkunden des Kulturhistorikers harren, welcher die vielfarbigen Mosaikstifte zu einem Gesamtgemälde vereinigen wird, sprechen die Werke der Dichter, der Redner, der Philosophen für sich selbst. Einige hochwichtige Erwerbungen dieser Art sind in jüngster Zeit englischen Privatsammlern gleichwie der Verwaltung des Britischen Museums gelungen. Weitaus die erste Stelle unter ihnen gebührt der wahrhaft wunderbar zu nennenden Wiedergewinnung der Aristotelischen Schrift „Vom Staatswesen der Athener".

Der Verlust dieses Buches, welches an der Spitze des mehr als 150 derartige Darstellungen umfassenden, die Grundlage der „Politik" bildenden Sammelwerkes stand, ist längst mit manch einem gelehrten Eheu! beklagt worden. Nun ist es in vier Papyrusrollen, die auf der Rückseite die Wirtschaftsrechnungen eines Landgutes aus dem elften Regierungsjahre des Kaisers Vespasian (dem Jahre 78—79 unsrer Zeitrechnung) enthalten, in einem Zustande von fast fabelhaft guter Erhaltung wieder zutage getreten. Nur der die Königszeit umfassende Anfang fehlt und fehlte bereits in der Vorlage unsrer Handschrift. Der Schluß, welcher in erstaunlicher Ausführlichkeit das Gerichtsverfahren behandelt, ist leider durch zahlreiche Lücken entstellt. Die von Herrn Kenyon, einem Assistenten des Britischen Museums, veranstaltete und mit einem Kommentar versehene Ausgabe ist eine höchst achtbare Leistung und erfüllt

alle billigen Anforderungen, die an eine derartige editio princeps geſtellt werden können. So iſt denn Ariſtoteles auferſtanden. Er ſteht vor uns, er hat den durchdringenden Blick ſeiner kleinen Augen auf die Zuhörer gerichtet und erzählt ihnen von des atheniſchen Staates Urſprung, Entwicklung und Niedergang. Wie tut er dies? Welche iſt die Form ſeiner Darſtellung, welcher der Geiſt ſeiner Forſchung? Der Beantwortung dieſer Fragen ſei der erſte Teil unſrer Betrachtung gewidmet.

Was uns zunächſt auf das wohltuendſte berührt, das iſt der Ton edler, vornehmer Schlichtheit. Wir lauſchen der Stimme eines Mannes, der ganz und gar in ſeinen Gegenſtand verſenkt iſt und — von der ihm ſelbſt zum Bedürfnis gewordenen Klarheit und Prägnanz der Darſtellung abgeſehen — auf die Leſer nur ſo weit Rückſicht nimmt, daß er ſich ängſtlich bemüht zeigt, ihnen jeden Stein und jedes Steinchen des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen. Mit den ſchriftſtelleriſchen Kunſtmitteln ſeiner Zeit iſt der Verfaſſer der „Rhetorik“ ſelbſtverſtändlich aufs genaueſte vertraut, allein er macht von ihnen den maßvollſten Gebrauch. Seine Darſtellung iſt elegant, ohne jemals einen Anflug von Ziererei oder prätentiöſer Geſpreiztheit zu zeigen. Nur ſelten entſchlüpft ihm eine epigrammatiſch zugeſpitzte Wendung wie jenes „Als das Volk den Stimmſtein in der Hand hielt, hatte es auch die Staatsleitung in der Hand“. Charakteriſtiſch iſt die augenſcheinliche Bevorzugung, welche er Herodot im Gegenſatze zu Thukydides angedeihen läßt. Man hätte das Gegenteil vermuten können. Man konnte eher eine Vorliebe des Geſchichtſchreibers unter den Philoſophen für den Philoſophen unter den Geſchichtſchreibern erwarten. Allein die gleichnamigen Pole ſcheinen ſich auch diesmal abgeſtoßen zu haben. Die allzu gedankenſchwere, übermäßig gedrängte und aufs äußerſte zugeſpitzte Sprache des Thukydides iſt dem Ariſtoteles offenbar nicht als das geeignete Vehikel geſchichtlicher Darſtellung erſchienen. Thukydides wird von ihm hier ſo wenig wie in den übrigen Werken genannt und erfährt einmal in betreff eines geſchichtlichen Details eine indirekte, aber nicht der Schärfe entbehrende Zurückweiſung. Er zieht die treuherzige Erzählungsweiſe des „Vaters der Geſchichte“ vor, welchen er an einer Stelle anführt und dem er nach antiker Weiſe auch dort folgt, wo er ihn nicht ausdrücklich nennt. Gelegentlich werden Irrtümer desſelben berichtigt und politiſche Beweggründe dort namhaft gemacht, wo dieſer nur novelliſtiſche Motive geſehen hatte. Auch ſonſt macht er von ſeinen mühevollen Vorarbeiten nicht viel Aufhebens; er ſtellt die Tatſachen ſtillſchweigend richtig; er kränkt keinen Zeitgenoſſen, er verunglimpft keinen Vorgänger.

Ganz dieſelben Charaktereigenſchaften weiſt auch ſeine Forſchung auf. Er iſt Quellenforſcher in ebendemſelben Sinne wie irgendein exakter Hiſtoriker der Gegenwart. Das Steinarchiv Athens hat er eifrig ausgenutzt. Volksbeſchlüſſe werden, ſobald ihm die Sache wichtig genug ſcheint, in vollem Wortlaut mitgeteilt. Wo das Material ihn im Stiche läßt, deutet er dies vernehmlich an, wie er denn bei der Darſtellung der älteſten oligarchiſchen Verfaſſungsform gewiß nicht ohne Abſicht nur von einem „Umriß“ oder einer „Skizze“ ſpricht. Wo Urkunden und mündliche Ueberlieferung nicht ausreichen, kommen ſcharfſinnige Rückſchlüſſe ins Spiel. In dieſer Weiſe werden die zu ſeiner Zeit geltenden Einrichtungen mehrfach zur Aufhellung dunkler Punkte der fernen Vergangenheit verwendet. Selbſtverſtändlich wächſt die Autorität der Angaben mit dem hiſtoriſchen Charakter der Zeit, auf welche ſie ſich beziehen. Seine Spekulationen über die Urzeit, über die Zeit eines Theſeus und Jon können wir auf ſich beruhen laſſen. Er verſchmäht kein Mittel der Belehrung. Sprichwörtliche Redensarten, Weihepigramme, Trinklieder werden mitgeteilt und verwertet. In dieſer Weiſe erfahren wir von einem bisher völlig Unbekannten und ſeinem erfolgloſen Verſuch, die Herrſchaft der Piſiſtratiden zu ſtürzen. Das Andenken des Braven lebte nur in einem Verslein fort, das malkontente Untertanen jener Fürſten bei ihren Gaſtmahlen zu ſingen pflegten und das in freier Wiedergabe alſo lautet:

Ein wackrer Mann iſt ſtets ein tapfrer Zecher;
Drum, lieber Mundſchenk, fülle Kedons Becher.

Aber nicht nur als Mittel der geſchichtlichen Aufhellung, auch an ſich beſitzt das Anekdotenhafte, das bunte, farbige Detail für unſern Philoſophen beträchtliche Anziehungskraft. Es iſt, als erholte er ſich in dieſem Erdduft von der dünnen Luft metaphyſiſcher Abſtraktionen. So werden die Vorgänge, welche die Beſeitigung des Areopags als eines politiſchen Faktors herbeiführten und bei welchen der geriebene Schlaukopf Themiſtokles, wie wir nunmehr ſehen, eine wahre Odyſſeusrolle ſpielte, mit auffälliger Breite und augenſcheinlich nicht ohne humoriſtiſches Behagen erzählt. Auch von jener Pſeudo-Athena, die den vertriebenen Piſiſtratos wieder nach Athen zurückführte, weiß Ariſtoteles Genaueres zu berichten als andre Schriftſteller. Es war nach einer Verſion, für deren Wahrheit der ſonſt nicht nachweisbare Eigenname Phye zu ſprechen ſcheint, ein thrakiſches Blumenmädchen, das damals im Prachtgewand und vollen Waffenſchmuck der Göttin an Piſiſtratos' Seite auf ſeinem Gefährte ſtand und vor dem das abergläubiſche Volk in die Knie ſank. Dieſe blauäugige und blond-

haarige Schönheit möchten wir den Verfassern historischer Romane empfehlen, damit sie neben Bulwers Nydia und der Lyciska des „Fechters von Ravenna" den ihr gebührenden Platz in der schönen Literatur einnehme. Die Freude an malerischen Einzelheiten erinnert uns an eine briefliche Aeußerung des Stagiriten, die augenscheinlich aus seinen letzten Lebensjahren stammt, aus ebenden Jahren, in welche die Abfassung unsers nach 329 veröffentlichten Buches fällt. Er schreibt an seinen Freund Antipater, den Reichsverweser Alexanders: „Je einsamer und einsiedlerischer ich werde, desto mehr Gefallen finde ich an Geschichten."

Kein Detail ist so niedrig und geringfügig, daß der Geist des alles umfassenden Enzyklopädisten es unter seiner Würde hielte, sich mit ihm zu befassen. Sogar die den Straßenkehrern erteilte Weisung, Abfallstoffe außerhalb der Stadtmauern, und zwar in gemessener Entfernung von diesen, abzulagern, findet Erwähnung; desgleichen einzelne Bestimmungen der städtischen Bauordnung, so das Verbot, die Straßen durch Vorbauten zu verengern oder die Dachtraufe über statt unter dieselben zu leiten. Da der Plan des Werkes eine systematische Besprechung von wirtschaftlichen und Wohlfahrtseinrichtungen ausschloß, so müssen wir um so dankbarer sein, wenn anläßlich der Darstellung des Kompetenzkreises der betreffenden Behörden einiges hierauf Bezügliche verlautbart. So zum Beispiel in Ansehung der Armenpflege. Wir erfahren zum ersten Male, daß jeder arbeitsunfähige Athener, der weniger als drei Minen (300 Drachmen, ungefähr = 300 Franks) besaß und den der Rat nicht als unwürdig zurückwies, einer Unterstützung von täglich zwei Obolen ($^1/_3$ Frank) teilhaft ward — ein Betrag, der dem niedersten aus dem Altertum bekannten Tagelohn gleichkommt. Desgleichen erhalten wir Kunde von einem Maximalpreis, der für die Verdingung von Flötenspielerinnen und andern Musikantinnen festgesetzt war; es durften nicht mehr als zwei Drachmen für den Tag gezahlt werden. Zwischen mehreren Bewerbern sollte das Los entscheiden. Ebenso erfahren wir, daß der Müller- und Bäckergewinn behördlicher Beschränkung unterlag und der Brottarif mit Rücksicht auf die jeweiligen Körnerpreise festgestellt ward. In diesem Zusammenhange mag auch einer Vorkehrung gedacht werden, welche gegen die Ausbeutung einer wirtschaftlichen Zwangslage getroffen wurde. Es geschah dies beim Abschluß des Bürgerkrieges im Jahre 403. Da wurde denjenigen Anhängern der besiegten und amnestierten oligarchischen Faktion, welche aus Furcht vor Privatrache Athen eine Zeitlang meiden zu müssen glaubten, das benachbarte Eleusis als Aufenthaltsort angewiesen. Um nun ein übermäßiges

Emporschnellen der Wohnungspreise hintanzuhalten, wie ein solches infolge des erwarteten Andranges von Mietparteien leicht eintreten konnte, sollten gewählte Schiedsrichter die Entscheidung treffen. Doch es kann nicht meine Absicht sein, den Leser mit einem Sturzbad unverbundener, wenngleich an sich anziehender und lehrreicher Notizen zu überschütten. Ich wende mich lieber zu dem wichtigsten Teil meiner Aufgabe, zur Erörterung der Frage, ob und inwieweit es möglich ist, aus dem neuentdeckten Buche auch schon jetzt belangreiche, die gangbaren Auffassungen wesentlich modifizierende Schlüsse zu ziehen.

Ich muß die Bemerkung voranschicken, daß das Werk aus zwei dem Umfang und noch mehr dem Werte nach sehr ungleichen Hälften besteht. Die ersten einundvierzig Kapitel enthalten eine geschichtliche Darstellung der atheniſchen Verfassungsentwicklung, die sich mehrfach zu einer Erzählung historischer Ereignisse erweitert. Die zweite, weit kleinere Hälfte (Kapitel 42—63), wozu noch die verstümmelten Schlußblätter kommen, schildert die zur Zeit des Verfassers geltenden Einrichtungen und entspricht somit dem, was in unsern Handbüchern der „Altertümer" als der systematische oder antiquarische Teil bezeichnet wird. Hier ist der Gewinn, den wir aus der neuerschlossenen Quelle schöpfen, zwar immer noch ein bedeutender — werden doch gar manche Streitfragen wie im Handumdrehen entschieden —, aber doch im großen und ganzen ein ungleich geringerer. Denn weitaus das meiste war uns bereits durch Schriftsteller des späten Altertums bekannt geworden, welche die eben jetzt zutage getretene reiche Erzader dereinst sorgsam ausgebeutet hatten.

Ganz anders steht es mit dem ersten oder historischen Teile. Aus diesem ersehen wir mit Ueberraschung, daß die Fortbildung der atheniſchen Verfassung einen weit höheren Grad von Kontinuität aufweist, daß sie weit mehr die Merkmale stetiger organischer Entwicklung besitzt, als wir bisher zu ahnen vermochten. Es ist eine historisch-politische Einsicht von allerhöchstem Werte, die uns hier Aristoteles vermittelt. Die Größe Athens war kurzlebig genug; aber sie wäre — dies können wir mit voller Zuversicht behaupten — gewiß noch weit kurzlebiger gewesen, wenn die Dinge sich in Wahrheit so zugetragen hätten, wie ein Plutarch sie uns schildert; wenn dort, wo wir jetzt organischen Naturwuchs erkennen und bewundern, alles so sprunghaft, so unvermittelt, so unhistorisch sich vollzogen hätte. Angesichts dieses fundamentalen Wandels, den nunmehr unsre Anschauung von dem Gange des atheniſchen Verfassungslebens erfährt, fühlt man sich fast versucht, typische Gesetze des historischen Ver-

gessens und Entstellens zu formulieren. Drei derartige Gesetze treten uns hier — freilich nicht zum ersten Male, aber mit einer so erschreckenden Deutlichkeit wie wohl niemals zuvor — entgegen. Große Vorgänger verschwinden gänzlich oder nahezu im Schatten größerer Nachfolger. Eine lange Entwicklungsreihe besitzt die Neigung, sich in einen Punkt zusammenzudrängen und in der Hand oberflächlicher und effekthaschender Schriftsteller sich zu einem Theatercoup oder einer Staatsaktion zu verdichten. Das Schlimmste aber hat ein Zickzackgang der Entwicklung von der nicht mit sorglicher und gewissenhafter Treue gehüteten Ueberlieferung zu befahren. Denn diese liebt es gar oft, die Rolle eines kunstreichen Ingenieurs zu spielen. Sie regelt den Strom eines geschichtlichen Verlaufes. Sie läßt uns dort schnurgerade Linien erblicken, wo in Wahrheit windungsreiche Krümmungen vorhanden waren. Reichliche Belege für das Walten dieser geschichtsfälschenden Tendenzen wird uns ein Ueberblick über die wichtigsten Wandlungen liefern, welche das Verfassungswesen Athens im Laufe der Zeiten erfahren hat.

Sogleich das Ende der Königsherrschaft erscheint uns jetzt in völlig verändertem Lichte. Nach dem Tode des Kodros — so hieß es bislang — ist das Königtum frischweg abgeschafft und die oberste Gewalt einem Archon genannten Beamten übertragen worden, der gleich seinen Nachfolgern dem Königshause angehörte und dessen Würde eine lebenslängliche war. So wurde der Ursprung des Archontats, der späteren jährigen Herrschaft von neun Archonten, erklärt. Diese Darstellung war wohl geeignet, Bedenken zu wecken, und hat dieselben in der Tat wachgerufen. Vor genau zwanzig Jahren hat ein seither verstorbener deutsch-russischer Gelehrter, Karl Lugebil — verwunderlicherweise zum ersten Male — ernsthaft die Frage aufgeworfen: „Wodurch unterschied sich denn ein lebenslängliches Staatsoberhaupt aus königlichem Geschlecht von einem wirklichen König?“ Die bis dahin gangbare Antwort hatte gelautet: „Durch seine Verantwortlichkeit.“ Allein wie ließ sich die strenge Verantwortlichkeit eines Herrschers mit der lebenslangen Dauer seiner Herrschaft vereinigen? Bloße verfassungsmäßige Einschränkungen hat gar manches Königshaus erfahren, ohne daß darum die monarchische Würde ihren Namen verändert hätte. So in Sparta, wo die königliche Gewalt durch den steigenden Einfluß der Ephoren fast zu einem Schatten verflüchtigt worden war. Und wenn Königin Viktoria nicht den zehnten Teil der Machtfülle besitzt, über welche einst Königin Elisabeth verfügte, so hat sie darum doch nicht aufgehört, Königin zu heißen. Der Name pflegt auf

diesem Gebiete die Sache zu überdauern, und nichts spricht dagegen, daß dasselbe in Athen der Fall gewesen sei. Ja, ein Umstand spricht mit ausschlaggebender Kraft dafür: die Tatsache nämlich, daß nicht nur zur Zeit der Adels-, sondern auch zu jener der vollentwickelten Volksherrschaft der Königstitel, dessen Träger nunmehr einer der neun Archonten war, unverändert fortbestand. Wie war dies möglich, wenn hierin jemals ein Bruch der geschichtlichen Kontinuität stattgefunden hat?

Die einsichtsvollen Darsteller der griechischen Geschichte haben demgemäß die altherkömmliche Erklärung des Archontats neuerlich verworfen, ohne jedoch eine bessere an ihre Stelle setzen zu können. Nunmehr empfangen wir eine solche aus den Händen des Aristoteles. Königen von geringer Kriegstüchtigkeit wurde zuerst ein Feldoberster (Archon Polemarchos) an die Seite gesetzt; ein oberster Verwaltungsbeamter (der spätere Archon Eponymos) schloß sich diesem an. Man wird an die Hausmaier erinnert, welche die Gewalt der merowingischen „rois fainéants" Stück um Stück an sich rissen. Die Königsgewalt war mehr und mehr zusammengeschrumpft; bald blieb nichts von ihr übrig als die Vertretung des Staatswesens nach außen und zumal den Göttern gegenüber: die priesterlichen Funktionen des nominellen Staatsoberhauptes und die mit ihnen innerlich verknüpfte, weil auf religiöser Grundlage ruhende Teilnahme an der Blutgerichtsbarkeit. So hatte sich die spätere Kompetenz des Archon-Königs aus der Gesamtheit der Befugnisse wie von selbst herausgeschält. Ein leichter Anstoß, der Regierungsantritt eines auffallend unbegabten Herrschers z. B. konnte genügen, um den langsamen Umbildungsprozeß vollends abzuschließen; das Königtum starb eines natürlichen Todes; man war aus ihm unvermerkt in die zweite Etappe der Verfassungsentwicklung, in die Adelsherrschaft, hinabgeglitten.

2

Geradezu verblüffend wirken die Mitteilungen über Drakon. Hätte ein Kandidat noch vor zwei Wochen derartiges am Prüfungstische vorgebracht, eine derbe Zurechtweisung wäre ihm nicht erspart geblieben. Wir kannten Drakon lediglich als den Verfasser oder (nach der richtigeren Ansicht) als den Kodifikator blutig-strenger Strafgesetze; wir lernen ihn nunmehr als den Urheber der wichtigsten Verfassungsreformen kennen. Das Los als Mittel der Beamtenbestellungen galt uns als das Merkzeichen der voll entfalteten atheniſchen Volksherrschaft, wenn nicht gar als der

Ausfluß demokratischen „Neides und Mißtrauens"; wir sehen jetzt, daß es mindestens seit Drakon unter den Einrichtungen des Adelsregiments bereits eine breite Stelle einnahm. Einige der belangreichsten Neuerungen, die eine von keiner Seite angefochtene Tradition dem Solon beilegte, erweisen sich als das Werk seines kaum minder bedeutenden Vorläufers. Daß wir freilich schon hier von einer Volksversammlung (Ekklesia) zu hören bekommen, muß nicht eben allzuviel bedeuten. Denn an Vollversammlungen aller politisch Berechtigten hat es, wie die homerischen Gedichte zeigen, selbst zur Zeit der Königsherrschaft nicht gefehlt; und der Kreis derselben schloß auch unter Drakon nur die „Waffentragenden" in sich, d. h. die Reiter und die Schwerbewaffneten, was in jenem Zeitalter nur die Wohlhabenden waren. Weit mehr besagt die einschneidende Schmälerung, welche die Macht des Areopags durch eben diesen Gesetzgeber erfuhr. Es war dies die älteste und bis dahin die einzige politische Körperschaft gewesen; ihre Befugnisse waren nahezu unbegrenzt. Sie war die oberste Verwaltungsbehörde; sie bestellte und entsetzte alle oder nahezu alle Beamten; sie verhängte Strafen und Bußen, ohne an ein geschriebenes Gesetz gebunden zu sein. Schon Drakons Kodifikation des Strafgesetzes mußte eine ihre Machtfülle einschränkende Wirkung üben; in weit höherem Maße tat dies die Schaffung des Senates, jenes Rates der Vierhundert, die unsre bisherige Ueberlieferung dem Solon zuschrieb.

So hat denn Drakon die ersten Schritte auf der Bahn getan, welche schließlich zur politischen Annullierung des Areopags und zur reinen Volksherrschaft führte; aber freilich nur die ersten Schritte. Denn die Bekleidung bedeutender Staatsämter war an einen hohen, zum Teil erstaunlich hohen Zensus geknüpft. Die Besitzlosen entbehrten auch fortan des aktiven Wahlrechts, und selbst die Art, in welcher das Los bei Besetzung der Ratsstellen und der niedrigen Aemter in Anwendung kam, zeugt, so seltsam dies auch klingen mag, mehr für als gegen den aristokratischen Charakter des damaligen Staatswesens. Ich denke an das Verbot, daß einer zweimal zu demselben Amt erlost werde, „ehe alle daran gekommen sind". Setzt doch diese Bestimmung augenscheinlich einen noch engen Kreis von Aemterfähigen*) voraus; mit andern Worten, da die sämtlichen

*) So kommt ein Wort des trefflichen alten Schoemann wieder zu Ehren: „Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade in den älteren Zeiten diese Besetzungsart am meisten beliebt gewesen ist, und zwar eben in den Oligarchien um so mehr, je mehr in dem engeren Kreise der Berechtigten jeder einzelne Anspruch machte, für gleich befähigt zu gelten. (Griechische Altertümer, B. I², S. 154.)

Mitglieder der drei oberen von den vier (wieder nicht erſt von Solon geſchaffenen!) Schatzungsklaſſen gemeint ſind, eine noch geringe Ausbreitung des Wohlſtandes. Und wie ſollte dies anders ſein? Befand ſich doch das Land, wie Ariſtoteles in einem inhaltsſchweren Satze bemerkt, „in den Händen weniger", und die Maſſe der Landbebauer war, dank dem harten Adelsregiment und dem grauſamen Schuldrecht eines rohen Zeitalters, in Leibeigenſchaft geraten, ja ſogar zum Teil in die Fremde verkauft worden.

An dieſe tiefen und dem Anſchein nach unheilbaren wirtſchaftlichen Schäden hatte Drakon nicht gerührt. Die ſchwere Not der Zeit fand ihren Meiſter in Solon, auf deſſen liebenswerte und verehrungswürdige Geſtalt hier wieder einige neue Lichtſtrahlen fallen durch die Mitteilung mehrerer bisher unbekannter, ſeinen politiſchen Dichtungen entnommener Verſe. Durch das Vertrauen aller Parteien, die ſich eben noch in blutigen Kämpfen befehdet hatten, zur zeitweiligen Staatsleitung berufen und mit den weitgehendſten Vollmachten ausgeſtattet, begriff er, daß das ungeheure Uebel nicht durch gelinde Heilmittel zu beſeitigen ſei. Er beſchloß die grundſätzliche Abſchaffung der Schuldknechtſchaft und zugleich jene „Laſtenabſchüttelung" (Seiſachtheia), über deren Weſen und Umfang in alter und neuer Zeit ſo viel geſtritten worden iſt. Schon ein Zeitgenoſſe des Ariſtoteles, der Geſchichtſchreiber Androtion, hat es mit der Ehrfurcht, die man dem großen Geſetzgeber zollte, nicht vereinbar gefunden, ihm einen gewalttätigen Eingriff in erworbene Rechte zuzutrauen, und er wollte demgemäß nicht an eine Tilgung der Schulden, ſondern nur an eine Ermäßigung derſelben glauben, welche die Folge der von Solon verfügten Reduktion des Münzfußes geweſen ſei. Darin ſind ihm viele Neuere gefolgt, ohne zu bedenken, daß dem vermögensloſen Schuldknecht wenig damit geholfen war, wenn er ſtatt hundert Drachmen, die er nicht beſaß, deren dreiundſiebzig zu zahlen hatte, die er ebenſowenig beſaß. Daß die beiden Maßregeln nichts miteinander gemein hatten, daß der Uebergang vom alten äginäiſchen zum euböiſchen Münzfuß vielmehr nur handelspolitiſchen Zwecken diente und dazu beſtimmt war, dem atheniſchen Seefahrer und Kaufmann die Bahn des Weltverkehrs zu öffnen, dies hat erſt

Auf dieſen wie auf verwandte Geſichtspunkte, vornehmlich darauf, daß die Erloſung ſich urſprünglich durch den Spielraum empfahl, den ſie dem Zufall, d. h. nach antiker Auffaſſung göttlicher Dazwiſchenkunft gewährte, hat längſt eine Reihe bedeutender Gelehrter, ſo wieder Karl Lugebil, Fuſtel de Coulanges, Müller-Strübing und Georges Perrot hingewieſen.

vor wenigen Jahren Ulrich Köhler klar erkannt und bündig erwiesen. Nunmehr ist der letzte Zweifel behoben. Solons „Lastenabschüttelung" war wirklich das, was ihr Name besagt, eine vollständige und ausnahmslose Tilgung aller Schuldverpflichtungen, mochte nun der Staat oder ein Privater der Gläubiger sein. Mit Fug konnte der gewaltige Mann sich rühmen, daß er die Mutter Erde von den auf ihr lastenden Schuldsäulen (den Hypothekenzeichen) befreit und zahlreiche Bürger aus der Knechtschaft erlöst habe. Daß selbst ein so konservativer Politiker, wie Aristoteles es war, dieses alles ohne ein Wort des Tadels mitteilt, sich vielmehr nur aufs äußerste beflissen zeigt, Solon von dem schmutzigen Verdachte zu reinigen, er habe aus jener Maßregel unlauteren persönlichen Gewinn gezogen, dies beweist mehr als irgend etwas, daß er — und wo gäbe es einen urteilsfähigeren Zeugen? — in ihr ein Gebot eiserner, unabweisbarer Notwendigkeit erblickt hat. Auch hat diese einmalige Verletzung erworbener Rechte Treu und Glauben nicht im mindesten erschüttert. Niemals ward Aehnliches wiederholt, oder zu wiederholen auch nur versucht; kein Staatswesen hat, wie längst bemerkt worden ist, seine pekuniären Verbindlichkeiten so ernst genommen, wie eben das athenische. Zur Zeit freilich hat Solon keine der streitenden Parteien befriedigt. Dem kleinen Mann genügte das nicht mehr, was er kurz vorher „nicht im Traume zu hoffen gewagt hatte"; er begehrte eine Landaufteilung. Den Optimaten hingegen galt der kühne Sozialreformator als ein abtrünniger Parteigenosse. Seine persönlichen Anhänger endlich konnten es ihm nicht verzeihen, daß er den „Fischzug", zu dem alles vorbereitet gewesen sei, nicht vollbracht, daß er nicht nach der höchsten Gewalt gegriffen habe, aus der auch sie reichen Vorteil zu ziehen gehofft hatten. Nur die Nachwelt hat dem gleich einem Halbgott verehrten Retter des zerrütteten Gemeinwesens mit nie erlöschender Dankbarkeit gelohnt.

Sie hat ihm eben darum, wie wir bereits sahen, auch zahlreiche Reformen zugeschrieben, deren Urheber in Wahrheit Drakon war. Andres, was das Altertum bald ihm, bald dem Pisistratos zuwies (wie das Gesetz gegen Müßiggang und Vagabondage), mag in Wirklichkeit dem letzteren angehören. Allein so groß auch Solons Verdienste auf dem Felde der Zivil- und der Strafgesetzgebung gewesen sein mögen, seine Rolle als die eines politischen Reformators büßt jedenfalls viel von ihrem Glanze ein, ohne darum doch erheblicher Tragweite zu entbehren. Den vier Schatzungsklassen, die er vorfand, hat er die Rechte und Pflichten der Bürger angepaßt. Letzteres mittels einer weise und maßvoll abgestuften (nur im

Bedarfsfall zu erhebenden) Vermögenssteuer, ersteres durch eine sorglich bemessene Verteilung staatlicher Befugnisse. Die Amtsfähigkeit verblieb auch fortan nur den Besitzenden, der Zutritt zu den wichtigsten Aemtern sogar nur den Angehörigen der obersten Schatzungsklasse. Den Mitgliedern der untersten Klasse, den „Lohnarbeitern" (Theten), ward das aktive Wahlrecht, der Anteil an der Volksversammlung und an den Volksgerichten eingeräumt, an welche letzteren auch eine Berufung gegen behördliche Verfügungen ergehen konnte. Dies war eine überaus folgenreiche Neuerung, wohl dazu angetan, den Schwerpunkt der Macht mehr und mehr zugunsten der Masse zu verrücken. Doch zunächst blieb immer noch der Areopag „der Anker des Staates". Ihm eignete neben dem Blutbann die Oberaufsicht über den Vollzug der Gesetze und die Aburteilung von Staatsverbrechern. Die Zusammensetzung dieses hohen Rates war dieselbe wie vordem und nachher. Alle Archonten, die ihr Amt mit Ehren verwaltet hatten, wurden in seinen Schoß aufgenommen. Allein eben die Bestellungsweise der Archonten erlitt jetzt eine nicht wenig denkwürdige Umgestaltung.

Die Bedingungen der oligarchischen Erlosung waren nicht mehr, die der demokratischen noch nicht vorhanden. Solange und soweit der Kreis der Aemterfähigen und der überhaupt politisch Berechtigten nicht zusammenfiel, war die Erwählung, nicht die Erlosung der Beamten das durch die Natur der Sache vorgezeichnete Verfahren. Konnten doch nur so die zahlreichen Minderberechtigten aus den wenigen Meistberechtigten eine ihren Interessen zusagende Auswahl treffen. Da ist es denn für die Stetigkeit atheniſcher Verfassungsentwicklung gar sehr bezeichnend, daß Solon die Wahl der Archonten wenigstens noch immer in die Form der Losung gekleidet hat. Aus vierzig nominierten Kandidaten wurden die neun Archonten durch das Los erkoren. Diese unsers Wissens völlig beispiellose Vereinigung der beiden Methoden mochte sich freilich auch als eine Schutzwehr gegen Bestechung und Einschüchterung empfehlen — ein Schutz, dessen die soeben erst aus dem Bann der Hörigkeit erlösten Massen nur schwer entraten konnten. Allein, daß diese Rücksicht nicht die einzige und kaum die entscheidende war, dies lehrt uns eine andre noch weit merkwürdigere Tatsache. Als in einer späteren Epoche die Erwählung der Archonten endgültig der Erlosung Platz gemacht hatte, da wurde die Doppelstufigkeit des Prozesses (eine zweite Erlosung, die aus dem Ergebnisse der ersten eine Auslese traf) als ein Rest oder Rudiment jener alten Verfahrungsweise beibehalten. So sehr liebte man es in Athen

nicht minder als in Rom oder in England, den Faden der Tradition nicht ohne Not abzureißen und den neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Fürwahr, die französischen Revolutionsmänner waren nicht wohl beraten, wenn sie sich auf das Vorbild antiker Freistaaten zu berufen liebten. Die athenischen Staatsmänner der besseren Zeit zum mindesten glichen weit mehr einem Edmund Burke oder sonst einem „stickler for precedent", als einem Abbé Sieyès oder andern Verfassungsmachern.

3

Einmal freilich ist auch an dieses Staatswesen die Nötigung herangetreten, einen gewaltigen Neubau aufzuführen. Allein es ist dies ganz eigentlich eine jener Ausnahmen, welche die Geltung einer Regel bekräftigen. War doch jene Notwendigkeit ganz und gar durch das Verlangen bedingt, neue Bedürfnisse mit alten Gefühlen zu versöhnen. Hätte man die letzteren mißachten oder ihnen volle Befriedigung versagen wollen, es hätte nimmermehr des staunenswerten Aufwandes kunstreichen Scharfsinns bedurft, welcher Kleisthenes zu einem Staatskünstler allererſten Ranges erhoben hat. Doch ehe wir das Werk des größten athenischen Staatsmanns würdigen können, welches die Wirren der solonisch-pisistrateischen Epoche abschloß und die Triumphe der Perserkriege vorbereiten half, muß ich mir eine kurze Betrachtung allgemeiner Art erlauben.

Der antike Mensch begriff und empfand den Staatsverband nur als einen erweiterten Familienverband. Seine Grundlage war die Blutsgemeinschaft, seine Krönung der Schutz gemeinsam verehrter Götter. Wo wirkliche Verwandtschaft nicht vorhanden oder nicht glaubhaft war, da spendete die Nährmutter alles primitiven mit Dauer vereinbaren Fortschritts, die Fiktion, ihren segensreichen Beistand. Man tat dergleichen, als besäße man gemeinsame Ahnen; man opferte und betete an denselben Altären, wie es den Gliedern einer Sippe ziemt. Je umfassender solch ein Gesamtverband war, um so reicher mußte er innerlich ausgestaltet und gegliedert sein. Ein System konzentrischer Kreise — das Hauswesen, das Geschlecht, die Brüderschaft, der Stamm — umschloß den einzelnen und knüpfte ihn an das Staatsganze. Nur innerhalb dieser mit besonderen Kulten ausgestatteten, von besonderen Schutzgöttern behüteten Genossenschaften war es dem Bürger warm und traulich zumute. Dem Staate ohne jede oder nur durch eine gemütlose Vermittlung (nach Art unsrer politischen oder Wahlbezirke) verbunden zu sein — bei solch einem

Gedanken, wenn er anders dem Griechen und zumal dem Athener faßbar geweſen wäre, hätte es ihn durchfröſtelt. Es waltet hier derſelbe, dem Kunſttrieb eng verſchwiſterte horror vacui, welchem auch die von einem einzigen, einſam thronenden Gott regierte Welt als öde und unheimlich, wenn nicht gar als grauenhaft und gottverlaſſen gegolten hat.

Die Aufgabe nun, welcher Kleiſthenes ſich gegenüber fand, war eine der heikelſten, die ſich erſinnen laſſen. Als er nach der Vertreibung der Piſiſtratiden im Parteikampfe mit Iſagoras, dem Führer der Optimaten, die Notwendigkeit empfand, die populäre Seite zu verſtärken, vermehrte er die Bürgerſchaft durch eine anſehnliche Zahl von Neubürgern, die vorher teils fremde Beiſaſſen, teils freigelaſſene Sklaven geweſen waren. Der Aufnahme derſelben in die Bürgerſchaft mußte ihre Einreihung in jene Unterabteilungen derſelben, vor allem in die oberſten, die Stämme, vorangehen. Wie war dieſe zu bewerkſtelligen? Sollten die Neubürger den alten vier Stämmen oder Phylen einverleibt und aufgedrängt werden? Dies hieß, die heiligſten Gefühle der bisherigen Stammesgenoſſen verletzen und ſie aufs äußerſte erbittern. Sollten ſie in neuen Stämmen vereinigt werden? Dies hieß den Antagonismus der Alt- und Neubürger verewigen, wenn nicht gar den Bürgerkrieg vorbereiten. Kleiſthenes griff zu einem ebenſo kühnen als weiſen Auskunftsmittel. Er ſchaffte die alten Phylen ab und erſetzte ſie durch neue. Das nationale Heiligtum von Delphi, deſſen Intereſſen Kleiſthenes zu fördern verſtanden hatte, verſagte nicht ſeine Mitwirkung an dieſer radikalen Neuerung. Das Orakel nannte die Namen von hundert Heroen oder Halbgöttern, aus welchen das Los zehn als Schutzpatrone der neuen Stämme auslas. Man beachte hier nebenbei den überraſchenden Parallelismus dieſes Verfahrens mit der ſoloniſchen Methode der Archontenbeſtellung. Der ſchwierigſte Teil des Problems war jedoch noch zu löſen. Welches Band ſollte die neuen Phylengenoſſen vereinigen und zuſammenhalten? Es konnte nicht das Band der gemeinſamen, wirklichen oder vermeintlichen, Abſtammung ſein. Denn auch die Brüderſchaften und die Geſchlechter umzumodeln — ſolch ein Eingriff in das intimſte Leben des Volkes wäre nicht mehr kühn, er wäre waghalſig geweſen. Der ebenſo kluge als mutige Reformator erſtreckte die Neuerung nur genau ſo weit, als die unbedingte Notwendigkeit es erheiſchte.

Er ließ jenen ganzen altehrwürdigen Unterbau der vier Stämme unverſehrt beſtehen und ſtellte nur die neuen Stämme auf eine völlig verſchiedene Grundlage. Das Geſchlechts- oder Gentilprinzip ward durch das örtliche oder territoriale erſetzt. Die Angehörigen von je einer Anzahl

von Gauen (Demen) wurden zu je einem Stamme verschmolzen. Sie und ihre Nachkommen — mochten die letzteren auch ihren Wohnsitz wechseln (man beachte diese dem alten Prinzip erwiesene Huldigung) — wurden zu neuen staatlichen und Kultgenossenschaften verbunden. Es waren dies die zehn Phylen, die Grundpfeiler, welche fortan den Bau des attischen Staatswesens trugen. Allein die Schwierigkeiten waren damit noch nicht zu Ende. Die alten Linien, welche die Bürgerschaft durchzogen, waren überall von neuen durchkreuzt, die erbgesessene Bürgerschaft und der junge Zuwachs waren durcheinander gerüttelt und geschüttelt, ja bis zur Ununterscheidbarkeit vermengt. Aber wäre Kleisthenes hier stehen geblieben, sein Werk wäre nur zur Hälfte getan gewesen. Indem er die eine Quelle des Unfriedens schloß, eröffnete er eine andre und kaum minder bedrohliche. Wurden die Bewohner je einer Landschaft zu einem Ganzen vereinigt, so war das Erwachsen von Landsmannschaften oder solchen Parteien zu gewärtigen, die man neuerlich, zumal in Italien, regionale genannt hat. Die Gebirgsbewohner wären zum Streit gegen die Interessen der Meeranwohner, diese zur Fehde gegen die Insassen der fetten Ebenen organisiert und gerüstet gewesen. Daß diese Gefahr keine eingebildete war, dies hatte die jüngste Vergangenheit nur allzu deutlich gelehrt. War doch die Usurpation des Pisistratos eben aus derartigen Faktionskämpfen hervorgegangen. Er selbst hatte sich an die Spitze des armen, radikal gesinnten Bergvolkes gestellt, während oligarchische Bestrebungen im fruchtreichen Flachland ihren Sitz hatten, und das handeltreibende Seevolk den Fahnen des hochadligen, aber bürgerfreundlichen, man möchte sagen whiggistischen Megakles folgte. So hat denn Kleisthenes sein Reformwerk durch die Ausführung eines Gedankens gekrönt, dessen Genialität man niemals genug bewundern kann. Während er das Territorialprinzip an die Stelle des Gentilprinzips setzte, raubte er ihm zugleich seinen giftigen Stachel. Die Gaue oder Demen, deren Bewohner zu einer Phyle verbunden wurden, sollten nicht durchweg örtlich zusammenhängen. Dies wußten wir bisher im allgemeinen; das System, welches dieser Gruppierung zugrunde lag, war uns unbekannt geblieben. Das ganze Land — so erfahren wir nunmehr — ward in drei Regionen geteilt: in die hauptstädtische, die Binnen- und die Seeregion. Jede derselben ward in zehn Unterabteilungen zerlegt, Drittelschaften (Trittyen) genannt, deren es im ganzen somit dreißig gab und von denen jede wieder eine Anzahl von Gauen in sich begriff. Aus je drei der Trittyen endlich — einer aus jeder der drei Regionen — ward mittels des Loses je eine der zehn Phylen gebildet. So

vereinigte jede derselben, wie Alt- und Neubürger, so auch Angehörige der verschiedenartigsten Landesteile und Interessenkreise. Der einheitliche Staatsgedanke triumphierte endgültig über jegliches Sondertum.

Dieser Aufbau eines Staatsganzen aus halb künstlichen Gebilden — aus Bürgerverbänden, die einer geschlossenen Territorialbasis ermangelten — ist eine der wundervollsten politischen Konzeptionen, welche jemals einem Menschengehirn entsprungen sind. Sie vereinigt die Vorteile des Zentralismus mit den Vorzügen des Föderalismus. Sie leiht dem „guten Streit" des Hesiod Flügel und lähmt die Kraft seines häßlichen Widerspiels. Sie weckt und stärkt den dem gemeinen Wohl frommenden Wetteifer, während sie dem gemeinverderblichen Zwist buchstäblich den Boden unter den Füßen wegzieht.

Der zum Siege gelangte Unitarismus war mithin keineswegs ein starrer und straffer, das Eigenleben der kleineren Kreise aufzehrender Zentralismus. Ganz im Gegenteil. Das Staatswesen war noch reicher gegliedert als vormals, und jedes dieser Glieder war von kräftigem, die praktischen Bedürfnisse nicht minder als die des Gemütes befriedigendem Leben durchströmt. Die religiöse sowohl als die Interessengemeinschaft schlang ihr einigendes Band um die Angehörigen der großen wie der kleinen Körperschaften. Die gemeinsam genossenen Festfreuden, der Gesamtbesitz von Heiligtümern, Grundstücken, Bibliotheken, Grabstätten und dergleichen mehr brachte Phylen- und Demengenossen einander nahe und strahlte jene wohltuende, den Familiengefühlen verwandte Wärme aus, welche der Grieche auch im Bereich des öffentlichen Lebens nicht zu entbehren vermochte.

Auch als Organen des Gesamtstaats, als Behelfen der politischen Arbeitsteilung fiel den Stämmen die belangreichste Rolle zu. Daß von den Demen — den Unterabteilungen der Trittyen*) — Aehnliches gilt, war uns bisher nicht in vollem Umfang zu wissen vergönnt. Auch hat ein dahin zielendes antikes Zeugnis selbst bei den berufensten Auslegern nicht die ihm gebührende Beachtung und Beleuchtung gefunden. Längst wußte jeder, der es wissen wollte, daß den Demen noch andre und höhere gesamtstaatliche Aufgaben oblagen, als die bloße Führung der Zivilstands-

*) Hat Kleisthenes die Zahl der Demen wirklich auf hundert gebracht, so daß jede Phyle deren zehn besaß? Die viel umstrittene Frage scheint auch jetzt nicht mit unbedingter Sicherheit lösbar. Höchst wahrscheinlich aber ist es, daß jene Hundertzahl niemals vorhanden war und daß die „hundert Heroen" die vom delphischen Heiligtum genannten waren, aus welchen die zehn Phylen-Patrone erlost wurden.

regiſter und die Kontrolle der Bürgerrollen. Sie erwählten die Geſetzgebungskommiſſionen, — eine Tatſache, welche in einem Volksbeſchluß (dem bei einem Redner erhaltenen ſogenannten Dekret des Tiſamenos) unzweideutig bekundet wird. Wenn die Altertumsforſchung dies überſehen und verkannt hat, ſo war ihr Sinn vielleicht nicht immer elaſtiſch genug, um ſich dem geſchmeidigen Geiſt der Athener anzupaſſen, der verſchiedenen Zwecken die verſchiedenartigſten Mittel dienſtbar zu machen verſtanden hat. Wahlen aus der Geſamtbevölkerung, Wahlen in den Phylen, Wahlen in den Demen, Ternavorſchläge der Phylen, ein Gemenge von Wahl und Erloſung, endlich die reine Erloſung ſtatt der Wahl dort, wo die Verantwortlichkeit keine konzentrierte und keine Fachbildung erforderlich war, wo vielmehr alles darauf ankam, die Maſſen am Staatsleben energiſch zu beteiligen, ſie mit Selbſtgefühl und Staatsgeſinnung zu durchtränken und die Härten einer einſeitigen Majoritätsherrſchaft zu mildern — dies alles hat im attiſchen Staatsweſen nicht nur nacheinander, ſondern auch großenteils nebeneinander beſtanden und ein harmoniſches Geſamtergebnis geliefert. Die Demen als Wahlkörper der Geſetzgebungskommiſſionen aber paſſen aufs allerbeſte in den Rahmen jener zahlreichen Anſtalten, welche dazu dienten, den Akt der Geſetzgebung mit allen erdenklichen, jede Ueberſtürzung und jede parteiiſche Einſeitigkeit verhütenden Vorkehrungen zu umgeben, und die nur in den auf Verfaſſungsreviſion bezüglichen Beſtimmungen der nordamerikaniſchen Einzelſtaaten ihresgleichen finden. Die Demenwahl war das, was wir heutzutage als „scrutin d'arrondissement“ im Gegenſatz zum „scrutin de liste“ bezeichnen. Das Liſtenſkrutinium macht die Minderheit mundtot. Man denke ſich einen extremen Fall: die ſämtlichen Abgeordneten eines ganzen Landes werden mittels einer Liſte erwählt; hier kann es geſchehen, daß die eine der zwei um die Herrſchaft ringenden Parteien die Hälfte der Bürger in ſich begreift und dennoch ganz und gar unvertreten bleibt. Dieſer äußerſte Fall konnte in einem antiken Freiſtaat noch überboten werden. Denn die eine der beiden Parteien mochte auf dem Marktplatze der Hauptſtadt zufällig in ſtärkerer Zahl erſcheinen als die andre; und da die beweglicheren, beſitzloſen und neuerungsſüchtigen Bevölkerungselemente allezeit die Tendenz beſitzen, in den großen Städten zuſammenzuſtrömen, ſo begreift man leicht, von welcher Art die Gefahr war, der es vorzubeugen galt. So erfahren wir denn nunmehr, nicht ohne freudige Ueberraſchung, daß jener Schutz der Minderheit und, wie wir hinzufügen dürfen, vorzugsweiſe der ſtaatserhaltenden Minderheit ein weit ausgedehnterer war, als man bisher ahnen konnte. Die Archonten

wurden bald nach der Reform des Kleisthenes aus Kandidaten erlost, welche die Demen nominiert hatten. Und daß die Demen in jener Epoche die Wahlkörper auch für zahlreiche andre Beamten gebildet haben, dies versichert uns Aristoteles ausdrücklich; die alte Gepflogenheit klingt in dem nie erloschenen Brauche nach, mindestens die Ratsherren in den Demen zu erlosen.*) Freilich kommt anläßlich der letzteren Meldung auch die Kehrseite der Einrichtung zum Vorschein: die übergroße Stärke lokaler Einflüsse, vor allem die weit größere Leichtigkeit, mit welcher in kleinen Wahlbezirken Bestechung geübt wird. Derartige Uebelstände haben, wie unser Gewährsmann erwähnt, die Bezirkswahl mehr und mehr zurückgedrängt und die Bedeutung der Demen, unter welchen es ja auch „faule Burgflecken" wie jenes nur dreißig Wähler umfassende Myrrhinus gab, zugunsten der Hauptstadt abgeschwächt.

Zu den von Kleisthenes geschaffenen Institutionen gehört das vielberufene Scherbengericht, der Ostrazismus. Die Zeit ist vorüber, in welcher Deklamationen über die Undankbarkeit des athenischen Volkes im Schwange waren, die ihre Nahrung vornehmlich aus dem Zerrbild zogen, welches das spätere Altertum eben von dieser Einrichtung entworfen hat. Ihr Wesen ist hauptsächlich von Grote klargelegt worden. Es war ein Sicherheitsventil, welches den hochgespannten Dämpfen der Parteileidenschaft einen Ausweg eröffnete; der Notbehelf eines Zeitalters, in welchem die Staatsmacht noch nicht auf hinreichend festen Grundlagen ruhte, um der gelegentlichen Anwendung einer Ausnahmsmaßregel entraten zu können, die man sehr treffend mit der Ausweisung monarchischer Prätendenten verglichen hat. Nur ein greller Fall widersprach dem glaubhaften Gesamtbild, welches wir endlich von dieser Institution gewonnen hatten: die angebliche, von Plutarch berichtete Ostrazisierung des gelehrten Musikers Damon, eines Zeitgenossen und Freundes des Perikles. Aber freilich, „mir soll alles recht sein, wenn man Plutarch nur nicht für einen Geschichtschreiber ausgibt". Dieses Wort Wilhelm v. Humboldts, an welches man bei dem Vergleich der aristotelischen mit den plutarchischen Angaben so häufig gemahnt wird, man tut wohl daran, seiner auch hier nicht zu vergessen. Der Stagirit erwähnt jenen Vorfall nicht; das würde an sich nicht viel beweisen. Wohl aber erzählt er uns, daß ein andrer Freund des Perikles, der ein wirklicher, tätiger Politiker war, ein Gaugenosse des Damon und ein Namensverwandter desselben, vom Ostrazismus betroffen

*) Das ward schon erkannt von Hauvette-Besnault, Corresp. hellén. V, 368.

wurde. Damon, der Sohn des Damonides aus dem Demos Oie, und Damonides (Sohn des Damon?), gleichfalls aus dem Demos Oie, — wie sollte der liebenswürdige und vielbelesene Moralist von Chäronea, dem nur alles andre wichtiger war als die scharfe, objektive Auffassung des Tatsächlichen, den sich darbietenden Anlaß nicht benutzt und die beiden nicht miteinander verwechselt haben? Man kennt auch die Erzählung von der Nemesis, welche angeblich den Kleisthenes ereilt hat. Er soll sich in seiner eignen Schlinge gefangen haben und das erste Opfer des Scherbengerichts geworden sein. Dies klang so schön, so erbaulich, wie dazu geschaffen, das alte Wort von jenem, der andern eine Grube gräbt, aufs hellste zu beleuchten. Wie schade, daß von dem „fabula docet" nichts übrig bleibt als eben die Fabel, als welche das Geschichtchen Aelians sich jetzt entpuppt hat!

Kleisthenes war der Begründer der atheniſchen Demokratie. Er hat allerdings nicht sowohl den Kreis der Volksrechte erweitert, als vielmehr die Masse des Volkes selbst vergrößert, das an jenen Rechten teilnahm. Auf der von ihm erschlossenen Bahn ist der Demos fortgeschritten, aber weit langsameren, weit bedächtigeren, weit gemesseneren Schrittes, als man bislang zu glauben gewohnt war. Wieder war es Plutarch, der auch hier die Geschichte zwar keineswegs absichtlich entstellt, aber durch Sorglosigkeit und Streben nach Effekt aufs gründlichste geschädigt hat. Jener Theaterstreich des Aristides, der nach den Siegen von Salamis und Platää mit einem Schlage das allgemeine passive Wahlrecht eingeführt haben sollte, erweist sich als ein Trugbild. Der „gerechte" Volksfreund mag, wenn anders jener Bericht ein Körnchen Wahrheit enthält, den Zugang zu den höchsten Staatsämtern den Mitgliedern der zweiten Schatzungsklasse eröffnet haben. Die der dritten sind jedenfalls erst zwanzig Jahre später zum Archontat zugelassen worden. Den „Theten" oder Proletariern aber scheint der Zutritt zu jenen Aemtern gar niemals ausdrücklich gewährt worden zu sein. Die einschlägigen Gesetzesbestimmungen wurden vielmehr nur durch stillschweigende Nichtbeachtung außer Kraft gesetzt. Aehnliches geschah auch auf andern Gebieten. Wir beginnen die Berechtigung jenes beißenden Ausspruchs zu begreifen, der eben unserm Philosophen in den Mund gelegt wird: „Die Athener haben zwei gar schöne Dinge erfunden, den Weizenbau und treffliche Gesetze; der Unterschied ist nur dieser: von dem Weizen machen sie Gebrauch, nicht aber von den Gesetzen."

Allein nicht nur der Abfall von der zähen Gesetzestreue der Altvorderen ist es, den Aristoteles an seinen atheniſchen Zeitgenossen tadelt.

Er ist der Massenherrschaft überhaupt nicht hold. Den in den erlesensten Gesellschaftskreisen Heimischen stößt der heftige Ton und die polternde Manier zurück, welche Gevatter Gerber und Lampenmacher (ein Kleon und ein Hyperbolos) auf der Rednerbühne eingebürgert hatten. Zu tieferem Widerspruch reizt ihn die kurzsichtige Politik, welche das Gedeihen der Zukunft dem Vorteil des Augenblickes opfert. Dies ist ganz eigentlich der Punkt, an welchem er mit den Demagogen handgemein wird. Eine übermäßige Belastung und Ausbeutung der Reichen zugunsten der Armen hingegen wirft er ihnen weder hier noch anderwärts vor. Er mißbilligt allerdings das Theater- oder Schaugeld, welches übrigens nicht schon (wie bisher allgemein angenommen ward) von Perikles, sondern erst von dem Lyraverfertiger Kleophon gegen die Neige des fünften Jahrhunderts, und auch da nicht dauernd, eingeführt wurde.*) Aber er tut dies, nicht weil diese Spenden den Armen zu viel, sondern weil sie ihnen zu wenig bieten. Hierin ist er ganz und gar eines Sinnes mit Demosthenes. Wie der Redner das Schaugeld eine schwächliche Krankenkost nennt, zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben, so vergleicht der Verfasser der „Politik" dasselbe, weil es die Begehrlichkeit stets wecke und niemals befriedige, mit dem durchlöcherten Danaidenfaß. Beide wollen, daß den Dürftigen reichlicher, die wirtschaftliche Gesundung ermöglichender Beistand gewährt werde, und Aristoteles fügt bedeutsam genug hinzu, daß dies im Interesse auch der Wohlhabenden gelegen sei. Auch ist es tatsächlich nicht wahr, daß die Besteuerung zu Athen eine übermäßige, den Sparsinn und den Erwerbstrieb lähmende Höhe erreicht hat.

Bei aller Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Demagogen erkennt übrigens der Stagirit den unverwüstlich guten Kern des edelgearteten Volkes an, welches sich zwar oft genug täuschen und verführen lasse, bald aber aus seinem Taumel erwache und seine Verführer zu strafen wisse. In warmherzigen, wahrhaft goldnen Worten, welche die Pulse eines Grote und eines Niebuhr hätten höher pochen machen, rühmt der persönliche Freund makedonischer Gewalthaber die „gewohnte Milde" des athenischen Volkes. Und geradezu überschwenglich klingt das Lob, welches er dem Hochsinn und dem staatsmännischen Weitblick des Demos dort erteilt, wo er sein Verhalten nach dem Abschlusse des Bürgerkrieges preist. Nicht nur die Amnestie sei mit unverbrüchlicher Treue ausgeführt, das Angebertum mit rücksichtsloser Strenge niedergehalten worden; das Volk sei auch

*) Anders faßt diese Diobelie v. Wilamowitz auf, Aristoteles und Athen II, 212 f.

über die beim Friedensschluß ihm auferlegten Verpflichtungen weit hinausgegangen, indem es sogar die Schuld, welche die besiegte oligarchische Faktion beim spartanischen Staat aufgenommen hatte, auf sich nahm, sie schleunig abzahlte und dadurch — so können wir hinzufügen — den Bann der Abhängigkeit brach, welcher sonst die Oligarchen an das Ausland gefesselt und gehindert hätte, gute Patrioten zu werden.

Diese Anerkennung ehrt das Volk, das sie empfängt, vielleicht nicht mehr als den Mann, der sie ihm spendet. Denn nur der lauterste Wahrheitssinn hat sie ihm abgerungen. Seine Herzensneigung gehört aristokratischen Staatsmännern und Regierungsformen. Und wie sollte sie nicht? Der Philosoph von Stagira war auch in politischen Dingen ein durch und durch unabhängiger, von keinem Hauch des Servilismus berührter Denker. Aber er war überdies ein vornehmer Weltmann. Hofluft hatte um seine Wiege geweht. Sein Vater stand als Leibarzt und vertrauter Ratgeber einem König nahe. Er selbst war Prinzenerzieher, der Gemahl einer fürstlichen Frau, der Pflege- und präsumtive Schwiegervater eines der höchststehenden Offiziere Alexanders. Wie innig die Freundschaft war, die ihn mit dem Reichsverweser Antipater verband, dies lehren einige uns erhaltene Aeußerungen desselben, die Trümmer der Korrespondenz und das Testament des Aristoteles, welches Antipater mit weitgehender diskretionärer Gewalt zu vollstrecken hatte. Was Wunder, daß die Mitglieder der sozialen Schicht, zu der er selbst gehörte, seiner Neigung und seinem Verständnis ungleich näher standen als die Männer des Schurzfells und des Arbeitskittels. Unter den „anständigeren Leuten" versteht er vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, die Angehörigen unsrer sogenannten „besseren Klassen". Man wird in Hinkunft hoffentlich nicht mehr darüber streiten, ob dieser Ausdruck in der „Politik" die „Tugendhaften" oder die „Gebildeten" bezeichne. So schießt aus dem neuen Buche manch ein Strahl sonnigwarmen Lebens auch auf die Schemen des systematischen Werkes. Feine Umgangsformen und gute Abkunft zählen in des Stagiriten Augen viel, vielleicht allzuviel. Auch wird schweren Mißgriffen eines Edelmannes, wie Nikias einer war, ein Maß von Nachsicht zuteil, welches einem plebejischen Kleon nicht gewährt wird.

Andre mögen ihm darum gram sein; uns macht die menschliche Schwäche den Geistesriesen nur um so liebenswerter, während der Sieg, den er gelegentlich über sie davonträgt, unsre Verehrung steigert. Seiner Abneigung gegen die Demokratie entspricht die knappe Kürze, die kühle Zurückhaltung, mit welcher der Hauptförderer derselben, Perikles, besprochen

wird. Die auffallende Ausführlichkeit, mit welcher die Bewegung des Jahres 411 dargestellt und die damaligen auf die Eindämmung der Volksmacht gerichteten, niemals zur Verwirklichung gelangten Verfassungsentwürfe erörtert werden, gestattet eine ähnliche Erklärung. Sind doch derartige Pläne ohne Zweifel eben in der Umgebung des Aristoteles vielfach ventiliert, und ist ihre Ausführung bald nach seinem Tode von Antipater versucht worden, der hierin der Vollstrecker auch seines politischen Testamentes war. Am überraschendsten wirkt die entschiedene Parteinahme des großen Realisten für Theramenes, den proteusartigen Gegner der Volksherrschaft, den der Volkswitz „Kothornos" zubenannte, nach einer Fußbekleidung, die gleich gut auf beide Füße paßte, und von dem die Komiker scherzten, daß er, so oft er auch stürze, immer weich gebettet sei oder, wie wir sagen würden, stets auf die Butterseite falle. Er verteidigt ihn in ganz ähnlicher Weise, wie Talleyrand in seinen Memoiren sich selbst verteidigt. Es stehe mit ihm nicht so, wie die Oberflächlichkeit behauptet. Er habe nicht alle Regierungen der Reihe nach gestürzt, sondern sich vielmehr bemüht, dem Vaterland unter allen Regierungsformen zu dienen, was die Sache eines guten Bürgers sei; nur den Ausschreitungen einer jeden sei er mannhaft entgegengetreten, und sobald sie entartet war, sei er ihr feind geworden.

Daß Kritias und Alkibiades von dem Verfasser der atheniſchen Verfassungsgeschichte niemals genannt werden, darf uns füglich wundernehmen. Er *will* (so scheint es) die zwei genialen Männer, die er anderswo neben Heroen der Vorzeit nennt, nicht tadeln, und er *kann* ihre verderbliche politische Wirksamkeit nicht loben. Auch mag bei Kritias eine persönliche Rücksicht auf den Großonkel seines verehrten Meisters Platon und bei beiden eine solche auf die Ueberlieferungen der sokratischen Schule mit im Spiel sein. Waren doch kaum zwei Jahrzehnte verflossen, seitdem der Redner Aeschines den Athenern zugerufen hatte: „Ihr habt Sokrates, den Sophisten, getötet, weil er den Kritias erzogen hat."

Doch wir müssen schließen. Ein Jahrzehnt wird nicht ausreichen, um aus dem neuentdeckten Erzgang den vollen in ihm geborgenen Gewinn zu ziehen. Von aller Bereicherung und Berichtigung unsers Wissens abgesehen, wird der Altertumswissenschaft noch eine zwiefache Förderung zuteil. Es tönt ihr aus diesen vergilbten Blättern zugleich ein ermunternder Zuruf entgegen und eine Mahnung zur Bescheidenheit. Neuen Mut mag sie aus der Wahrnehmung schöpfen, daß es der ausdauernden Forschung gelungen war, aus versprengten und oft zerrütteten Notizen so viele Einsichten zu gewinnen, welche nunmehr ihre volle Bestätigung gefunden

haben. Zur Bescheidung aber mahnt die Richtigstellung zahlreicher Irrtümer, die bislang unter uns keine Anfechtung erfahren hatten. Kein Forscher ist so hoch gefürstet, daß seine Fehlbarkeit nicht gar oft in greller Weise zutage träte. Gar manch ein zuversichtlich ausgesprochenes „dies ist unwahrscheinlich", „jenes ist unmöglich" oder „undenkbar" wird hier von der Wucht eines keinen Widerspruch duldenden Zeugnisses zermalmt.

Vor allem aber ist es die Persönlichkeit des Stagiriten, die uns hier, wie nie zuvor, menschlich nahe tritt. Längst freilich ist er uns nicht mehr der Uebermensch, der „maestro di color che sanno", welchem Dante im Vorraum seiner Hölle begegnet war. Seitdem sind sechs Jahrhunderte ins Land gegangen. Aus der Vorhölle des Dichters ist der Philosoph in das Fegefeuer der Kritik geraten. Manch ein Blatt ward aus seinem Ruhmeskranz gepflückt. Seine schlechte Physik, seine durch unzeitiges Einmengen des Zweckbegriffes verdorbene Physiologie, seine mit uraltertümlich-fetischistischen Elementen (den Sterngöttern) versetzte Theologie, seine maßlose Ueberschätzung der eignen Nation und die darauf gegründete Rechtfertigung der Sklaverei — sie finden keinen Anwalt mehr. Auch legen die einsichtsvollsten Aristoteliker der Gegenwart den Hauptton nicht sowohl auf die obersten Prinzipien der Lehre, als auf das, was Baco die „mittleren Grundsätze" genannt hat. Endlich legt, falls wir nicht irren, auch unsre Schrift neues Zeugnis dafür ab, daß der Schöpfer der vergleichenden Anatomie allenthalten (wenn man so sagen darf) mehr Anatom als Physiologe, daß sein Genie mehr das des Formen und Typen feststellenden Beobachters als jenes des Vorgänge und ihre Ursachen ergründenden Erklärers war. Allein die Größe des Aristoteles kann manche Einschränkung ertragen. Bleibt er doch der Spender wahrhaft unerschöpflicher Gedankenschätze, der Beherrscher einer schier unübersehbaren Wissensfülle, der Begründer mehr als eines noch heute blühenden Kenntniszweiges — vor allem der Heerführer, vor dessen unsichtbarem Marschallsstabe die Scharen der Tatsachen auf allen Gebieten der Natur und des Geisteslebens sich wie von selber reihen, ordnen und gliedern. Nunmehr aber, nachdem wir in dem großen Einteiler und Unterscheider auch den eifrigen und freimütigen Politiker, den zugleich formgewandten und anspruchslosen Schriftsteller, den ebenso gerechten als schonenden Beurteiler von Gegnern und Vorgängern kennen gelernt haben, dürfen wir getrost hinzufügen: er war auch ein ganzer Mann und ein vollendeter Gentleman.

Zur Erinnerung an Lord Lytton

(1831—1891)

(„Neue Freie Presse“ 11. Dezember 1891)

Lord Lytton ist nicht mehr! — Diese dürren Worte, welche der Telegraph jüngst in die Welt hinausgeblitzt hat, haben an nicht wenigen Orten, in gar vieler Herren Ländern wie ein betäubender Schlag gewirkt. Manch einer Hand entsank das verhängnisvolle Zeitungsblatt, manch ein Auge füllte sich mit Tränen. Und wie sollte es anders sein? Ist doch eine der liebenswertesten Erscheinungen aus unsrer Mitte hinweggenommen, eine der feinsten Menschenblüten vor der Zeit geknickt worden.

Der vielgewanderte, in drei Erdteilen heimische Dichter-Diplomat, dessen jähen Hingang wir beklagen, hat eine Reihe von Jahren in Wien verlebt, wo er zahlreiche Freunde und Verehrer gewonnen und bei allen, die ihm näher traten, ein unauslöschliches Andenken hinterlassen hat. Darum mag es gestattet sein, ihm auch an dieser Stelle ein kurzes Blatt der Erinnerung zu weihen.

Fern liegt uns die Absicht, hier den Politiker zu feiern, der nahezu während eines Lustrums die Geschicke Indiens geleitet hat, oder auch der Dichtungen des Geschiedenen anders als vorübergehend zu gedenken. Ob es mit der Sicherheit Indiens besser bestellt wäre, wenn die afghanische Politik Disraelis und Lord Lyttons fortgesetzt worden wäre, oder nicht, dies mag füglich seinen Landsleuten zu entscheiden überlassen bleiben. Nur eines darf vielleicht auch ein diesen Dingen Fernstehender bemerken: die warme Humanität, mit welcher der Vizekönig von Indien für die Interessen der Eingeborenen eingetreten ist, die unerschrockene Tatkraft, mit der er sie, denen der kollektive John Bull ein weiser und gerechter Regent ist, vor den Ausbrüchen des brutalen Rassendünkels mancher individuellen John Bulls geschützt hat — sie gereichen seinem Andenken zu höchster Ehre. Auch über den bleibenden Wert seiner Dichtungen zu urteilen, ist in erster Reihe die Sache seiner Volks- und Sprachgenossen. Doch vor einem naheliegenden Irrtum zu warnen, mag vielleicht auch dem Fremden nicht verwehrt sein. Der Verstorbene besaß eine wahrhaft ovidische Leichtigkeit der Versifikation, eine durch nie rastendes Bemühen hochgesteigerte Beherrschung der Sprach- und Versformen. Es sind dies Gaben, die ihren Besitzer fast mit Notwendigkeit zu gelegentlichem Mißbrauch verleiten. Owen Meredith (dies das Pseudonym seiner Jugend-

poesien) hat mehr gedichtet, als die ferne Nachwelt ängstlich zu bewahren bemüht sein wird. Allein sie wäre nicht wohlberaten, wenn sie darum der zahlreichen kostbaren Goldkörner vergessen wollte, welche der Strom seiner Dichtung mit sich führt. Von den etwa zehn Bänden, die der Unermüdliche geschaffen hat, wird in hundert Jahren vielleicht nur ein Band zahlreiche Leser finden.*) Allein dieser eine Band, in welchem wir uns die reifsten Früchte eines von reichem Talent getragenen und von unabläſſigem Streben erfüllten Dichterlebens vereinigt denken, wird den Vergleich mit dem Besten nicht zu scheuen brauchen, was die englische Poesie unsers Zeitalters hervorgebracht hat. Geistsprühende Stanzen, wie sie der Roman in Versen „Lucile" enthält, musikalische Strophen, wie sie uns in „Glenaveril" entzücken — man denke an jene köstlichen Verse, in welchen der Held der Dichtung sich den Inhalt eines Briefes von dem in den Bäumen rauschenden Winde diktieren läßt — Kabinettsstücke der Gedankenpoesie, wie sie uns im Schlußapolog seines letzten Werkes: „After Paradise" und in vielen der „Fabeln" neben wärmsten Herzenstönen begegnen (z. B. Oh near ones, dear ones u. s. w., „Fables in Song VIII. Ende), Stücke vom echtesten horazischen Humor wie „Ein Mann der Wissenschaft" in den „Chronicles and Characters", sie sollten und werden wohl die Generation, die sie entstehen sah, lange überdauern. Geist, Witz, Grazie, Anmut, feine Beobachtung, sinnige Vertiefung, leichtfüßigste Behendigkeit und liebenswürdigste Schalkheit — dies sind einige der Vorzüge des Dichters, welchem mächtiger Schwung und urkräftiges Pathos nicht in gleichem Maße zu Gebote stehen. Seine Muse möchte man einer Elfe vergleichen, welche mitunter ein Faun besucht hat. Doch nicht vom Poeten, vom Menschen wollten wir reden, der noch ungleich mehr wert war als dieser.

Robert Bulwer Lyttons Jugend war nicht auf Rosen gebettet. Einem Ehebund entsprossen, dessen Unfriede weltkundig geworden ist, früh von der Mutter getrennt und bald auch der einzigen, geliebten Schwester beraubt, ist er unter der Zucht eines Vaters aufgewachsen, der die Fleisch gewordene Energie und schwerlich von jedem Anflug von Härte frei war. Nach eilig abgeschlossenen Studien, welchen ein kurzer Aufenthalt an der Universität Bonn den letzten Schliff verleihen sollte, ward der kaum Achtzehnjährige in die Schule des Lebens hinausgesendet. Er begleitete den

*) Solch einen Sammelband hat mittlerweile Lady Betty Balfour, eine Tochter des Verblichenen, veröffentlicht (Selected Poems, London 1894).

Oheim Sir Henry Bulwer Lytton (ſpäter Lord Dalling), der gleich dem Vater zugleich Politiker und Schriftſteller, wenn auch kein ſo weltbekannter wie der berühmte Novelliſt, war, auf einer diplomatiſchen Sendung nach Waſhington und einige Jahre ſpäter nach Florenz. Dies waren die Anfänge einer Laufbahn, welche den Verblichenen in die Mehrzahl der europäiſchen Hauptſtädte führen und, von elf Jahren abgeſehen, die er teils als Generalgouverneur in Indien (1876 bis 1880), teils als Mitglied des Oberhauſes in England (1880 bis 1887) verbracht hat, den Reſt ſeines Lebens vollſtändig ausfüllen ſollte.

Zweimal hat unſre Stadt eine Etappe dieſer aufſteigenden Bahn gebildet. Gegen Ende der fünfziger Jahre wurde der junge Attaché zu etwa fünfjähriger Dienſtleiſtung hierher berufen, und 1869 kehrte er als Botſchaftsſekretär (diesmal an der Seite einer lieblichen Gemahlin) zurück, um uns nach wenigen Jahren wieder zu verlaſſen. Hier hat er in Künſtler- und Schriftſtellerkreiſen kaum weniger verkehrt, als in jenen ſeiner Zunftgenoſſen und der ariſtokratiſchen Geſellſchaft. Auch fehlte es damals nicht an mehrfachen Bindegliedern zwiſchen dieſen in Wien zumeiſt ſo ſcharf geſonderten Welten. So gehörte zu ſeinen Intimen der feinſinnige Sohn des einſtigen Botſchafters Lord Weſtmoreland, Julian Fane, gleich ihm ſelbſt zugleich Dichter und Diplomat, und desgleichen der „Unbekannte“ (A. v. Villers), jener ſächſiſche Legationsrat, den ſeine originellen und geiſtvollen „Briefe“ ſeither zu einem in weiten Kreiſen ſo Wohlbekannten gemacht haben. Nahe ſtand ihm auch ein andrer Bürger dieſer zwei Welten, der große Geſchichtſchreiber und herrliche Menſch, der die Vereinigten Staaten eine Reihe von Jahren hindurch am Kaiſerhofe vertreten hat, John Lothrop Motley. Aber auch Bauernfeld war ihm nicht fremd, auch Joſef Lewinsky und Hellmesberger traf man häufig in ſeinem Hauſe, nicht minder, wenn ihr Weg ſie durch unſre Stadt führte, Friedrich Bodenſtedt, den Goethebiographen Lewes und ſeine Lebensgefährtin, die genialſte Romanſchriftſtellerin Englands, George Eliot. Allein welche auch die Umrahmung ſein mochte, von der ſein Bild ſich abhob, erdrückt hat ſie es niemals. Denn Robert Lytton war einfach ein bezaubernder Menſch. Körperliche Schönheit, die erleſenſten Umgangsformen, der ausgeſuchteſte Takt, unverwüſtliche gute Laune, eine nie erſchöpfte Fülle des anziehendſten Geſprächsſtoffs vereinigten ſich, um aus ihm einen Geſellſchafter unvergleichlicher Art zu machen. Und dieſe glänzende Oberfläche war nichts weniger als bloßer gleißender Schein; eine Kluft lag zwiſchen ihm und jenen ewig lächelnden Allerweltsfreunden, deren grinſende Maske

die innere Hohlheit ſchlecht verbirgt. Er hatte, man möchte ſagen das Recht dazu, immer verbindlich und zuvorkommend zu ſein, weil er in Wahrheit vom reinſten Wohlwollen beſeelt war, weil er niemals wiſſentlich jemandem unrecht getan oder eine Kränkung bereitet hat. Von der tiefen Empfindung und dem Zartſinn dieſes Weltmanns mag hier wenigſtens eine Probe verzeichnet ſein. Er hatte ein Söhnchen nach langen, qualvollen Leiden verloren. Er iſt noch wie gelähmt von dem ſchweren Schlage; er fühlt ſich „noch nicht Manns genug, um einen Freund zu ſehen". Doch ſchreibt er weitläufig an dieſen, am Tage nach dem Hinſcheiden und wieder am Tage der Beſtattung ſeines Kindes, um ſich Rats darüber zu erholen, ob und wie die Trauerbotſchaft einer befreundeten Dame mitgeteilt werden ſollte, welche jenen Knaben zwar niemals geſehen hatte, die aber durch die düſtere Kunde an ein gleiches tief ſchmerzliches Erlebnis gemahnt werden mochte. Die Gemütswärme des Mannes und zugleich die echte Künſtlerart, die auch auf leiſere Reize mit Aeußerungen ihres ſpezifiſchen Schaffenstriebes antwortet, darf vielleicht der folgende Briefauszug beleuchten. Ein Freund hatte längere Zeit mit Nachrichten gekargt; da ſchien das — übrigens grundloſe — Gerücht ſeiner Vermählung jenes Schweigen zu erklären. Dieſe Eindrücke ſetzten ſich Lytton unverweilt in den folgenden Apolog um: „Es gab einſt einen armen Gefangenen, der einen gütigen Kerkermeiſter beſaß. Alltäglich pflegte ihm dieſer nicht nur Speiſe und Trank, ſondern auch Worte des Mitgefühls und der Ermutigung zu bringen. Eines Tages jedoch wartete der Gefangene vergebens auf den Beſuch ſeines Freundes. Der nächſte Tag und desgleichen der zweitnächſte verſtrichen, aber noch immer erſchien der Kerkermeiſter nicht. Da ſagte ſich der arme Gefangene: ‚Sicherlich iſt meinem Freund ein ſchweres Unglück widerfahren, ſonſt hätte er mich nicht drei Tage lang ohne Nahrung gelaſſen.' In Wahrheit ſtand es jedoch ganz anders. Kein Unglück, ſondern im Gegenteil ein großer Glücksfall hatte den Kerkermeiſter betroffen. Er hatte nicht nur ſein Herz verloren, ſondern auch die Dame ſeines Herzens heimgeführt. So groß war ſeine Seligkeit und zugleich die Güte ſeines Herzens, daß er in jeder Stunde des Tages alle Welt ſo glücklich wünſchte, als er ſelbſt es geworden war. Und mittlerweile vergaß er, ſeinen Gefangenen zu beſuchen. Am dritten Tage jedoch erinnerte er ſich unter Gewiſſensbiſſen des hungernden armen Teufels. So eilte er denn mit einer Flaſche ſeines beſten Weines und einer großen Schnitte ſeines Hochzeitskuchens in die Gefängniszelle. Ohne Zweifel hätten dieſe Gaben dem Gefangenen aufs trefflichſte gemundet, wenn er ſie zu genießen

vermocht hätte; aber der Arme war inzwischen Hungers gestorben. Sie sehen, mein teurer Freund, daß ich nicht tot bin, allein" — hier folgt die Nutzanwendung, welche zu den herzenswärmsten Glückwünschen hinüberleitet.

Das zartbesaitete Dichtergemüt ermangelte jedoch keineswegs der tatkräftigsten Entschlossenheit. War Bulwer, der Vater, ein Mann von unverkennbarer, jedem Auge sichtbarer Eichenkraft — einer Kraft, die er wohl von seinen sächsischen Altvordern ererbt hatte, deren Banner in der Schloßhalle zu Knebworth prangen — so läßt sich das Wesen des Sohnes einem starken, aber von dichtem Epheugewinde umsponnenen und verhüllten Stamm vergleichen. Die Fähigkeit der Konzentration war ihm in erstaunlichem Maße eigen. Dasselbe Schreibpult, welches so viele Gedichte entstehen sah, war mit zahlreichen Berichten über die mannigfachsten Fragen des politischen und sozialen Lebens bedeckt (über die Arbeiterverhältnisse, Wahlreformen u. s. w.), deren gediegene Tüchtigkeit mit keiner Silbe den träumerischen Poeten verriet. Und so groß war die Sammlung dieses scheinbar zerstreuten Geistes, daß er in den Zwischenpausen seiner amtlichen Tätigkeit, auf Geschäfts- und Spaziergängen emsig zu dichten und seine Verse dem Gedächtnisse so fest einzuprägen wußte, daß er eine große Zahl derselben (bis an 70 oder 80) tagsüber mit sich umhertragen konnte, um sie in nächtlicher Stille dem Papier anzuvertrauen. So hat er es sein Lebenlang gehalten. Der Kultus des Schönen und die strenge Erfüllung seiner Amtspflicht standen einander niemals im Wege; der Dichter und der Staatsmann wohnten friedlich in derselben Brust beisammen und traten je nach dem Bedarfe des Augenblicks in den Vorder- oder in den Hintergrund. Und dabei blieb ein gewaltiger Ueberschuß der Empfänglichkeit für alles Hohe und Große, für alles Heitere und Liebliche und zumal für alle zärtlichen Empfindungen übrig, die das Leben eines gewöhnlichen Menschen auszufüllen genügt hätte. So haben wir ihn in seinem bescheidenen Poetenheim in der Nußdorferstraße gekannt, so haben wir ihn in den glanzvollen Räumen des Pariser Botschaftspalastes wiedergefunden. So war er auch — noch unberührt von allen Gebrechen und Beschwerden des Alters —, als wir uns in einer lauen Sommernacht des Jahres 1889 in den Sitzreihen des Théâtre Français von einander trennten, ohne zu ahnen, daß der Scheidegruß einen Abschied für das Leben bedeute!

Zur Erinnerung an F. R. Seligmann

(1808—1892)

(„Neue Freie Presse" vom 15. Oktober 1892)

Vor wenigen Tagen hat Romeo Seligmann die schönen, glänzend blauen Augen für immer geschlossen. Aus einer schier unübersehbaren Fülle von Interessen und Beschäftigungen, welche die vierundachtzig Jahre seines Erdenwandels einnahmen, ist er in starre Todesruhe eingegangen. Von dem, was Seligmann erstrebt und geleistet hat, werden Fachmänner ihren Genossen erzählen; hier sei es einem langjährigen persönlichen Freunde gestattet, dem Heimgegangenen ein Blatt dankbaren Gedenkens zu weihen.

Man kann das Wesen des Verstorbenen vielleicht nicht mit einem Worte treffender bezeichnen als durch den Beinamen, welchen ihm einer seiner genauesten Freunde erteilt hat. Bauernfeld, der neben Feuchtersleben, Lenau, Dessauer und andern zu seinen Intimen gehörte, nannte ihn den „Wunderbaren", und so hieß er stets in dem heiteren, altwienerischen Kreise, der sich dereinst im „Soupiritum" und später in der „Baumannshöhle" zusammenzufinden pflegte. Denn unter all den markanten Eigentümlichkeiten des originellen Gelehrten war keine bemerkenswerter als seine enthusiastische Empfänglichkeit, seine Geneigtheit zu hyperbolischen Aeußerungen des Erstaunens, der Verwunderung und Bewunderung, die seinem Wesen einen Zug von fast kindlicher Einfalt aufprägte, in scharfem Gegensatze zu seinem prickelnden, witzsprühenden Geiste — ein Kontrast, der die individuelle Eigenart Seligmanns zu einer so überaus anziehenden machte. War und blieb er doch bis in sein hohes Alter einer der anmutigsten Gesellschafter, die man sich denken kann, der jetzt durch die unerschöpfliche Fülle blitzender und blendender Einfälle die Unterhaltung belebte und dann wieder durch das Uebermaß seiner naiven Begeisterung dem gutmütigen Scherz der Gefährten reiche Nahrung darbot. Wer dem geistvollen, weltgewandten Manne mit dem feinen Gesichtsschnitt und dem helltönenden Lachen nur im geselligen Verkehr begegnet war, der ahnte nicht, daß die queckſilberne Beweglichkeit dieses Geistes mit dem Erwerb einer wahrhaft profunden Gelehrsamkeit und mit der sicheren Handhabung strenger Forschungsmethoden vereinbar war. Er war ein Polyhistor, wie deren das alte Oesterreich so manche hervorgebracht hat. An Umfang des Wissens und an Reichhaltigkeit der Interessen hat ihn aber schwerlich einer übertroffen. Einer Familie entsprossen, in welcher der ärztliche Beruf gleichsam

erblich war, hat er gleich dem Vater und seinen zwei Brüdern denselben ergriffen und eine Reihe von Jahren hindurch praktisch geübt. Allein mit medizinischen verband er von früh auf historische und im weiteren Sinne des Wortes humanistische Studien. Der fremdartige Reiz des Orients hatte es dem „Wunderbaren" frühzeitig angetan, und von Hammer-Purgstall mehr angeregt als angeleitet, hat er sich noch in den Studentenjahren die genaue Kenntnis des Arabischen und Persischen angeeignet. Die Geschichte der Medizin, die er an der Wiener Universität eine lange Reihe von Jahren hindurch ehrenvoll vertrat, ist das Bett geworden, in welchem wenigstens eine große Zahl seiner Interessen zusammenfloß. Eine wichtige Handschrift der Wiener Hofbibliothek, eine in persischer Sprache abgefaßte und von der Hand des Enkels des Dichters Firdusi geschriebene „Materia medica", bot ihm den Anlaß und Stoff zu weitgreifenden Forschungen, die einen großen Teil seines Lebens ausfüllten. Im Jahre 1859 ist die (wie uns ein Meister orientalischer Forschung versichert hat) mit strengster philologischer Exaktheit gearbeitete Textausgabe des Werkes ans Licht getreten, in welchem schon der jugendliche Forscher ein bedeutsames Bindeglied zwischen griechischer und indischer Medizin erkannt hatte, während der Schlußstein dieser Arbeiten, die Uebersetzung und der Kommentar, noch unveröffentlicht, aber vollständig abgeschlossen in dem Pult des Geschiedenen ruhen. Seine Vorlesungen über Geschichte der Medizin wurden aufs sorgfältigste redigiert, zu wiederholten Malen umgearbeitet, mit dem Aufwand eines wahrhaft unermüdlichen Sammelfleißes stetig bereichert und ergänzt, aber leider niemals publiziert oder druckfertig gemacht. Das gleiche Schicksal erfuhr die Beschreibung der Rassenschädel, welche die „Novara"-Expedition heimgebracht hatte, und nicht minder eine groß angelegte Biographie des Theophrastus Paracelsus, zu welcher Seligmann weitschichtiges Material zusammengetragen und verarbeitet hat. Geringer Ehrgeiz, ein übergroßes Streben nach Vollkommenheit, das ihn nur schwer zum Abschluß seiner umfassenden Entwürfe gelangen ließ, und nicht zum mindesten wohl auch der allzu weit ausgedehnte Kreis seiner wissenschaftlichen und literarischen Interessen sind daran schuld, daß die Früchte seines lebenslangen, rastlosen Bemühens den Mitforschern und der Nachwelt nicht in vollem Maße zugute kommen. Denn nicht die Heilkunst und auch nicht ihre Geschichte haben seinen Geist vollständig ausgefüllt. Von seiner intensiven Beschäftigung mit anthropologischen Studien zeugt die lange Reihe von Jahresberichten, die er über die Fortschritte der Rassenlehre in Behms Geographischem Jahrbuch — zum Teil gleichzeitig mit

seinen Jahresberichten über die Geschichte der Medizin in Virchows Archiv — veröffentlicht hat. Als die Grenzmarken seines unersättlichen Lern- und Lesetriebes hat er uns einmal in nicht wenig charakteristischer Weise „das Chinesische auf der einen und die Nationalökonomie auf der andern Seite" bezeichnet. Die schöne Literatur aller Zeiten und Völker, bis auf das Lesefutter der Leihbibliotheken herab, war ihm innig vertraut. Mit den Werken der deutschen Klassiker pflog er unaufhörlichen Umgang. Noch in den letzten Monaten seines Lebens war er ganz in Goethe vertieft, zu dem er, wenn man so sagen darf, auch eine persönliche Beziehung hatte. War er doch der intime Freund und Berater Ottiliens v. Goethe und ihrer Kinder, insbesondere des universell angelegten Wolfgang, gewesen, der an der Last des ererbten Namens so schwer zu tragen hatte. Nebst alledem war der Verstorbene immerdar geneigt, die Schätze seines Wissens und Könnens jüngeren Freunden mit nie erlahmender Bereitwilligkeit zur Verfügung zu stellen, gleichwie er seine an erlesenen Seltenheiten überreiche Büchersammlung ihren wissenschaftlichen Bedürfnissen dienstbar machte. So hat Franz Romeo Seligmann die langen Jahre seines bis nahe an die äußersten Grenzen menschlicher Lebensdauer ausgedehnten Daseins verbracht, als emsiger Forscher und eifriger Lehrer, als hingebender Jünger der großen Wissensmeister, als begeisterter Verehrer alles Schönen in Leben und Kunst, als fürsorglicher Gatte und Vater und als der treueste Freund.

Zu Grotes hundertstem Geburtstag

(1794—1871)

(„Neue Freie Presse“ 17. November 1894)

Im Beginn des Jahres 1794 war Edward Gibbon, der hochberühmte und nie genug zu rühmende Verfasser des „Verfalles und Sturzes des römischen Reiches“, aus dem Kreise der Lebenden geschieden; ehe das Jahr zu Ende ging, war George Grote, der Geschichtsschreiber Griechenlands, geboren worden. Auf dieses Zusammentreffen hat uns Grote selbst aufmerksam gemacht. Man schrieb damals 1863. Das Osterfest hatte das einsame Landhaus Barrow Green (in der Grafschaft Surrey) mit Gästen angefüllt. Hier hatte ein halbes Jahrhundert vorher das philosophische Freundespaar Jeremias Bentham und James Mill, der alte Junggeselle und der Vater einer zahlreichen Familie, gemeinsam gehaust; hier hatte John Stuart Mill als Kind gespielt; nunmehr bildete das weitläufige, von Wiesen und großen Gartenanlagen umgebene alte Gebäude den fast allzu geräumigen Landsitz des kinderlosen Groteschen Ehepaares.

Es war Abend; einige von uns umstanden den an dem Kamin lehnenden greisen Hausherrn; andere hatten in einer Ecke des hell erleuchteten Gemaches neben seiner — um zwei Jahre älteren — Gemahlin an einem Spieltisch Platz genommen. Die Kosten der Unterhaltung bestritten vornehmlich Grote selber und Robert Lowe, der beredte und sarkastische Albino, der seine Laufbahn als Anwalt und demokratischer Politiker in Australien begonnen hatte, sie im Mutterland als glänzender Parlamentarier und Journalist, später als Schatzkanzler und Parteiführer fortsetzte und vor kurzem als lebensmüder Greis (Lord Sherbrook) geendet hat. Ihn und Grote verband innige Sympathie und die stärkste geistige Wahlverwandtschaft. Zu der gleichartigen, von der herkömmlichen weit abweichenden Welt- und Lebensansicht gesellte sich die Gemeinschaft der Studien. Besaß doch Lowe eine erstaunlich tiefe Kenntnis der klassischen Literatur sowohl als der Philosophie aller Zeiten, zumal der orientalischen und der deutschen. Aristophanische Verse flogen, des sofortigen sichersten Verständnisses gewiß, zwischen den zwei Freunden hin und her. Mit launigstem Behagen rezitierte der des Deutschen wohl kundige Grote fast eine ganze Szene des Goetheschen „Faust“ (Mephistopheles und Martha). Auch die politischen Tagesfragen wurden gestreift, wobei die beiden von englischen Vorurteilen sonst so freien Männer sich doch insoweit von ihnen

beherrscht zeigten, daß sie für die amerikanischen Südstaaten Partei ergriffen, die im Streit mit der die Ausbreitung der Sklaverei bekämpfenden Unionsregierung lagen.

Wie fern uns jene Epoche steht, das mag eine Aeußerung dartun, die in jenen Tagen Bob Lowe — wie er im Volksmunde hieß — entschlüpft ist. Es war die Frage aufgetaucht, wer wohl an die Spitze der beiden großen parlamentarischen Parteien treten würde, wenn der im rüstigen Mannesalter stehende temperamentvolle Fuchsjäger und Homerübersetzer Lord Derby und Lord Palmerston, der noch immer trotz seiner achtundsiebzig Jahre der „lebensfrischeste Mann Englands" heißen konnte (the lustiest man of England, wie ihn Kinglake in seiner „Geschichte des Krimkrieges" genannt hat), dereinst von der politischen Bühne verschwinden würden. Die Namen Disraeli und Gladstone wurden genannt; aber Lowe warf ein, daß die beiden Staatsmänner sich an leitender Stelle nicht zu behaupten vermöchten, daß sie „Führer ohne ein Heer" sein würden. In betreff Gladstones mutet uns diese Vorhersagung, die durch dessen angeblichen „vollständigen Mangel an Takt" begründet ward, jetzt um so seltsamer an, da eben Lowe es war, der die Prophezeiung binnen wenigen Jahren als Haupt der sogenannten „Adullamiten" wahr zu machen bemüht gewesen ist. Doch es ist Zeit, von Grote selbst zu sprechen, der freilich von dem witz- und geistsprühenden Genossen einigermaßen verdunkelt ward, gleichwie sein stilles und bescheidenes Wesen ihn auch hinter seiner Gattin zurücktreten ließ, die bei den Mahlzeiten zumeist das Wort zu führen pflegte. Es war dies eine stattliche, aber eher unschöne Dame, von eckigen Bewegungen und ein wenig gespreizter Ausdrucksweise, deren Geistes- und Charaktereigenschaften jedoch ihre zahlreichen Freunde, darunter einige der namhaftesten Persönlichkeiten Englands und Frankreichs, nicht genug zu rühmen wußten. In der Tat zeigen uns ihre „Gesammelten Aufsätze" eine grundgescheite und human gesinnte Frau, während die von ihr verfaßte Biographie ihres Gatten gleichwie jene des Malers Ary Scheffer sich freilich kaum über das Maß wertvoller Stoffsammlungen erheben. Zu voller Geltung gelangte Grote im Einzelgespräch oder wenn, wie in jener Plauderstunde am Kamin oder auf Spaziergängen, die uns in die grünen Gefilde und über die bewaldeten Hügel der anmutigen Landschaft führten, die aus neun bis zehn Personen bestehende Gesellschaft in kleinere Gruppen zerfallen war. Dann berührte seine reich genährte Unterhaltung mit wärmstem Anteil und überraschender Sachkenntnis die verschiedenartigsten Gegenstände. Er zeigte

sich als ein ebenso genauer Kenner Kants und Voltaires, wie Platons und Herodots; er erörterte brennende Fragen der Gegenwart ebenso eindringlich wie Episoden der französischen Revolution und philosophische oder naturwissenschaftliche Grundprobleme. „Die klassische Gelehrsamkeit füllt nur einen Winkel seines Geistes aus" (Scholarship fills but a corner of his mind) — diese Worte, die wir bald darauf aus dem Munde seines mit Liebe und Verehrung zu ihm aufblickenden Lebensfreundes J. S. Mill vernahmen, sie wurden durch unsere persönlichen Wahrnehmungen vollständig bestätigt. Grote war ein kräftiger Mann von würdevollem, aber zugleich durchaus anspruchslosem Auftreten, von vollendeter Höflichkeit und weltmännischer, wenngleich etwas altväterischer Eleganz. Die volle, mehr als mittelgroße Gestalt, die mächtige Denkerstirn, die klaren braunen Augen unter dichten Brauen, das reiche, kaum ergraute Haupthaar, die schön geschwungene Nase, der feine Mund mit prächtigen Zähnen, alles machte den erfreulichsten Eindruck. An die höhere Lebensstufe, die er einnahm, mahnte nur ein gelegentlich wahrnehmbares Zittern der Hände. Sein Wesen, wie es uns bei der ersten Begegnung nach einem zwei Stunden währenden Zwiegespräch erschienen ist, mögen einige Zeilen eines am Abend jenes Tages geschriebenen Privatbriefes vergegenwärtigen:

„Ich erwartete von diesem bedeutenden Manne sehr viel, habe aber noch weit mehr gefunden — vor allem einen unbedingt offenen, jedes Vorurteils baren Kopf ... Kein ‚beschränkter großer Mann', sondern davon so weit als möglich entfernt.... Mit dem Licht hängt die Wärme zusammen; und in das herzliche, überfließende Wohlwollen, die neidlose Anerkennung andrer, die allumfassende Duldsamkeit dieser schönen Natur habe ich auch heute schon manchen erquickenden Blick getan. Grote ist eben viel mehr, als auch sein großes Geschichtswerk auf der Oberfläche zeigt, mehr sogar, als es dem feinfühligsten Leser, der auch verborgene Spuren zu finden und zu deuten weiß, jemals zeigen kann. Ich kannte den philosophischen Standpunkt, den Grote einnimmt, sehr wohl ... aber ich wußte nicht, daß der philosophische Sinn und Geist in ihm so stark und lebendig arbeitet.... Der bloße Gelehrte (dessen Ideal die zum Selbstbewußtsein gelangte Bibliothek ist) tritt, wie es sein soll, ganz und gar hinter dem Denker, und zwar dem universellen Denker zurück — ein Verhältnis, das sich als Rezept, schwarz auf weiß, sehr plan und einfach ausnimmt, das aber nur wenige Apotheker richtig herzustellen wissen." Als Philosoph stand Grote seinen Freunden Mill und Bain überaus nahe. Von den Schriften beider sprach er mit hell loderndem Enthusiasmus. Er

war eben gleich ihnen ein Vertreter der streng empirischen oder analytischen Richtung — eine Denkrichtung, die, von ihrer Gegnerin, der aprioristischen Metaphysik, mehr als einmal totgesagt, zur Stunde auf dem Umweg über die Naturwissenschaft geräuschlos, aber unaufhaltsam wieder ihren Einzug in die Geister hält. Ein Heer von Sinnesphysiologen, Psychiatern und Gehirnanatomen bekennt sich dermalen zur Zentrallehre dieser Schule, zur Assoziationspsychologie; oder vielmehr jene Männer beschreiten zumeist ohne jedes Bekenntnis, oft genug ohne jede Kenntnis ihrer philosophischen Vorgänger diese, die einzigen für sie gangbaren Pfade psychologischer Forschung. Helmholtz, allein ein Heer, stand ganz und voll im Lager der Empirie oder, wie Widersacher zu sagen vorziehen, des Empirismus. Als tiefen Denker haben Grote später sein dreibändiges Werk über Platon und das leider unvollendet gebliebene zweibändige über Aristoteles (von seinen „Ethischen Fragmenten" nicht zu sprechen) der Welt geoffenbart. Es sind dies Schriften, deren Hauptstärke in der kritischen Erörterung liegt, die jedoch an historischem Ertrag keineswegs arm sind. Wir erinnern beispielsweise an die glänzende Lebensskizze des Aristoteles oder an die unsers Erachtens fast durchaus zutreffende Darlegung der Genesis des platonischen Staats- und Gesellschaftsideals.

Doch zurück zur Persönlichkeit unsers Geschichtschreibers. Daß sein Temperament ein von Haus aus schwermütiges war („constitutionally low spirits"), wie uns ebenfalls Mill versicherte, dies konnten wir nicht wahrnehmen. Vielleicht beruhte dieses Urteil nur darauf, daß Grote den sanguinischen Optimismus seines übrigens um ein Dutzend Jahre jüngeren, damals noch nicht sechzigjährigen Freundes nicht zu teilen vermochte und so auch in die Zukunft seines Vaterlandes und der Menschheit mit minder hoffnungsvollen Blicken sah als dieser. Er war viele Jahre Mitglied des Hauses der Gemeinen gewesen, er hatte die meisten der Reformen, die er als „philosophischer Radikaler" erstrebte, zur Wirklichkeit werden sehen. Allein auch in demokratischen Einrichtungen konnte er, durch die Erfahrung belehrt, keinen wirksamen Schutz vor Gewaltmißbrauch, selbst der schlimmsten Art, erblicken. Eine Kraft vollends, welche die Summe des Uebels auf Erden wesentlich verringern könnte, vermochte er nirgends zu entdecken. Eine gewisse Enttäuschung und Ernüchterung hatte ihre Schatten über ihn gebreitet; er war ein tatkräftiger und rastlos strebender, aber im großen und ganzen doch ein resignierter Greis geworden. Wertvoller als der Fortschritt der politischen schien ihm jener der geistigen und der individuellen Freiheit überhaupt. Auch hier gab er sich keinen ausschweifenden

Hoffnungen hin; allein er ist bis zu seinem Ende — so vor allem in seinem großen Werke über Platon — nicht müde geworden, dem Zwange der Konvention, dem „König Nomos" (Brauch, Satzung), um sein dem Dichter Pindar entlehntes, immer und immer wiederholtes Lieblingswort zu gebrauchen, kraftvoll entgegenzutreten und diese, die tückischeste Art der Majoritätsherrschaft, wenngleich mit geringer Aussicht auf Erfolg, stets von neuem zu bekämpfen. Mills „Freiheit" und Wilhelm von Humboldts „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" waren ihm aus der Seele geschrieben. Dies war die Form, welche der Geist des Radikalismus, den er von seinen Meistern Bentham und James Mill überkommen hatte, in späteren Jahren in ihm annahm und die ihn mit allen diese Richtung verfolgenden Neuerungen, sobald sie nicht auf einen ihm als unmöglich, wenn nicht als unheilvoll geltenden Umsturz abzielten, sich aufs wärmste befreunden ließ. Wir glauben damit den Kernpunkt seines Wesens bezeichnet zu haben, die eigentliche Tendenz, die seine Feder, wenigstens im Greisenalter, vorzugsweise lenkte und die ihm weit höher stand als alle gelehrte Forschung, als alle wissenschaftliche Detailarbeit, so umfassend und gewaltig diese auch war, und einen so großen Raum sie auch in seinem wuchtigen Lebenswerke einnahm.

An der Abfassung der „Geschichte Griechenlands" freilich hatte die politische Gesinnung einen erheblichen Anteil. Das in jener Zeit gangbare Zerrbild der griechischen und insbesondere der athenischen Demokratie hatte nicht nur den Wahrheitssinn des jungen Gelehrten verletzt, sondern auch sein von demokratischen Idealen erfülltes Herz empört. Es galt, der Geschichtsdarstellung des hochtoryistischen Mitford ein Paroli zu biegen. Wäre es ihm bekannt gewesen, so sagt uns Grote selbst in der Vorrede zu seinem ersten Bande (1846), daß sein Jugendfreund, der Bischof Connop Thirlwall, ein ähnliches Unternehmen plane, er hätte sein Riesenwerk niemals zu schreiben oder vorzubereiten begonnen. Wir können uns seiner Unkenntnis nur innig freuen. Denn des gelehrten Bischofs von St. Davids gründliche, gewissenhafte und durch ungewöhnliche kritische Schärfe ausgezeichnete Leistung entbehrt ganz und gar des Glanzes, der von einer mächtigen Persönlichkeit ausstrahlt, und hätte darum allein schon für das Grotesche Werk keinen annähernd vollwichtigen Ersatz geboten.

Messen wir den Wert des letzteren an dem Stand unsrer heutigen Kenntnis, wie sie zumeist durch die Fülle seither entdeckter inschriftlicher Zeugnisse, nicht zum mindesten auch durch das vor wenigen Jahren wieder aufgefundene aristotelische Buch „Vom Staatswesen der Athener" vermehrt

und geklärt worden ist, so muß unser Urteil im wesentlichen durchaus billigend und zustimmend lauten. An Detailirrtümern, an gelegentlichen Mißgriffen und an unwillkürlichen Uebertreibungen fehlt es in der „Geschichte Griechenlands" sicherlich nicht. Allein wenn wir zunächst auch nur ihren Kernpunkt, die lichtvolle und an Lichtpunkten so reiche Schilderung der athenischen Demokratie, ins Auge fassen, um wie viel näher steht sie doch der tatsächlichen Wahrheit, insoweit diese bisher ermittelt ist, als alle Darstellungen, die ihr vorangegangen waren, mit alleiniger Ausnahme von Niebuhrs „Vorlesungen über alte Geschichte", deren Veröffentlichung jedoch erst gleichzeitig mit jener der ersten Bände des Groteschen Werkes erfolgt ist. Jeder unmittelbaren Nutzanwendung auf die Gegenwart steht freilich zweierlei im Wege: der Unterschied zwischen der direkten Volksherrschaft der antiken Stadtstaaten und der Repräsentativregierung des modernen Flächenstaates und der noch weit tiefer greifende zwischen der alle Gesellschaftsschichten umfassenden Demokratie der Neuzeit und der auf dem Fundament der Sklaverei ruhenden griechischen Demokratie, die man darum mit gutem Recht eine Massenaristokratie genannt hat.

Der athenische Verfassungsbau war ein Kunstwerk, in seiner Art kaum minder bewundernswert als Parthenon und Propyläen. Der Demos selbst keine wüste Massenansammlung, kein Sandhaufe vereinzelter Individuen; vielmehr ein bis ins feinste gegliederter, aus zahlreichen, sich ringförmig umschließenden Gebilden bestehender Organismus. Das Volk war der Souverän, aber ein Souverän, der durch eine Welt von sinnreichen Anstalten seinen Eigenwillen beschränkt, seinem Unbedacht gesteuert, seinen Ungestüm gezügelt hat. Kein Volksbeschluß ohne vorgängigen Ratsbeschluß; das Verordnungsrecht scharf geschieden von dem Rechte der Gesetzgebung; Uebergriffen der Volksversammlung vorgebeugt durch die mit suspensiver Kraft ausgestattete und (falls sie sich als begründet erwies) von schweren persönlichen Rechtsfolgen begleitete Einrede gegen gesetzwidrige Vorschläge. Die Gesetzgebung selbst umgeben von einer Unzahl fein ersonnener, die reifste Erwägung verbürgender und das Recht der Minderheit schützender Kautelen. Jeder positive Akt derselben bedingt durch die ihm vorangehende, in richterliche Formen gekleidete Verurteilung des ihm widerstreitenden, zurzeit in Kraft stehenden Gesetzes. Strenge Vorprüfung und noch strengere Verantwortlichkeit aller Beamten und aller Volksberater. Kein einseitiges Prinzip jemals mit starrem Eigensinn in seine letzte Konsequenz verfolgt. Neben der Aemterbesetzung durch das Los, welche die Masse mit Staatsgesinnung erfüllen und der für ein

kleines Gemeinwesen doppelt verhängnisvollen administrativen Mehrheitsherrschaft vorbauen mußte, stand die Erwählung der Beamten, und diese wurde je nach der Dauer und Wichtigkeit des Amtes ohne und mit Vermögenszensus und sonstigen persönlichen Bürgschaften bald in der Hauptstadt, bald in den Kreisen oder Phylen, bald in den Gauen vollzogen. Endlich, die unleugbaren Mängel der also geschaffenen Verwaltung waren mehr als wettgemacht durch die Rückwirkung der Staatsmaschine auf ihre Bestandteile, die zu vielseitigster, die mannigfachsten Kräfte ausbildender und übender Tätigkeit erzogenen Bürger.

Die Triebkraft, welche diesen Mechanismus in Bewegung setzte, war selbstverständlich das Interesse der Gesamtheit, ein Interesse, das sich nicht immer ohne schroffe, unser modernes Gefühl verletzende Härte geltend machte. Allein auch hier wie viele erfreuliche Züge, wie viel des Maßes und der selbstgezogenen Schranken, sowohl den abhängigen Bundesgenossen wie der reichen Minderheit gegenüber, von deren rücksichtsloser Bedrückung unsre besten Quellen nichts zu melden wissen. Und mitten im heißen Parteikampf welche Mäßigung, wie viele Sonnenblicke der Hochherzigkeit auch im Sturm der wild aufschäumenden nationalen Leidenschaft! Wie viel der Einsicht und des Feinsinns in der Volksversammlung, auf welche Reden von der Art der Demostheniſchen — „Vernunft, rotglühend gemacht durch Leidenschaft", wie sich Macaulay so treffend ausdrückt — zu wirken bestimmt und geeignet waren! Trotz alledem war der atheniſchen Demokratie nur eine kurze Blütezeit beschieden. Weitblickende Voraussicht, Stetigkeit der Ueberlieferung, Geheimnis der Vorbereitung, Raschheit der Ausführung — diese Grundlagen einer erfolgreichen auswärtigen Politik, sie sind, soweit das Zeugnis der Geschichte reicht, hier und da in Monarchien und Aristokratien, niemals im Schoß eines Massenregimentes dauernd heimisch gewesen. Einem Wunder gleicht es, daß der attische Demos — selbst ein Wunder an Begabung und Kultur — zeitweilig eine Weltstellung errungen und behauptet hat. Nichts natürlicher, als daß sein vergleichsweise lockeres und nicht durchwegs harmoniſches Gefüge im Zusammenstoß mit der stahlharten makedoniſchen Militärmonarchie rettungslos zerschellt ist, daß seine selten weitreichenden und beharrlichen, oft durch Lässigkeit unterbrochenen, öfter durch Parteifehden gehemmten und durch verräterische Umtriebe durchkreuzten Anstrengungen Philipps zäher und einheitlicher, rastlos und folgerichtig arbeitender Staatskunst nicht gewachsen waren.

Die Grundzüge solch einer oder doch einer ihr nahe verwandten Auf-

fassung der athenischen Dinge, man findet sie über die zwölf Bände des Groteschen Werkes weithin ausgestreut. Der ehemalige Bankherr, der an praktischen Erfahrungen reiche Parlamentarier hat den die Tatsachen verdunkelnden Schleier persönlicher Feindseligkeit und moralisierender Rhetorik mehr als einmal von diesen weggezogen. Wo die antike Deklamation und die moderne Schulweisheit von einem feigen und ruchlosen Bösewichte sprach (Kleon), hat sein mit dem politischen Parteigetriebe wohlvertrauter Blick einen bitteren und bissigen, aber redlichen und patriotischen „Führer der Opposition" entdeckt, dem älteren Cato vergleichbar, nicht schlechter und wahrscheinlich besser, als die meisten seiner modernen Nachfolger es sind. Was der richtigen Schätzung dieser und andrer Plebejer so schweren Eintrag tat, das waren ihre rauhen, ungeschliffenen Manieren, während die verfeinerten Umgangsformen und die vornehme Abkunft aristokratischer Staatsverderber ihre verhängnisvollen Mißgriffe übersehen oder doch allzu glimpflich beurteilen ließ. Auch Grote war in einer Atmosphäre der Bildung sowohl als des ererbten Wohlstands aufgewachsen. Sein eignes gastliches Haus ist der Sammelpunkt fast jeder Art von Aristokratie geworden. Mitglieder des Kabinetts (wie Lord Broughton und Sir George Cornewall Lewis), waren in ihm nicht minder heimisch als hervorragende Staatsmänner und Schriftsteller des Auslands (wie Motley und Alexis v. Tocqueville) oder ausgezeichnete Vertreter der europäischen Kunstwelt (wie Felix Mendelssohn und Fanny Elßler). Aber sein tiefer, unbestechlicher, in den Kern der Dinge dringender Ernst hat ihn hier vor Irrungen bewahrt, gegen die selbst ein Aristoteles nicht gefeit war. Wie er Kleon gerettet, so hat er Nikias verurteilt, einen persönlich tadellosen, seinen Reichtum freigebig und mit dem besten Geschmack verwendenden Edelmann, dessen Aberglaube und Zaghaftigkeit aber die sizilische Katastrophe vornehmlich verschuldet und dadurch seinem Vaterlande die schwerste Wunde geschlagen hat.

Im Scherbengericht (Ostrazismus), das vordem als die schlimmste Ausgeburt demokratischen Neides und Wankelmuts gegolten hat, erkannte unser Geschichtschreiber zuerst einen durch die zeitweilige Schwäche der Staatsgewalt dringend gebotenen, der modernen Prätendentenausweisung vergleichbaren Notbehelf, dessen seltene und noch seltener mißbräuchliche Anwendung auf das athenische Volk keinen ernsten Schatten werfen kann. Die Hinrichtung der in der Arginusen-Schlacht siegreichen Generale, eine zweifellos die Gerechtigkeit und höchst wahrscheinlich auch die Rechtsformen verletzende Bluttat, ehemals das dankbarste Thema leidenschaftlicher Angriffe

auf das Volk, das sie begangen hat, ward für Grote der Anlaß, den Inbegriff umfassender gesetzlicher Schutzmaßregeln für Angeklagte darzulegen — jene lange Kette von Bollwerken, die dem Einbruche des Unrechts wehren sollten und in der Regel siegreich gewehrt haben, die auch diesmal eines nach dem andern genommen werden mußten, ehe die Willkür triumphieren konnte, die aber eben dieses einemal einer unseligen Verflechtung ganz außerordentlicher Umstände gegenüber stand zu halten nicht vermochten. Doch Grotes überlegene Forschung hat keineswegs bloß das Verständnis athenischer Verfassungsformen und athenischer Geschichtsereignisse gefördert. Sein durchdringender Verstand hat die lykurgische Landverteilung zuerst in das Reich des Märchens verwiesen, aus dem sie niemand wieder zurückgeholt hat, und zwar auf Grund eines musterhaften Verhörs der geschichtlichen Zeugen, die, je älter und verläßlicher sie sind, umsoweniger davon zu erzählen wissen. Gleichzeitig hat er das Entstehen jener Sage — eine Luftspiegelung, die das Sehnen und Hoffen einer späten Verfallsepoche in Spartas Vorzeit zurückwarf — in unübertrefflicher Weise ermittelt und dargelegt. Auch hat er den Nimbus, den die Romantik des Altertums wie der Neuzeit um Sparta wob, endgültig zerstört und diesem rohen, bildungslosen und brutalen Gemeinwesen die untergeordnete Stellung angewiesen, die ihm in der Menschheitsgeschichte in Wahrheit zukommt. Welchen Leser Grotes braucht man an das prächtige Kapitel über Sokrates, wen an den bahnbrechenden Teilabschnitt über die Sophisten zu erinnern? Selbst die homerische Frage hat er, der kein eigentlicher Philologe und noch weniger ein philologischer Spezialist war, in einer Weise behandelt, die originell und bedeutend genug war, um die Zustimmung und warme Fürsprache einiger genauer Kenner (wie Ludwig Friedländer und Sir Richard Jebb es sind) zu gewinnen.

Doch wir schreiben keinen Panegyrikus. Es liegt uns ob, auch der Mängel der Groteschen Geschichtschreibung zu gedenken. Wir kennen deren zwei: einen inhaltlichen und einen formalen, die in Wahrheit aufs engste zusammenhängen und aus derselben Quelle fließen, aus ebender Eigenschaft des Mannes und Schriftstellers, die in unsern Augen seinen höchsten Vorzug ausmacht. Es fehlt seiner Auffassung unleugbar mitunter an *historischer Perspektive*. Sein innerer Anteil an den geschilderten Begebnissen ist ein so starker, die Vergangenheit wird ihm so sehr zur Gegenwart, daß er der trennenden Unterschiede manchmal nicht genügend gewahr wird. In Fragen der politischen Moral (wie in jenen der Sozialmoral überhaupt) war er ein unbeugsamer Rigorist, der keine Ausnahme

anerkannte und keine mildernden Umstände zuließ. „Herr Grote leidet" — so hat einst der witzige Sidney Smith gescherzt — „an Hypertrophie des Gewissens." Weil nun in einem zugleich geordneten und lebensvollen Verfassungswesen, wie es zurzeit das britische ist, ein Staatsstreich ein Frevel oder eine Torheit wäre, darum — so schloß er unwillkürlich — soll dem immer und überall so gewesen sein. Ein Usurpator ist ihm ein politischer Verbrecher schlechtweg. Es entgeht ihm, daß es staatliche und gesellschaftliche Zustände gegeben hat, in denen ein Durchbrechen der Legalität ein Gebot der Notwendigkeit war und das Heil des Gemeinwesens bedeutet hat. Darum wird er der schwerwiegenden und im wesentlichen segensreichen Rolle nicht gerecht, welche die sogenannte Tyrannis in der Entwicklung des griechischen Staatslebens gespielt hat. Darum feiert er auch den Tyrannenmörder Timoleon als den Retter seines Vaterlandes, während uns doch die nach einer kurzen Zeitspanne wiederauflebende Tyrannis lehren kann, daß nicht persönliche Willkür, sondern eine innere Notwendigkeit es war, die dem Spiel der freien, aber innerlich hohl gewordenen Verfassungsformen dort und damals ein Ende gemacht hat. Auch von philosophischen Lehren, die seinen eignen Ueberzeugungen wirklich oder scheinbar nahe stehen, wird gelegentlich die charakteristische Zeitfarbe einigermaßen abgestreift; und desgleichen tritt die Frage nach ihrem Ursprung und ihrer historischen Bedingtheit mehr als billig in den Hintergrund. Wie hier die intellektuelle Geschmeidigkeit, so war anderwärts der künstlerische Instinkt, so wenig ihm beide mangelten, doch nicht stark genug entwickelt, um der hochgespannten Intensität des Wollens und Empfindens die Wage zu halten.

Nur in ähnlicher Beschränkung scheint uns ein Tadel der Groteschen Darstellung berechtigt. Es gebricht ihr ohne Zweifel manchmal an stilistischer Abrundung. Ihre Breite wird hin und wieder lästig. Der Vorhang fällt nicht immer im gelegenen Augenblick. Ein Höhenpunkt der Wirkung ist erreicht; sie wird in bedauerlicher Weise abgeschwächt durch allzu langes Verweilen, durch entbehrliche Wiederholungen. Der Autor ist so voll von seinem Gegenstande, so eifrig beflissen, eine Wahrheit einzuschärfen oder einen Irrtum auszurotten, daß das historische Kunstwerk dabei zu Schaden kommt. Denn ein schriftstellerisches Kunstwerk hohen Ranges ist und bleibt allen Einwendungen zum Trotze die „Geschichte Griechenlands". „Was er immer zu sagen hat, er weiß es angemessen und würdig zu sagen", und „der Ton seiner Rede steigt und fällt mit der Bedeutung ihres Gegenstandes" — dieses ebenso vielsagende

als maßvolle Lob, das J. S. Mill in einer seiner gehaltreichen Anzeigen der Stilform des Werkes gespendet hat, es ist vollauf begründet und einer beträchtlichen Steigerung fähig. Nur wenige Geschichtschreiber aller Zeiten besitzen in gleichem Maße die Fähigkeit, den Leser zu packen, zu fesseln, zu bezwingen. Wir jubeln bei den Siegen, wir trauern bei den Niederlagen seiner Helden. Von Grotes mit breitem Pinsel ausgeführten Geschichtsbildern geht dieselbe tiefe Wirkung aus, wie von den Freskogemälden eines Signorelli oder Ghirlandajo. Viel Wahrheit, Großheit, Kraft, geringe Zier und ganz und gar keine Geziertheit. Um ihm und seiner Leistung völlig gerecht zu werden, muß man ihn mit seinen gleichwertigen Volks-, Zeit- und Berufsgenossen, so mit Macaulay und Carlyle vergleichen. Macaulays niemals übertroffene, über alle Register der Sprache gleich meisterlich verfügende Darstellungskunst, die wahrhaft unerschöpflichen Hilfsquellen seines überreichen, an allen Bronnen der Bildung getränkten Geistes, niemand kann sie mehr vom Herzensgrund bewundern als der Schreiber dieser Zeilen. Und dennoch — so oft ich mich zu Carlyles Lektüre von jener Macaulays wende, ist mir zumut, als träte ich aus grellem, kaltem Magnesiumlicht in warmen, labenden Sonnenschein. Man wird Macaulay immerdar lesen, um sich zu belehren und im höchsten Sinne zu ergötzen, Carlyle um sich zu erbauen und zu erquicken.

Grote steht in diesem Betracht dem Geschichtschreiber der französischen Revolution um vieles näher als dem Verfasser der „Geschichte Englands". Ist er gleich weit weniger Poet als jener, läßt er auch den überquellenden, in tausend Lichtern spielenden Humor und die wunderbare malerische Lebendigkeit Carlyles vermissen, an Echtheit und Stärke der Empfindung ist er ihm ebenbürtig, an Ruhe und Durchsichtigkeit der Erzählung weitaus überlegen. Drei Stücke dürfen in der geistigen Ausrüstung des Geschichtschreibers als die wesentlichen gelten: Kraft des Verstandes, Stärke der Phantasie und Tiefe des Gemütes. Ueber das letzte dieser Erfordernisse wird manch einer den allzu klugen oder doch allzu ausschließlich klugen Kopf schütteln. Und doch ist es in Wahrheit das gewichtigste von allen. Man mag dieses Element so oder anders — Ernst, Glauben, Innigkeit — nennen: es war Grote im allerhöchsten Maße eigen und hat seiner Schöpfung die Unvergänglichkeit gesichert. Sie wird, dies ist unsre feste Ueberzeugung, Jahrhunderte überdauern. Hoffentlich wagt es in Hinkunft einmal jemand, zwar beileibe nicht die „Geschichte Griechenlands" zu „bearbeiten", wohl aber durch eine Anzahl reiflich erwogener Kürzungen ihre Zugänglichkeit und zugleich ihren Kunstwert zu erhöhen. Zu Prophezeiungen aber, wie

wir deren eine jüngst vernommen haben, jenes Werk werde, von gewissen Partien abgesehen, „bald nur noch wenig benutzt werden", scheint uns nicht der geringste Grund vorhanden. Auch ist unser Urteil kein vereinzeltes. „Wohl das größte unter den vielen großen Geschichtswerken, welche dieses Jahrhundert hervorgebracht hat" — mit diesen Worten hat erst kürzlich einer der ausgezeichnetsten britischen Altertumsforscher, Herr Mahaffy, Grotes Meisterleistung gekennzeichnet. Und der Ausspruch des Kenners steht diesmal in bestem Einklang mit der öffentlichen Stimme seines Vaterlandes. Grotes Nachruhm hat daselbst bislang nicht die mindeste Einbuße erlitten. Großbritanniens greise Königin bedauert es gewiß nicht, daß sie noch in späten Jahren die persönliche Bekanntschaft des hervorragenden, zu dem vornehmsten Schmuck ihres Zeitalters zählenden Schriftstellers gesucht hat. Gladstone bereut es sicherlich nicht, daß er dem allverehrten Manne die (von diesem im Hinblicke auf sein hohes Alter und die ihm noch obliegenden literarischen Aufgaben mit ehrerbietigem Dank abgelehnte) Pairswürde angeboten hat. Und Englands Volk ist ohne Zweifel noch immer stolz darauf, daß es den großen Toten inmitten seiner geistigen Pairs an der nationalen Ruhmesstätte, in den Gewölben der altehrwürdigen Westminsterabtei zur letzten Ruhe gebettet hat.

Der Zionismus

(„Die Zeit" vom 29. Februar 1896)

Haben Sie herzlichen Dank für den Wunsch, ich möge Theodor Herzls neues Buch „Der Judenstaat" in Ihrem Blatte besprechen.

Ich stehe diesem Buche zur Stunde mit der Unbefangenheit der Unkenntnis gegenüber; dennoch glaube ich aus Ihrer freundlichen Mitteilung und aus dem, was die letzte Nummer der „Zeit" darüber meldet, ersehen zu können, daß es nicht meine Sache ist, über die Schrift zu berichten. Ich fühle mich angesichts dieser, der sogenannten zionistischen Bewegung zu sehr als ein „Meister Anton", der die Welt nicht mehr versteht, um mich darüber anders ergehen zu können als in Naturlauten der Verwunderung und Verblüffung, mit denen doch niemandem gedient ist.

So weit also wäre es gekommen! Der Strom der Geschichte, so fordert man ernsthaft, soll zu seiner Quelle zurückfließen. Gestatten Sie mir, Ihnen einen kleinen Traum zu erzählen, in dem einst ein neckischer Kobold mit mir sein nicht ganz witzloses Spiel trieb. Es war zur Zeit, als das „historische Recht" ein Schlagwort des Tages geworden war. Da träumte mir einmal, daß ein eben damals, in den ersten fünfziger Jahren, nicht selten genannter Redner in einer Volksversammlung mit großem Pathos perorierte und folgendes zum besten gab: „Unsre erste Aufgabe ist es, überall das Recht herzustellen. Und Recht bleibt Recht, mag es auch schon vor Jahrtausenden gebeugt worden sein. So liegt uns denn die Pflicht ob, Aegypten den Persern zurückzugeben. Hat doch Kambyses Aegypten erobert, und Recht bleibt Recht u. s. w. u. s. w." Mir will die zionistische Bewegung, von der George Eliots Daniel Deronda vor zwanzig Jahren den ersten Vorschmack gab, in keinem ernsthafteren Licht erscheinen. Da aber diese Bewegung, wie ich erst seit kurzem weiß, in Wahrheit weite Kreise ergriffen hat, so muß ich wohl schließen, daß ich in diesem Betracht mein Zeitalter nicht mehr begreife und wohl am besten daran tue, mich in den Streit nicht zu mengen.

Eines scheint freilich auch an dieser, soweit ich urteilen kann, ziel- und aussichtslosen Bewegung löblich und verständig. Sie stellt mit rühmenswerter Schärfe das Dilemma auf: Assimilation oder — wenigstens teilweise — Auswanderung der Juden. Wollen diese wirklich eine Nation sein, soll das Judentum in der Tat etwas andres sein als für die

Gläubigen eine Konfession, für die Ungläubigen ein pieux souvenir de famille, wie ich es am liebsten nenne, dann bleibt nichts andres übrig, als den in der Diaspora Lebenden durch die Gründung eines eignen Staates den bisher entbehrten nationalen Rückhalt zu verschaffen. Ein Volk ohne Land ist ein Unding. Und so wäre ich denn dabei angelangt, die wundersame Bewegung trotz alledem zu begreifen. Zu begreifen — aber eben nur unter der für mein Empfinden und Denken kaum faßbaren Voraussetzung, daß Menschen, die samt ihren Vorfahren sich seit Jahrhunderten als Deutsche, als Franzosen, als Engländer, als Italiener oder als Ungarn gefühlt, die an der Kultur all dieser Länder ebenso sehr gebend als empfangend ihren vollen Anteil gehabt, die auf Schlachtfeldern wie auf Barrikaden mit Begeisterung für ihr Vaterland oder ihre Ideale gestritten haben — daß all diese nunmehr das Bedürfnis empfinden, sich aus ihrem alten Kulturboden loszureißen, um einen seit Jahrtausenden abgerissenen historischen Faden wieder aufzunehmen und weiterzuspinnen.

Kein Zweifel, es ist nicht etwa bloßer Mutwille, der eine derartige natur- und geschichtswidrige Bewegung hervorgerufen hat; es ist vielmehr der Widerhall, aber doch der über Gebühr gesteigerte Widerhall jener andern Bewegung, welche die im besten Gange befindliche Verschmelzung in verhängnisvoller Weise unterbrochen hat. Da täte es denn not, diese Bewegung selbst zu untersuchen, zu ergründen, inwieweit sie natürliche Ursachen hat, inwieweit Unverstand und Bosheit sie angeschwellt haben. Darüber wüßte ich, um zu dem Hauptthema dieses Briefes zurückzukehren, wohl kaum etwas zu sagen, was nicht im Laufe der letzten Jahre bereits gesagt worden ist. Oder sollte es wirklich erforderlich sein, darauf hinzuweisen, daß alle Generalurteile über die Fehler eines Stammes oder gar einer Rasse notwendig falsch sind? Daß die Eigenart der Menschen in weit höherem Maße ein Erzeugnis der äußeren Umstände als der Rassenanlage ist? Daß das, was wirklich in einem National- oder Rassencharakter unveränderlich ist, in eine Tiefe hinabreicht, die ganz eigentlich „jenseits von Gut und Böse" liegt, wie denn z. B. die starke Leidenschaft, die mein Freund Scherer als den Kern der germanischen Volksart bezeichnet hat, sich einmal in Wikingerzügen, ein andermal in der Reformation betätigt, d. h. einmal die Gestalt ungebändigter Kriegs- und Abenteuerlust, das andremal jene des glaubenskräftigsten Idealismus angenommen hat? Und was insbesondere die Juden betrifft, so kann man als Kern ihres Nationalcharakters nebst einem gewissen Zug zur geistigen wie leiblichen Nüchternheit, den sie mit den Arabern teilen, wohl

zumeiſt nur die ungewöhnliche Biegſamkeit und Anpaſſungsfähigkeit bezeichnen, die es ihnen ermöglicht hat, in jedem Klima auszudauern und durch jede Spalte und Ritze des Pferchs, in dem ſie mitunter Jahrhunderte hindurch eingeſchloſſen waren, die Luft der ſie jedesmal umgebenden Kultur begierig aufzunehmen und einzuſaugen. Und das alles trotz des dieſem ſtarken, niemals gebrochenen und in manchen Epochen wunderbar mächtig entfalteten Aſſimilationsſtreben entgegenwirkenden Iſolierungsbemühens, das von den Hütern des alten wie des neuen Glaubens ausgegangen iſt. Wer das Gegenteil behauptet, kennt einfach die Geſchichte nicht; er weiß nichts von der nahezu vollſtändigen Gräziſierung der Juden in der nachalexandriſchen Zeit, nichts von der Stellung der Juden im Frankreich des frühen Mittelalters, wo Biſchöfe und Konzilien der fortſchreitenden Vermiſchung, dem Beſuch der Synagogen durch Chriſten u. ſ. w. Schranken ſetzen mußten.

Doch ich vergeſſe mich und plaudere, wo ich doch nur meine Ablehnung begründen wollte. All das iſt mehr als einmal geſagt worden, und ich würde doch nur tauben Ohren predigen, wenn ich es wiederholte. Ein einziger Geſichtspunkt iſt vielleicht noch nicht oft und ſtark genug hervorgehoben worden, die Erinnerung an eine Wahrheit, die man alſo formulieren kann: Alles, was die Menſchen unterſcheidet, ſcheidet ſie auch. Wenn alle Rothaarigen oder Blatternarbigen in irgend einer Art von Verband ſtünden, zumal wenn ſie im Erwerbsleben gewiſſe gemeinſame, manchen von ihnen einen Vorſprung vor ſchwarzhaarigen oder narbenloſen Mitbewerbern ſichernde Eigenſchaften beſäßen, da würde, wie die poor human nature (um mit J. S. Mill zu ſprechen) einmal beſchaffen iſt, Ungunſt und Haß ſich gegen Rothaar oder Blatternarben kehren. Was folgt daraus? Nicht daß man den Geiſt und Charakter in ein gemeinſames Model zwängen und jeden Trieb zu individuell eigenartiger Entwicklung in ſich erſticken ſoll. Wohl aber, daß man es zu vermeiden hat, durch völlig entbehrliche, keinem heilſamen Zweck dienende Trennungszeichen innerhalb der Geſellſchaft Scheidewände aufzurichten und gleichſam die Reibungsflächen ohne Not zu vermehren. Das haben in gutem Glauben und mit der Abſicht, ihre Religionsgenoſſen vor ſchädlichen Einflüſſen zu bewahren, die Mitglieder des jüdiſchen Klerus im Mittelalter getan. Sie haben die Speiſegeſetze, zu denen das Alte Teſtament nur vergleichsweiſe geringe Anſätze darbot, geſchärft und geſteigert und aus dieſem und anderm Zeremonialweſen die von ihnen ſelbſt ſo genannte „Hecke“ geſchaffen. Die Nutzanwendung liegt auf der Hand.

Nicht minder, daß der oſtenſible Gebrauch einer fremden Sprache und Schrift gar manche, die zu den treueſten Söhnen ihres Vaterlandes zählen, wie mutwillig zu Fremden ſtempelt.

Auf derartiges und einiges Verwandte bei ſolchem Anlaſſe hinzuweiſen, wäre vielleicht nicht vom Uebel. Allein ich fürchte, es würde wenig frommen. Zu einer religiöſen Reformbewegung gehört eben ein größeres Maß von poſitivem Intereſſe an dem Glauben, deſſen Auswüchſe man beſchneiden und deſſen Gehalt man reformieren will, als gegenwärtig in den hier in Betracht kommenden Kreiſen anzutreffen iſt. Da hätte ich mir denn einiges vom Herzen geſchrieben. Der Ueberſchuß ſoll Ihnen wenigſtens zeigen, daß es nicht Gleichgültigkeit gegen Ihre ſo freundliche Aufforderung und auch nicht Teilnahmsloſigkeit iſt, wenn ich es wenig zweckdienlich finde, mich über die zioniſtiſche Bewegung und ihr neueſtes literariſches Produkt eingehend zu äußern.

Zur Erinnerung an Adolph Exner

(1841—1894)

(„Neue Freie Presse" vom 21. Juni 1896)

Im Arkadenhof der Wiener Universität, an der Stätte seines vieljährigen Wirkens, wird am morgigen Sonntag Adolph Exners Bildnis enthüllt. Mit seinen feinen, edeln Zügen zugleich steigt die Erinnerung an den vornehmen und hervorragenden Mann lebhaft vor unserm Auge empor. Die Totenklage um ihn wird nicht so bald verstummen. Haben wir ihn doch so jäh und in ihm so viel verloren: einen feinsinnigen Forscher und Schriftsteller, einen geistsprühenden Lehrer und warmherzigen Freund der Jugend, eine ebenso eigenartige als harmonisch durchgebildete Menschennatur, einen vollendeten Lebenskünstler und einen Staatsmann. Als solcher sollte er sich freilich erst bewähren. Allein so wenig zweifelten jene, die ihn am genauesten kannten und am sichersten zu beurteilen wußten, an dieser seiner Eignung, daß sie ebenso eifrig als erfolgreich bemüht waren, ihm die Wege zu ebnen, die ihn zu leitenden Stellungen emportragen mußten. Auch wir wagen die Behauptung, daß Exner einer der trefflichsten Minister geworden wäre, die Oesterreich besessen hat. Er war ganz eigentlich zum Praktiker im großen Stil geboren. Man hatte bei Beratungen, an denen er teilnahm, dasselbe Gefühl beruhigender Sicherheit, wie es uns die Anwesenheit eines Meisterarztes am Krankenbett eines teuren Patienten einflößt. Zwei Jahre lang haben wir einer Körperschaft angehört, deren Mitglied auch Exner war; und die Behauptung übertreibt nicht, daß sein Rat aus jeder heiklen Lage, aus jeder ernsteren Schwierigkeit den rettenden Ausweg gefunden hat. Nicht nur hat er jedesmal den Nagel auf den Kopf getroffen, er verstand es auch, alle Häupter unter einen Hut zu bringen, durch die Macht des bon sens (dessen Verkörperung er trotz gelegentlicher paradoxer Anwandlungen war) und dank einer Beredsamkeit, die nicht prunkhaft und pathetisch war, etwa wie jene seines Lieblingsautors Burke, wohl aber eindringlich und überzeugend, herzgewinnend und humorvoll. Wäre er etwa als Unterrichts- oder Justizminister in den Rat der Krone getreten, es hätte ihm weder an weitester Umschau gefehlt, noch an jener stählernen Kraft und Biegsamkeit, die in der Wahl der Mittel ebenso vielseitig und gewandt ist, als zähe im Festhalten der Ziele. Starkes Wollen hätte die Segel seines Fahrzeuges geschwellt, während ein unbestechlicher, mit allen Tat-

ſachen rechnender und ihr Gewicht nach Gebühr ſchätzender Verſtand das Steuer gelenkt hätte.

Doch anſtatt über das zu trauern, was nicht ſein ſollte, erfreuen wir uns lieber an dem Gedächtnis deſſen, was ihm und durch ihn uns beſchieden war. Als Lehrer und Gelehrten haben ihn ſeine Schüler und Fachgenoſſen, vor allen auch ſein eigner, von ihm hochverehrter Lehrer, das Haupt der öſterreichiſchen Juriſten, Joſeph Unger, gefeiert; heute ſpricht hier nur ein vieljähriger Freund, ein Berufsverwandter und gelegentlicher Reiſegenoſſe. Und wahrlich, einen erfreulicheren, einen wohligeren Gefährten hat es niemals gegeben. Frohgemutes Behagen ſtrahlte von ihm aus, wie das Licht von der Sonne. Bildete doch reichſte verſtändnisvollſte Empfänglichkeit den einen, gleichwie konzentrierte Tat- und Denkkraft den andern Pol ſeines Weſens. Faſt jedes Frühjahr fand ihn in Italien, ſchwelgend in Natur- und Kunſtgenuß. Auf einer dieſer Romfahrten war es uns vergönnt, ſeines und eines andern unvergeßlichen Toten, Theodor Billroths Umgang in ausgiebigſter Weiſe zu genießen. Auf dem Verdeck des Schiffes, das uns von Trieſt nach Brindiſi brachte, auf Wanderungen und Bootfahrten in den Straßen und in der Umgebung von Tarent, auf den windungsreichen Wegen des Palermitaner Luſtgartens Favorita, auf Ausflügen nach dem Roſalienberge, nach der Abtei von Monreale, nach den Ruinen von Solunt, auf glattem Meeresſpiegel zwiſchen Palermo und Neapel, zuletzt in den Gärten römiſcher Villen — immer und überall floß der Strom ſeiner ſtoff- und gedankenſatten, heitern und körnigen Rede gleich wohltuend dahin, jeder Anregung folgend, die hier ein Ueberreſt des Altertums, dort eine anziehende Naturerſcheinung, jetzt ein buntbewegtes Bild ſüdlichen Volkslebens, dann wieder eine dem Wechſelgeſpräch entſteigende gewichtige Frage der Kunſt, des Lebens oder der Wiſſenſchaft darbot.

Die unvermeidlichen, zumal in Süditalien unvermeidlichen Zwiſchenfälle und Widerwärtigkeiten der Reiſe zeigten uns Exner als in einem Betracht ganz und gar unmodernen Menſchen. Die Nervoſität war für ihn ein Ding, das er nur vom Hörenſagen kannte. Unerſchöpflich war ſeine Geduld, unbezwinglich ſein das Läſtige und Unerfreuliche verklärender Humor, der die Wärme der Freundſchaft verſtehen ließ, die ihn mit dem wahlverwandten Humoriſten, dem großen Dichter Gottfried Keller verbunden hat. In der Ueberwindung von Schwierigkeiten bewies er ein virtuoſes Geſchick, das an die inſtinktive Sicherheit des Naturmenſchen erinnerte, während es zugleich in den Dienſt der hilfsbereiten Liebens-

würdigkeit eines höchstgebildeten Kulturmenschen gestellt war. Doch wir müssen unsern Erinnerungen Halt gebieten! Auch Griechenland, der Orient und Aegypten waren ihm wohl vertraut. An allen Schöpfungen künstlerischer und wissenschaftlicher Gestaltungskraft nahm er den innigsten und neidlosesten Anteil. Sein eignes Heim, ein von allen Musen verklärtes Heim, war ein Kunstwerk, das er an der Seite einer schönen, liebenswerten Frau, von blühenden Sprößlingen und hochbegabten Geschwistern umgeben, inmitten eines erlesenen Freundeskreises in vollen Zügen genoß. Auch sonst war ihm das Schicksal hold wie nur wenigen Auserwählten. In voller Gesundheit und Körperkraft, ein rüstiger Reiter und Jäger, im Vollbesitze seiner Geistesgaben, von Erfolg zu Erfolg emporsteigend, von keinem schweren Erlebnis bedrückt, noch unberührt von Siechtum und Beschwerden des Alters, verschont von Kummer und Krankheit, ist er wie durch einen Blitzstrahl gefällt worden. Uns Ueberlebenden hat Adolph Exners vorzeitiges Scheiden bitteres Weh bereitet; er selbst hat gelebt und geendet wie ein „Liebling der Götter".

Ein wiederentdeckter Dichter

(„Neue Freie Preſſe“ vom 24. Dezember 1897)

Es iſt eine gar köſtliche Gabe, die das Britiſche Muſeum in dieſen Tagen auf den Weihnachtstiſch der Gelehrten gelegt hat. Der Wunderboden Aegyptens hat uns ſehr anſehnliche Ueberreſte der Schöpfungen eines Poeten aus Griechenlands beſter Zeit geſchenkt. Der Name des Bakchylides iſt ſelbſt den klaſſiſch Gebildeten wenig geläufig. Doch nennt ihn das Altertum als den Schüler und Schweſterſohn des großen Simonides, als den Zeitgenoſſen und Rivalen Pindars. Bruchſtücke ſeiner Dichtungen waren uns in nicht großer Zahl und in noch geringerer Ausdehnung bekannt. Die Anzahl der Verſe wird jetzt mehr als verzehnfacht, und was noch weit mehr beſagt: wir lernen vollſtändige Dichtungen kennen, von denen eine zweihundert, andre hundert bis hundertfünfzig Verſe enthalten. So vernehmen wir denn wieder das längſt verklungene Flöten der „keïſchen Nachtigall“ (wie der Dichter ſich ſelbſt nennt); wir gewinnen von ſeiner Kunſt- und Sinnesweiſe eine ungemein erweiterte Vorſtellung und, wie wir ſofort hinzufügen dürfen, einen erhöhten Begriff.

Die Mehrzahl dieſer Poeſien ſind Geſänge, wie ſie zur Feier der in den nationalen Spielen (im Wagen- und Pferderennen, im Wettlauf, im Ringen, im Fauſtkampf u. ſ. w.) errungenen Siege gedichtet und teils bei Feſtmahlen, teils beim Einzuge der Heimkehrenden von Chören vorgetragen wurden, die der Dichter, der zugleich Muſiker war, perſönlich einzuüben pflegte. Der Meiſter dieſer Kunſtgattung war, wie allbekannt, Pindar, deſſen Siegeslieder wir in großer Zahl beſitzen. Den Wettſtreit, der zwiſchen ihm und Bakchylides ſtattfand, können wir nunmehr ſogar im einzelnen verfolgen. Die fünfte der neu entdeckten Oden gilt einem Siege, den König Hieron von Syrakus mit ſeinem Falben Pherenikos (Siegbringer) im Hochſommer des Jahres 476 vor Chriſtus zu Olympia gewonnen hat, demſelben, der den Gegenſtand der erſten olympiſchen Ode Pindars bildet. Der glanzvolle Beherrſcher von Syrakus hatte bei beiden Dichtern, die ſich zeitweilig (Bakchylides zugleich mit ſeinem berühmteren Oheim) an ſeinem Hofe aufhielten, die Oden beſtellt, die wir als Konkurrenzſtücke bezeichnen dürfen. Dasſelbe Verhältnis beſteht zwiſchen der dreizehnten Ode des Bakchylides und der fünften nemeïſchen Pindars. In dieſer wie in jener wird Pytheas, der Sproſſe eines auf der Inſel Aegina

heimischen adeligen Geschlechtes, besungen, und zwar um eines Sieges willen, der dem Jüngling im sogenannten „Vollkampf" (Ring- und Faustkampf) bei den nemeïschen Spielen nicht lange vor 480 zuteil ward. Der Vergleich zwischen Pindar und Bakchylides fällt nicht eben zugunsten des letzteren aus. An Tiefe der Gedanken, an Macht der Individualität überhaupt ist der thebanische Sänger dem Sohne der Insel Keos weitaus überlegen. Ein Zug zum Konventionellen ist in seinen Dichtungen nicht zu verkennen. Wir können ihn nicht einen Dichter allerersten Ranges nennen, aber er besitzt Vorzüge, die manch einem Dichter ersten Ranges zur Ehre gereichen würden. Er ist frei von jener Dunkelheit, die das Verständnis Pindars so oft erschwert; gefällige Anmut und musikalischer Wohllaut sind ihm in hohem Grade eigen. Hierin und in der hochentwickelten Kunst malerischer Schilderung, die freilich hin und wider Gefahr läuft, zur Schilderei zu entarten, ist er der Nachfolger und Erbe seines Oheims, des Mannes, der die Poesie nicht nur „redende Malerei" genannt, sondern sie auch vielfach und gar erfolgreich in diesem Sinne ausgeübt hat.

In Bakchylides verbindet sich die den Jonier auf allen Gebieten auszeichnende Gabe sorgfältigster Beobachtung mit dem in langem stetigen Kunstbetriebe erworbenen Vermögen, das Geschaute getreulich nachzubilden. Man wird diesem Urteil um so williger Glauben schenken, wenn man erfährt, daß Sophokles unsern Dichter sicherlich an einer derartigen Stelle — auf die der Herausgeber mit treffsicherem Blick hingewiesen hat — und schwerlich nur an dieser einen nachzuahmen nicht verschmäht hat. Auf eine Anzahl glänzender Bilder und Naturbeschreibungen hat der Herausgeber gleichfalls aufmerksam gemacht. Nichts kann wirksamer sein als die Schilderung des Adlers, der mit schnellen braunen Schwingen hoch oben den tiefen Aether durchschneidet, bei dessen Nahen die hellstimmigen Vögel, sich duckend, verstummen, den nicht die Gipfel der gewaltigen Erde, nicht die rauhen Wogen der unermüdlichen See zu hemmen vermögen, der im unerschöpften gähnenden Luftraum, sein feinhaariges Gefieder vom Westwind getragen, steuert u. s. w. Daß der Dichter sich selbst unter dem Aar versteht, mit demselben Selbstgefühl, das auch Pindar diesen Vergleich eingegeben hat, sei nebenbei bemerkt. Andre jener Glanzstellen sind eine an plastischer Lebendigkeit kaum zu übertreffende Schilderung des Rosserennens und der Vergleich der zahllosen Seelen der Abgeschiedenen mit den Blättern, die der schaumerregende Meerwind über die lämmernährenden Gehänge des Ida hinwirbelt. Es ist Herakles, dem hier die Schatten der Unterwelt sich entgegendrängen, darunter jener des Meleager.

Bei dieſem Prachtſtück der fünften Ode wollen wir einen Augenblick verweilen. So gewaltig erſcheint das im Waffenglanz leuchtende Schattenbild des Heroen, daß Herakles ſchon den Deckel ſeines Köchers aufhebt und im Begriffe iſt, einen Pfeil auf die dräuende Geſtalt abzudrücken. Da ermahnt ihn Meleager, nicht ein vergebliches Geſchoß gegen einen bloßen Schatten zu entſenden. Es folgt ein wundervolles Zwiegeſpräch. Meleager ſchildert das herbe Schickſal, das ihn betroffen und in blühender Jugend entrafft hat; wie ſein Vater Oeneus den Zorn der hehren Göttin Artemis erregt und durch zahlreiche Opfer vergebens zu beſchwichtigen ſich bemüht hat; wie dann der Kampf gegen den von der Göttin geſandten (kalydoniſchen) Eber entbrennt, „der, überſchäumend von Kraft, die Pflanzungen mit ſcharfem Zahn dahinmäht, die Lämmer zerreißt gleichwie jeden Sterblichen, der ihm entgegentritt"; wie dann der heiße Streit um das „ſchimmernde Fell" des erlegten Untieres fortwütet, wobei Meleagers Händen „blinde Geſchoſſe" entfliehen, die ſeine Mutterbrüder tödlich treffen, und wie endlich ſeine Mutter Althäa, „das unſelige, vor nichts zurückſchreckende Weib," darob Vergeltung übt, indem ſie „aus der kunſtvoll gefertigten Lade den Holzſcheit hervorholt und laut ſchluchzend entzündet", an deſſen Verbrennung durch Schickſalsſchluß des Sohnes Lebensende geknüpft war. Als Herakles die herzergreifende Mär vernahm, da ſprach er unter Tränen, die nur dieſes eine Mal ſein Auge genetzt haben ſollen, das trauervolle Wort: „Für die Sterblichen iſt es das Beſte, nicht geboren zu werden und nicht der Sonne Licht zu ſchauen."

Eben dieſes Wort war uns als ein Ausſpruch des Bakchylides längſt bekannt, und es durfte bisher als eine ſeltſam vereinzelte Kundgebung peſſimiſtiſcher Sinnesweiſe in einem Zeitalter erſcheinen, das von euripideiſcher Schwermut noch nicht berührt war. Nunmehr erteilt der Zuſammenhang erwünſchten Aufſchluß. Ein Anlaß außerordentlicher Art ruft die Aeußerung hervor; nicht im eignen Namen ſpricht der Dichter ſie aus; auch verweilt er nicht bei ihr, ſondern eilt mit der an einen homeriſchen Vers anklingenden Wendung: „Doch Wehklagen frommt uns nicht" zu andern und froheren Bildern. Ganz anders dort, wo uns ein Gegenſtück zu dieſem peſſimiſtiſchen Ausſpruche begegnet. Dieſes bildet den Schluß der erſten Ode und bezeichnet ſomit einen Eindruck, mit welchem der Hörer oder Leſer entlaſſen werden ſollte. Eine lange Versreihe verkündet das Evangelium der althelleniſchen Lebensweisheit: Tüchtigkeit und Rechttun werden über alles geprieſen; an Wert zunächſt ſtehen Geſundheit und beſcheidener Beſitz, denn mit gleich ſtarkem Verlangen begehrt der

Reiche Großes, der Mindere Geringes; niemals getrübtes Wohlsein behagt den Sterblichen nicht, glücklich ist, wen die mindest schweren Sorgen schütteln; Freude begleitet jedes Menschenleben, solange ihm nicht Krankheit naht und erdrückende Armut. Es ist genau dieselbe Denkart, die aus jenen typischen Reden spricht, die Herodot den weisen Solon bei Krösus führen läßt.

Und da wir den Lyderkönig genannt haben, so sei auch einer merkwürdigen, in der dritten dieser Oden auftauchenden Variante einer allbekannten Erzählung Herodots gedacht. In dieser läßt der siegreiche Cyrus den unterworfenen Beherrscher Lydiens den Scheiterhaufen besteigen, während der Geschichtschreiber sich augenscheinlich selbst in Verlegenheit befindet, wie er dieses grausame, zu persischer Sitte so wenig wie zu der Eigenart des Besiegers und des Besiegten stimmende Beginnen erklären soll. „Sei es, daß Cyrus irgendeinem Gotte dieses Erstlingsopfer weihen, sei es, daß er ein Gelübde erfüllen wollte, sei es endlich, daß er, da er von des Krösus Frömmigkeit vernommen hatte, zu erfahren wünschte, ob ihn einer der Götter vor dem Verbranntwerden bewahren werde" — so sucht der Historiker tastend nach einem Beweggrund, der die unbegreifliche Tat begreiflich machen soll. Hierdurch wird der Argwohn rege, daß Herodot hier mit einem Sagenstoff hantiere, der ihm nicht mehr in seiner allezeit durchsichtigen Urgestalt vorlag. Dieser Verdacht ist längst durch ein Vasenbild verstärkt worden, das Krösus allerdings auf dem Holzstoße, aber ganz und gar nicht in der Haltung eines der Hinrichtung Gewärtigen, vielmehr auf dem Throne sitzend, das Zepter in der Hand und der Gottheit ein Trankopfer weihend, darstellt. Was aus diesen und aus andern Gründen ein gelehrter Franzose schon vor fünfzig Jahren vermutet hat, wird jetzt zur Gewißheit erhoben. Der herodoteischen Sagenfassung liegt eine ältere voraus. Ihren Kern — wir wagen nicht, mit Raoul Rochette zu sagen: ihren geschichtlichen Kern — bildet das Motiv der Selbstopferung des lydischen Königs, der den Verlust der Krone und der Freiheit nicht überleben will, wobei die Wahl des Feuertodes mit Bräuchen des vorderasiatischen Kulturkreises, zu dem Lydien gehört, zusammenhängt. Zu dieser, der Landessage, gesellt sich bei unserm Dichter das altgriechische Motiv der „Entrückung", indem Apollo den Krösus samt seinen Töchtern vom Scheiterhaufen, dessen Flammen der Himmelsgott gelöscht hat, hinweg in das selige Land der Hyperboreer entführt. Herodot, dem der Geist der lydischen Sage fremd geworden ist, ersetzt die befremdliche Selbstopferung durch die banale Hinrichtung; ferner tilgt er

das Entrückungswunder und gibt der geschichtlichen Wahrheit die Ehre, indem er Krösus seine Tage am Hoflager des Cyrus beschließen läßt; desgleichen vermindert er das Wunderbare der Errettung, indem er den durch göttliche Dazwischenkunft herbeigeführten Gewitterregen nur nebenher verwendet; anderseits verflicht er, wie bekannt, die Erinnerung an den unhistorischen (weil chronologisch unmöglichen) Besuch Solons in die Legende. Gemeinsam ist der älteren und der jüngeren Gestalt der Sage gleichwie der den Scheiterhaufen völlig ignorierenden, aber im übrigen die Wunder häufenden Darstellung des geschichtschreibenden Arztes Ktesias ein Gedanke: daß nämlich der fromme Herrscher, dessen Freigebigkeit gegen griechische Heiligtümer, vor allem gegen jenes zu Delphi, niemals überboten ward, aus schwerem Drangsal eben durch einen Eingriff Apolls gerettet werden mußte. Doch genug davon. Wir haben vorhin Herakles im Gespräch mit Meleager in der Unterwelt verlassen. Fragt man uns, in welchem Zusammenhang jene hochpathetische Episode mit dem Siegeslied stehe, so können wir nur antworten: in keinem andern, als in dem einer dunkeln Folie zum hellen Glanze, den Hierons Sieg und Siegesfreude verbreitet. Man kennt aus Pindar die Gepflogenheit, eine mythische Erzählung in die Mitte der Siegesgesänge (als ihren „Nabel", wie der Kunstausdruck lautete) zu stellen. Die Verbindung dieses Teiles mit dem Ganzen ist bisweilen eine enge, häufiger eine lose; einen äußersten Fall bildet unser Gedicht, in welchem es kaum eine andere als die soeben erwähnte künstlerische Rücksicht, das Streben nach starker Wirkung, sein kann, was die Wahl des Dichters bestimmt hat.

Den vierzehn Siegesliedern folgen sechs Gedichte vermischten Inhaltes. Eines derselben, das besterhaltene der Sammlung, erzählt in mehr als 130 so gut als völlig unversehrten Versen ein Abenteuer des Theseus, über das wir bisher nur durch kurze Andeutungen der Schriftsteller und durch einige Vasenbilder unterrichtet waren, deren Sprache jetzt an Deutlichkeit gewinnt. Minos, der Beherrscher Kretas, will sich an einer athenischen Jungfrau, die sein Wohlgefallen erregt hat, vergreifen; Theseus, der Fürst Attikas, braust auf; Minos beruft sich auf seine Abkunft von Zeus, streift einen goldenen Ring vom Finger, wirft ihn in die Wogen und verlangt von Theseus, er möge, wenn er anders mit Recht den Seebeherrscher Poseidon seinen Vater nenne, den Goldreif vom Meeresgrunde heraufholen. Zeus bezeugt seines Sohnes göttliche Abkunft, indem er einen „schnellen, feuermähnigen Blitz" vom Himmel herabsendet. Aber Theseus springt trotzdem ungebeugten Sinnes in die Meeresflut. Rasche Delphine

tragen ihn in das Haus seines göttlichen Vaters; er betritt das Göttergemach, und Furcht erfaßt ihn beim Anblick der Nereus-Töchter. Denn wie Feuer leuchtet es von ihren glänzenden Gliedern .... Golddurchwirkte Binden schlingen sich um ihre Haarflechten, und sie laben ihr Herz am Reigentanze. Dann erblickt er Poseidons hehre Gemahlin, die großäugige Amphitrite, in ihrer lieblichen Behausung. Diese überreicht ihm einen buntbestickten Purpurmantel und schmückt sein krauses Haar mit einem Kranz aus dunkeln Rosen, den ihr Aphrodite als Hochzeitsgeschenk verliehen hat. Ungemein schön ist die Gemütsbewegung der auf die Rückkehr des Theseus angstvoll harrenden athenischen Jungfrauen geschildert, nicht minder der laute Jubel, in den sie ausbrechen, da Theseus „unbenetzt, ein Wunder für alle, mit den leuchtenden Göttergeschenken angetan", wieder emportaucht. Daß von des Minos Ring nicht weiter die Rede ist, darf uns nicht befremden. Theseus hat die einleuchtendsten Beweise seiner göttlichen Abstammung erbracht; sie gerade in der Weise zu liefern, wie sein Gegner es heischt, würde als des Heroen unwürdig gelten. Hieran reiht sich eine zweite Theseus-Dichtung in der ungewöhnlichen Gestalt eines Wechselgesanges zwischen Theseus' menschlichem Vater Aegeus und dessen Gemahlin, der kolchischen Medea. Die Helden der übrigen Gedichte sind Herakles, Jo und Menelaos, der die geraubte Helena von den versammelten Trojanern zurückfordert.

Ihrer Dichter, Denker und gestaltenden Künstler pflegt die Welt nicht zu vergessen. Aber dem Gefolge von emsigen und eifrigen Sammlern, Ordnern, Auslegern und Wiederherstellern, Philologen und Archäologen genannt, bewahrt sie selten ein dauerndes Andenken. Doch sollte man, solange des Aristoteles „Staatswesen der Athener" oder die Gedichte des Bakchylides gelesen werden, den Namen Friedrich Kenyons in Ehren halten. Dieser junge, noch vor wenigen Jahren völlig unbekannte Gelehrte zeigt eine erstaunlich rasche Fortschreitung. Die lange Reihe schwieriger Aufgaben, die es diesmal zu bewältigen galt — von der Zusammenfügung einzelner Papyrusstreifen angefangen bis zur lichtvollen Erklärung und eindringlichen Beurteilung der Dichtungen — hat er mit bemerkenswertem Erfolge gelöst. Auch seinen Helfern, dem Deutschen Blaß und den Engländern Jebb, Palmer, Purser und Sandys, gebührt warmer Dank. Dem Zusammenwirken dieser Männer ist es gelungen, uns das wiederzugeben, was nicht nur eine „wahrhafte Bereicherung der Weltliteratur", was eine Vermehrung des Schönheitsbesitzes der Menschheit ausmacht.

Realismus und klaſſiſches Altertum

Betrachtungen zu einem neuen Buch*)

(„Die Zeit“ vom 5. Januar 1901)

Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle. Damit meinen wir diesmal nicht, daß wir uns in der Jugend nach Chreſtomathien geſehnt haben. Ganz im Gegenteil. Im vormärzlichen Gymnaſium wurden wir mit Chreſtomathien überſättigt. Wir bekamen nur ſolche zu Geſicht und blickten mit Neid auf die deutſchen Gymnaſien draußen „im Reich“, an denen man die Klaſſiker in unverſtümmelten Ausgaben las. Nunmehr ſetzt die umgekehrte Bewegung ein. Nicht nur der Verfaſſer der obengenannten Schrift, auch andre Reformatoren der im Deutſchen Reich oder doch in Preußen geltenden Lehrpläne kehren wieder zur Chreſtomathie zurück, die uns ſeit fünfzig Jahren als ein überwundener Behelf des klaſſiſchen Studiums gegolten hat. Nicht dieſer didaktiſchen Wandlung gilt ſomit der obige Ausruf, wohl aber der Tendenz, die dieſem und verwandten Verſuchen zugrunde liegt. Dieſe läßt ſich in wenige Worte zuſammenfaſſen. Es handelt ſich darum, das Bewußtſein von der überragenden Bedeutung der antiken Naturwiſſenſchaft neu zu beleben oder vielmehr in die Kreiſe der Gebildeten überhaupt einzuführen. Dieſes Beſtreben, dem der Verfaſſer der vorliegenden Chreſtomathie ſchon vorher in zwei kleinen Schriften**) Ausdruck gegeben hat, findet unſre wärmſte Billigung. In bezug auf den anzuſtrebenden Zweck zum mindeſten ſind wir mit dem Verfaſſer völlig einig.

Die Philologen haben ſich in Anſehung der ſogenannten realiſtiſchen Seite der antiken, zumal der griechiſchen, Literatur der ſchwerſten Unterlaſſungsſünden ſchuldig gemacht. Jedermann kennt die Namen eines Archimedes oder Hippokrates. Wer aber vor etwa drei Jahrzehnten die Schriften dieſer großen Männer aus den verſtaubten Winkeln der Bibliotheken hervorholte, der fand Texte vor, die ungefähr auf derſelben Stufe der Verderbnis und Verwahrloſung ſtanden wie die griechiſchen Tragiker vor drei Jahrhunderten. Jeder aufmerkſame Leſer konnte ſinnentſtellende

*) „Realiſtiſche Chreſtomathie aus der Literatur des klaſſiſchen Altertums“ von Max C. P. Schmidt, Gymnaſialprofeſſor in Berlin. In 3 Büchern. I. Buch mit 56 Figuren, Leipzig, Dürrſche Buchhandlung, 1900.

**) „Zur Reform der klaſſiſchen Studien auf Gymnaſien“, Leipzig 1899, und „Realiſtiſche Stoffe“, Leipzig 1900 (beides im Dürrſchen Verlage).

Fehler berichtigen — ein Beweis dafür, daß die sorgliche Pflege der Sach- und Sprachkundigen diesem großen und wichtigen Literaturzweige vollständig fehlte; ein Beweis auch dafür, daß die Geschichte der Wissenschaften noch gar sehr im argen lag, und daß somit der Zusammenhang zwischen Altertum und Neuzeit auf diesen Gebieten nur im großen und ganzen, aber auch hier sehr unvollständig bekannt und anerkannt war. Dem ist nun anders geworden. Die Textkritik und die in ihrem Gefolge einherschreitende Wissenschafts-, Philosophie- und Kulturgeschichte hat sich den durch Jahrhunderte vernachlässigten Stoffen zugewandt. Und das Fazit ist die neubelebte Einsicht, daß die moderne Wissenschaft ganz und gar auf der antiken beruht, daß auch dasjenige, was unserm Zeitalter sein eigentliches Gepräge gibt, was den unbestrittensten Vorzug der europäisch-amerikanischen Welt vor allen andern Kulturkreisen ausmacht, daß auch die moderne Technik im weitesten Sinne des Wortes ein Sprößling der griechischen Wissenschaft ist. Nicht nur die deduktive Mathematik, das große Werkzeug physikalischer Forschung, ist griechischen Ursprungs; nicht nur grundlegende Gedanken unsrer Naturwissenschaft, wie die Atomistik, sind ganz unmittelbar aus dem Altertum übernommen worden; nicht nur das kopernikanische Weltsystem war bereits den Griechen bekannt: auch technische Errungenschaften der allerneuesten Zeit, wie der Warenautomat und der Taxameter, sind den Alten nicht fremd gewesen. Der Hauptgrund, weshalb derartige Erfindungen fast ausschließlich zu spielerischen Zwecken verwendet und eben darum auch nicht stetig weiterentwickelt wurden, war die Wohlfeilheit der Sklavenarbeit und die durch sie bedingte Entbehrlichkeit eines ausgebildeten Maschinenwesens. Nur so erklärt es sich, daß z. B. die Wassermühlen, die, wie es die neueste Forschung lehrt, schon viele Jahrhunderte v. Chr. erfunden wurden, von den Griechen, die diesmal nicht die Erfinder waren, ignoriert worden sind.

Aus diesem Sachverhalt ergeben sich wichtige Folgerungen, aus denen wir die in unsern Augen bedeutendste hier hervorheben wollen. Alle Ansätze zu echter, verallgemeinernder und darum allein erst fruchtbarer Wissenschaft, die sich in nicht geringer Zahl bei den übrigen Nationen des Erdballs finden, sind unentwickelt geblieben. Die gleichsam spontanen, auf Anhäufung von bloßen rohen Erfahrungen beruhenden Fortschritte haben nirgendwo die echte Wissenschaft gezeitigt. Diese ist einzig und allein das Werk der Griechen gewesen. An dem also begründeten Bau haben viele Völker verschiedenartiger Rassen weitergearbeitet, am meisten freilich die Europäer, denen durch das römische Universalreich die griechische Bildung

vermittelt war und die dadurch indirekt zu Erben des Hellenentums geworden sind. Allein daß diese Fortarbeit keineswegs ein Vorrecht etwa der indoeuropäischen Rasse ist, das zeigt uns nicht nur die zeitweilige ausschließliche Fortführung der wissenschaftlichen Forschungsarbeit durch Araber und Juden; auch der finnische Ungar und neuerlich der mongolische Japaner erweisen sich fähig und geschickt, in der gemeinsamen Arbeitswerkstätte ihren Platz einzunehmen. Was den Griechen ihr Vorrecht und ihren von keiner Seite anzutastenden Vorrang verliehen hat, das beruht in erster Reihe auf einem niemals vorher und niemals nachher erreichten Verein glücklicher geschichtlicher Zufälle, welche die unleugbar vorhandene glänzende Naturanlage aufs äußerste gesteigert, ausgebildet und vervollkommnet haben — Zufälle der geographischen Lage (zahlreiche geschützte Kulturzentren und eine beispiellos reiche Küstenentwicklung) und der frühzeitigen, zugleich überwiegend friedlichen und fruchtbaren Berührung mit älteren Kulturvorfahren, wie es die Phönizier, die von babylonisch-assyrischer Bildung berührten Lydier und die Aegypter waren. Ob irgendeine andre Nation durch innere Kraft oder durch eine verwandte Gunst der Umstände dazu befähigt war, ohne den Vorgang Griechenlands die moderne Wissenschaft zu gründen, das ist eine für uns unlösbare Frage, die man vielleicht — insbesondre im Hinblick auf das Italien der Renaissance — nicht unbedingt verneinen, noch weniger aber unbedingt bejahen darf.

Doch wir sind weit abgekommen von der „Realistischen Chrestomathie" und ihrem Verfasser. Dieser hat sich als Berichterstatter über die Leistungen auf dem Gebiete antiker Naturkunde sowie durch eigne schätzenswerte Beiträge zur Geschichte der Mathematik, Physik und Geographie im Altertum ein unzweifelhaftes Anrecht auf achtungsvolles Gehör erworben. Die Auswahl, die er aus den Schriften der antiken Mathematiker nunmehr veröffentlicht und mit sachgemäßen Einleitungen versehen hat, ist wohl geeignet, diese günstige Vormeinung zu bestätigen. Ein zweites und ein drittes Heft sollen als „Buch von Himmel und Erde" und „Buch der Erfindungen" die Sammlung beschließen. Dem naheliegenden Einwurf, es werde die vielbeklagte Ueberbürdung der Gymnasialjugend durch die Aufnahme dieses neuen Lehrstoffes noch gesteigert werden, sucht der Verfasser dadurch zu begegnen, daß er die kursorische Lektüre auf Kosten der sogenannten statarischen erweitert, die häusliche Präparation erheblich eingeschränkt wissen will, wobei er von dem, man möchte sagen mehr modernen Reize der neuen Lesestoffe eine beträchtliche Erhöhung des Interesses und der Spannkraft der jugendlichen Leser erwartet. Auf diese didaktischen

Fragen näher einzugehen, hindert uns der Mangel eigner Erfahrung im Mittelſchulunterrichte. Nur die prinzipiellen Seiten dieſes Unternehmens glauben wir beleuchten zu dürfen. Wir wenden uns ſofort zur oberſten der hier in Betracht kommenden Fragen: ob und warum der Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen überhaupt aufrechtzuerhalten iſt?

Nicht gering an Zahl und an Bedeutung ſind die Zugeſtändniſſe, die wir den Gegnern dieſer Studien zu machen uns veranlaßt ſehen. Daß die Vertrautheit mit den antiken Meiſterwerken und mit dem ſtrengen grammatiſchen Bau der alten Sprachen ein Mittel der geiſtigen Zucht und der Schulung des Geſchmackes bildet, erkennen wir voll und freudig an. Daß es die einzigen Mittel ſeien, die zu dieſem Ziele führen, und daß man aus dieſem Grunde an dem herkömmlichen Studienbetrieb unentwegt feſthalten müſſe, daran zweifeln auch wir. Beſäßen dieſe Studien keinen andern als dieſen formalen Bildungswert, ſo ſtünde es um ihre Sache mißlich genug. Ein Modikum von Latein würde jedenfalls dem Bedürfnis genügen, die grammatiſchen Kategorien durch die Vertrautheit mit einer zugleich formenreichen und normenſtrengen Sprache dem jugendlichen Geiſt ſcharf und ſicher einzuprägen. Und dem Einwand, daß ſich dasſelbe Ziel auch auf andern Wegen erreichen ließe, wäre innerhalb dieſer Grenzen mit dem Hinweis auf den mannigfachen Nutzen zu begegnen, den die Kenntnis der lateiniſchen Sprache dem Theologen ſowohl als dem Juriſten und Hiſtoriker (auch dem Hiſtoriker des Mittelalters) bietet, während die Mehrbelaſtung des Gedächtniſſes für denjenigen, der vorher oder nachher eine der romaniſchen oder halbromaniſchen Sprachen erlernt, eine vergleichsweiſe geringfügige iſt. Hier aber müßte die Apologie des klaſſiſchen Studiums Halt machen. Weder als ausſchließliche Wiſſensquellen, noch als ausſchließliche Geſchmacksbildnerinnen können die antiken Literaturen den modernen Nationen mit ihren eignen reich entwickelten wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Literaturen gelten. Dem Zuwachs, den uns in dieſem Betracht das Altertum unzweifelhaft gewährt, ſteht die immer gebieteriſcher auftretende Forderung der Aneignung moderner Hauptſprachen gegenüber. Nicht jeder Kopf, auch nicht jeder gute oder ausgezeichnete Kopf, iſt darauf angelegt, vier oder fünf fremde Sprachen neben allem übrigen unentbehrlichen Wiſſensſtoff in ſich aufzunehmen. Und welcher Gebildete, welcher auch nur auf ſeinem eignen Gebiete rüſtig vorwärtsſtrebende Fachmann kann heutzutage die Kenntnis des Franzöſiſchen und Engliſchen entbehren, zu denen ſich gar häufig noch eine zweite Landesſprache oder das Italieniſche, wenn nicht gar das Ruſſiſche geſellt und mehr und mehr geſellen wird.

Das iſt in unſern Augen der Haupteinwand gegen die Beibehaltung der klaſſiſchen Sprachen als eines allgemeinen Bildungsmittels. Dieſem Einwand hat die Unterrichtspraxis durch die Errichtung von Realſchulen und verwandten Anſtalten längſt Rechnung getragen, gleichwie durch den ſich immer mehr erweiternden Kreis jener Hochſchulſtudien, zu welchen die Realſchule den Zugang eröffnet. Hier erhebt ſich die Frage, ob dieſer Kreis ins Unbegrenzte zu erweitern und ob ſomit im Bejahungsfalle das klaſſiſche Gymnaſium einem vielleicht langſamen, aber ſicheren Verfalle preiszugeben iſt.

Dieſe Frage verneinen auch wir, und zwar aus folgenden Gründen. Die Vertrautheit mit dem griechiſch-römiſchen Altertum erfüllt in einziger Weiſe zwei Forderungen, deren jede für ſich genommen von hoher Bedeutung iſt und deren gleichzeitige Erfüllung den allerhöchſten Wert beſitzt. Was jene Vertrautheit für uns leiſtet, läßt ſich in dem einen Satze zuſammenfaſſen: unſer vornehmſter Kulturvorfahr liefert uns zugleich das ergiebigſte Kulturkomplement. Wohl dem, der ſeiner Väter oft gedenkt — an der Wahrheit dieſes Satzes kann niemand zweifeln, der über die wohltätige Wirkung geſchichtlicher Studien jemals ernſtlich nachgedacht hat und der ſich darüber klar geworden iſt, daß der hiſtoriſche Sinn, ſeine Stärkung und Ausbildung, die einzige für Menſchen erreichbare Gewähr bietet gegen ſinnloſe Zerſtörungsſucht ſowohl als gegen ſinnloſe Erhaltungsſucht. Wir ſind immer in Gefahr, das zurzeit Geltende einmal für ein Alleingültiges, ein andermal für ein Erzeugnis bloßer Willkür zu halten, ſolange uns nicht der Einblick in den geſchichtlichen Werdeprozeß das Heilmittel gegen dieſe zwei Hauptkrankheiten des menſchlichen Geiſtes in die Hand geſpielt hat. Man hat die in einem einzigen Kulturkreis heimiſche Nation längſt treffend mit einem Menſchen verglichen, der niemals aus den vier Wänden ſeines Elternhauſes herausgekommen iſt oder nicht über die Grenzen ſeines Heimatsdorfes hinausgeblickt hat. Dieſe unerläßliche Erweiterung des Horizontes geſtaltet ſich aber doppelt und dreifach heilſam, wenn ſie uns den Einblick in Zuſtände eröffnet, die uns nicht nur von Haus aus fremd, ſondern auch an ſich unendlich wertvoll ſind, wenn ſie uns Ideale gewinnen läßt, die wie dazu geſchaffen ſcheinen, die ererbten Ideale zu ergänzen, ebendie Lücken auszufüllen, welche dieſe aufweiſen, und ſo das Stückwerk, das jeder einzelnen Kulturperiode notwendig anhaftet, der Totalität menſchlicher Vollkommenheit ſo nahe als möglich zu bringen. In wie wunderbarem Maße aber die griechiſche Kulturwelt dazu angetan iſt, all dieſen Forderungen zu genügen, um wie

viel beſſer ſie ſich dazu eignet als irgendeine andre, uns entweder allzu nahe oder allzu ferne Geſittung, wie ſie in den großen Hauptzügen, gleichwie in zahlloſem Detail ebendieſer Aufgabe der Ergänzung gerecht wird, wie die Verſchmelzung der dort gewonnenen Anſchauungen und Vorbilder mit den modern-europäiſchen und chriſtlichen dazu angetan iſt, ein Geſamtideal höchſter und edelſter Menſchlichkeit zu gewähren, wem braucht das erſt geſagt zu werden!

Wir wollen dieſes oft behandelte Thema nicht weiter ausführen, ſondern lieber dem Einwand begegnen, der erziehliche Wert antiker Bildung laſſe ſich ja auch durch Ueberſetzungen gewinnen. Gewiß iſt es beſſer, Homer oder Platon in Ueberſetzungen als gar nicht zu kennen. Und wo es unbedingt an der für die direkte Berührung mit den Wunderwerken der griechiſchen Literatur erforderlichen Muße gebricht, dort muß das Surrogat das Original vertreten. Aber wie weit bleibt doch das Erſatzmittel hinter dem zurück, was es zu erſetzen beſtimmt iſt! Wer lieſt z. B. Platon in Ueberſetzungen? Wer genießt den Zauber ſeiner Dialoge, wenn ihnen das Gewand der originalen Sprache abgeſtreift iſt? Nicht einmal der Gedankengehalt dieſer einzigen Werke kommt uns zu vollem Bewußtſein, wenn wir das Wort, das einen beſtimmten Begriffskreis deckt, entweder konſequent durch ein andres erſetzen, welches über dieſen Kreis hinausgreift oder hinter ihm zurückbleibt, oder wenn wir dasſelbe Wort hier durch dieſes und dort durch jenes zu erſetzen uns veranlaßt ſehen. Im erſteren Falle, wenn wir z. B. *σωφροσύνη* ſtetig durch „Beſcheidenheit“ oder durch „Enthaltſamkeit“ wiedergeben, wird unſer Verſtändnis ein lahmes; im andern Falle, wenn wir *λόγος* einmal durch „Rede“, dann wieder durch „Vernunft“ und ein drittesmal durch „Grund“ verdeutſchen, entſchlüpft uns der Sinn einer Erörterung, die ganz und gar auf die Vieldeutigkeit des griechiſchen Wortes aufgebaut iſt. Nicht ohne Widerwillen kann z. B. der deutſche Leſer ein Geſpräch wie den platoniſchen „Lyſis“ in ſich aufnehmen, wenn er das griechiſche *φίλος* bald durch „lieb“, bald durch „befreundet“, bald durch „liebend“, bald durch „geliebt“ wiedergegeben findet und ſich erſt künſtlich in die Auffaſſung zurückverſetzen muß, die von der ungeſchiedenen Einheit dieſer Begriffe ihren Ausgang nimmt. Die Summe unſrer Erörterung iſt dieſe: Für alle diejenigen, denen nicht der Zwang der Verhältniſſe und die unabweisbare Notwendigkeit, ihre ganze Studienzeit andern und dringenderen Aufgaben zu widmen, die unmittelbare Kenntnis des klaſſiſchen Altertums verſchließt, für alle diejenigen zumal, für welche die Ausbildung des

historischen Sinnes und die Gewinnung geschichtlicher und sprachlicher Kenntnisse ein ausnehmend wünschenswertes Ziel ist, soll die klassische Vorbildung unverkürzt bestehen bleiben. Dahin rechnen wir Theologen, Historiker, Philosophen, Volkswirte, Juristen, Philologen jeder Art, auch neusprachliche, denen ja die erforderliche Sprachbegabung nicht fehlen kann.

Die Scheidung dieser von der andern, der sogenannten realistischen Gruppe, wird wohl, so meinen wir, am besten durch das in Frankreich eingeführte System der Bifurkation erreicht werden, d. h. durch die Trennung der Unterrichtswege in der Oberstufe der Mittelschule, ein System, das mit der im Deutschen Reiche eingebürgerten Realschule erster Ordnung den ausnahmslosen Unterricht mindestens in den Elementen des Latein gemein hat und das wir noch dahin erweitert sehen möchten, daß eine Grundlegung im Griechischen auch der unteren Unterrichtsstufe nicht vollständig fehlen sollte. Letzteres aus dem folgenden Grunde. Auch der Arzt und Naturforscher oder Techniker wird mitunter vielleicht späterhin den Kreis seiner Interessen und Studien zu erweitern geneigt sein, kann aber davon leicht zurückgeschreckt werden, wenn ihm sogar die ersten Elemente, die Kenntnis des griechischen Alphabets und der sonstigen grammatischen Anfangsgründe, fremd geblieben ist. Auch das Zurücklenken in die verlassene Bahn am Ende der Gymnasialzeit, die Berichtigung der als ein Mißgriff erkannten, früh gefällten Entscheidung soll dadurch tunlichst erleichtert werden. Ein andres Mittel, diesem Kreise das Interesse am Altertum näherzubringen, ist die Veranstaltung von Ausgaben der griechischen Originalwerke der Mathematiker und Naturforscher mit beigefügter deutscher Uebersetzung. Dazu haben sich in neuerer Zeit bereits die Herausgeber der Werke Hipparchs, Herons und des Geminus in der Teubnerschen Sammlung entschlossen, und wir wünschten lebhaft, daß die Neuerung auch in Ausgaben griechischer Aerzte der Nachfolge nicht ermangle. Auch eine bloße Auswahl aus den Schriften der hippokratischen Sammlung würde, von gelungenen Uebersetzungen begleitet, sicherlich die besten Dienste tun.

Als ein Hauptziel des klassischen Unterrichtes muß es gelten, daß jene, die ihn genossen haben, auch nach Absolvierung des Gymnasiums leicht und gern zu einem antiken Autor greifen. Damit dies gern geschehe, darf ihnen diese Literatur nicht durch ein Uebermaß grammatischer Quisquilien auf der Schule verleidet werden; ferner muß ihr Interesse daselbst für einen möglichst weiten Kreis dieser Studien gewonnen werden, und zu diesem Behufe dürfen wir auch Chrestomathien wie die Schmidtsche, oder die auf umfassendere Ziele gerichtete, von Wilamowitz geplante, seither

veröffentlichte willkommen heißen, ſobald ſie nur die Lektüre der Autoren nicht behindern und auf eine vergleichsweiſe kurze Zeit des griechiſchen Unterrichtes beſchränkt bleiben. Endlich wäre noch die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht auch an der Univerſität für die hiſtoriſch-philoſophiſcher Bildung (in dem oben angegebenen weiteſten Sinne) Befliſſenen eine Fortſetzung der klaſſiſchen Studien ermöglicht und verlangt werden ſollte, in ähnlicher Weiſe, wie bei uns wenigſtens die Rechtshörer bereits in die Lage verſetzt werden, außerhalb ihres engeren Fachgebietes liegende philoſophiſche und hiſtoriſche Kollegien zu hören. Denn der volle Bildungsgewinn, der im Altertum beſchloſſen liegt, läßt ſich allerdings in der Mittelſchule allein nicht aus ihm ſchöpfen.

Zur Erinnerung an Eduard von Bauernfeld

(1802—1890)

(„Neue Freie Preſſe“ vom 13. Januar 1902)

Kaum ein Dutzend Lebensjahre mehr, und Bauernfeld würde als ein Hundertjähriger unter uns wandeln! Es wäre nicht nach ſeinem Sinne. „Die Jugend erwartet, das Alter wartet“ — ſo ſchrieb der greiſe Dichter unter ſein Konterfei, und mit dieſem Sinnſpruch traf er das ſchwerſte Gebrechen auch eines glücklichen Alters, das Fehlen eines die Kräfte ſpannenden und ſpornenden Ausblicks auf künftige Ziele. Die geminderte Genußfähigkeit des Greiſenalters durfte ihn weniger kümmern. War doch der Sohn der Phäakenſtadt allezeit mäßig im Genuſſe, unmäßig nur in der Arbeit. Wenn man ſeine Behauſung im Mölkerhof oder ſpäter in der Weihburggaſſe betrat, ſo fand man ihn vom frühen Morgen bis zum ſpäten Nachmittag vor ſeinem Pulte ſtehen, immerdar ſchreibend, Neues entwerfend, das Entworfene beſſernd, Altes friſch bearbeitend. Was er ſo in vieljährigem raſtloſen Schaffen vollbracht hat, davon iſt das meiſte an zahlloſen Abenden über die Bretter der deutſchen Bühnen gegangen, und faſt alles liegt jetzt in einer langen Bändereihe vereinigt vor uns. Dieſe Schöpfungen zu würdigen, das Bleibende darin vom Vergänglichen zu ſondern, zu ermitteln, was er Vorgängern verdankt, wie er Mitlebende beeinflußt, wie er Nachfolgende gefördert hat, das iſt die Aufgabe des Kultur- und Literarhiſtorikers, an die zu rühren wir uns nicht vermeſſen. Das Beſte, was über Bauernfeld zu ſagen war, hat ſchon vor dreißig Jahren unſer allzu früh geſchiedener Freund Scherer ausgeſprochen, als er ſich anſchickte, dem Siebzigjährigen „einen beſcheidenen Geburtstagsſtrauß“ zu überreichen.

Er erblickte in Bauernfeld eine der vollkommenſten Verkörperungen des deutſch-öſterreichiſchen Geiſtes. „Wenn . . . alle gute Laune, alle Lebensluſt und Humor, alle Sorgloſigkeit, die den Augenblick genießt, alle Aufgelegtheit zu knabenhaftem Scherz, alle Spottſucht und Oppoſitionsluſt, alle Schwelgerei in bös klingenden, aber gutmütigen Worten, wenn die Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit, die Gewandtheit und Eleganz, wenn alle leichthin fließende Rede und alle einſchmeichelnde Liebenswürdigkeit, die ſich in einem Volksſtamme aufgeſpeichert fanden — wenn alle dieſe Eigenſchaften ſich in einem einzelnen Menſchen zuſammenfaſſen und wenn der eine mit grauen Haaren noch ein Jüngling iſt: darf

man darin bloßen Zufall sehen?" Diese Charakteristik ist dem Dichter noch mehr als dem Menschen gerecht geworden. Von seiner echt österreichischen Schlichtheit, von seiner vollendeten Anspruchslosigkeit, die ihn zum umgänglichsten Gesellschafter, zum trefflichsten Kameraden machte, ist darin nicht die Rede. Auch der Ernst der Lebensführung, die Fähigkeit hingebender Freundschaft und hell lodernder Begeisterung waren Bauernfeld in weit höherem Maße eigen, als die voranstehende Zeichnung vermuten läßt. Als politischer Enthusiast freilich war er der echtbürtige Sohn seiner Heimat. Daß ihn die Aufregungen der Märztage, an denen er so hervorragenden Anteil nahm, alsbald aufs Krankenlager warfen, ist dieses persönliche Schicksal nicht ein Spiegelbild desjenigen, das Deutsch-Oesterreich und vor allem Wien selbst sofort getroffen hat? Das Metternichsche System war eben keine Schule der politischen Kleinarbeit. Jener seltene Verein von Idealismus und Opportunismus, der im Staatsleben allein Großes und Dauerndes hervorbringt, er konnte dem Boden des nur zu lange bevormundeten und niedergehaltenen vormärzlichen Oesterreich nicht entkeimen.

Doch nicht um zu urteilen, um den Urteilenden den Stoff zu mehren, greife ich nach der Feder. Bauernfeld war nicht zum Anachoreten geboren. Von den Tagen seiner Frühzeit angefangen, da er mit den großen Jugendgenossen, mit Schwind und Schubert, im „Nußwaldl" zu Unter-Döbling — nur wenige Schritte von seinem Sterbehaus entfernt — geistdurchwürzte Symposien feierte, bis in seine spätesten Jahre nahm die Geselligkeit in seinem Leben einen gar breiten Raum ein. Bekannt ist seine Teilnahme an jener Männergesellschaft, die unter wechselnden Namen, als „Ludlamshöhle", als „Soupiritum" und schließlich als „Baumannshöhle", eine lange Reihe von Jahren hindurch bestanden hat, und welche die Spitzen des literarischen Wien, daneben aber auch zahlreiche Angehörige andrer Gesellschaftsklassen in sich vereinigte. Die „Baumannshöhle" erhielt ihren Namen von Alexander Baumann, dem Dichter des „Versprechen hinterm Herd," in dessen Wohnung die Gesellschaft sich versammelte und der bis zu seinem früh erfolgten Ende (1857) ihr „König" genanntes Oberhaupt geblieben ist. Der Scherzname sollte an die so benannte Tropfsteinhöhle im Harz erinnern, und die Mitglieder der Gesellschaft hießen als deren Insassen „Gnomen".

Die „Baumannshöhle" war wohl die letzte Zufluchtsstätte jener harmlosen altwienerischen Fröhlichkeit, die der Ernst späterer Tage mehr und mehr verscheucht hat und von der die Gegenwart sich nicht leicht eine

angemeſſene Vorſtellung bilden kann. Männer in reifen Jahren, in angeſehener amtlicher, literariſcher und ſozialer Stellung fanden kein Arg daran, ſich unabläſſig zu hänſeln, ihre wirklichen oder vermeintlichen Schwächen ohne Rückhalt, ja mit arger Uebertreibung zu verſpotten, mißlungene Produktionen mit dem Zurufe „Hanſewurſte“ zu geißeln und ſich dem Machtgebot des „Königs“ und des ihn ſtellvertretenden „Vize“ gleich einer Knabenſchar zu fügen. Nicht gering war das Aufgebot von Witz und Poeſie, das bei dieſen Anläſſen entfaltet ward. Der Verfaſſer dieſer Zeilen war nicht Mitglied jener Geſellſchaft und würde über den Geiſt, der in ihr herrſchte, nur vom Hörenſagen berichten können, wenn die „Baumannshöhle“ ſich auf ihre geſchloſſenen Sitzungen beſchränkt hätte. Allein der Kreis der „Gnomen“ war nicht von ſtrenger Ausſchließlichkeit beherrſcht. Auch bei feſtlichen Anläſſen in befreundeten Familien, im Salon und an der Mittagstafel gaben die „Gnomen“ ihre Geiſteserzeugniſſe zum beſten, allen voran Bauernfeld, der unermüdliche Feſtredner und Gelegenheitsdichter. Ein Mitgenießender mehr als ein Mitwirkender war in ſolchen Fällen bisweilen auch Grillparzer, der beim Nachtiſche zu erſcheinen liebte und deſſen bezauberndes Lächeln mit dem ſeelenvollen Blick aus veilchenblauen Augen ſeine Ueberlegenheit auch demjenigen fühlbar machte, der den Dichter der „Sappho“ und des „Bruderzwiſtes“ nicht zu würdigen verſtand. Eine und die andre aus derartigem Anlaß entſprungene Humoreske hat auch in unſers Luſtſpieldichters „Geſammelte Schriften“ Eingang gefunden. So jener „zur Zeit der Reaktion“ verfaßte halbamtliche Beſchwichtigungsartikel, der das von „Wühlern“ verbreitete Gerücht des bevorſtehenden Weltunterganges feierlich Lügen ſtraft, ſich für das Wohlbefinden eines als „kränkelnd“ ausgegebenen „ſicheren“ Planeten verbürgt und in die Mahnung mündet:

Sollte wider all Vermuten
Dieſe Welt doch untergehn,
Hat man ſich mit einem Paſſe
Nach dem Jenſeits zu verſehn.

Weitaus das meiſte aber von dem, was für die Stunde erzeugt ward, hat die Stunde verſchlungen. Das wenige, was gerettet ſein mag, ſchlummert und modert wohl in ſicheren Verſtecken, von der zwiefachen Sorge behütet, die verjährten Anzüglichkeiten möchten auf gar kein oder auf ein durch die Ueberempfindlichkeit der Nachgeborenen getrübtes Verſtändnis treffen.

Uns iſt in dieſen Tagen ein Sonettenkranz in die Hand gekommen,

aus dem wir, unbeirrt von jenen Bedenken, einiges der Oeffentlichkeit mitzuteilen wagen. Der Dichter hat in jedem der Sonette die Maske eines andern dem „Gnomen"kreise Angehörigen oder Naheſtehenden vorgenommen, und ſie alle beglückwünſchen die Hausfrau zu ihrem Namensfeſte. Das erſte und formvollendetſte der Gedichte wird einem wackeren Anwalt und trefflichen Familienvater in den Mund gelegt, einem gar ernſten und ernſt zu nehmenden Manne, der nur die Schwäche beſaß, im Verkehr mit Frauen gern ſchwärmeriſch-ſentimentale Töne anzuſchlagen — Grund genug, um ſein Auftreten und ſeine Sprechweiſe in der Art, wie es hier geſchieht, mit ſcharfem Gnomenwitz zu geißeln. Die kleine Dichtung wurde mit ſtürmiſchen Lachſalven aufgenommen, in die niemand herzhafter einſtimmte, als jener, der die Zielſcheibe des gelungenen Scherzes war. Der Pſeudo-Verfaſſer des zweiten Sonetts war ein herzensguter, feingebildeter junger Mann, leider ein Mutterſöhnchen, das keinen feſten Beruf ergriffen hatte und deſſen vielgeſchäftiger Müßiggang oft belächelt ward. Sein Verſuch, ſich mittels eines Verwaltungsratspoſtens eine geſellſchaftliche Stellung zu erringen, war vorerſt geſcheitert, und dieſer Mißerfolg hatte dem Spotte neue Nahrung zugeführt. Ihn, den wir X nennen wollen, hat Bauernfeld einmal zum Gegenſtande einer Fabel gemacht, die „Ein X und eine Ameiſe" betitelt war und ungefähr alſo lautete: Ein X ſieht eine Ameiſe geſchäftig hin und her laufen. Auf ſeine Frage: „Was tuſt du, liebe Ameiſe?" erwidert ſie: „Ich arbeite." Da ruft er voll Erſtaunen aus: „Ach, wenn das arbeiten heißt, ſo arbeite auch ich unabläſſig, ohne es zu wiſſen." — Das dritte Sonett bedarf keiner Erläuterung. Die ihm vorangeſtellten Initialen bezeichnen den berühmten Violinvirtuoſen Heinrich Ernſt, einen der liebenswürdigſten Menſchen, der damals (im März 1861), vier Jahre vor ſeinem Tode, bereits von ſchwerem, aber heldenmütig ertragenem Leiden heimgeſucht war.

I

Vorüber iſt die letzte Schneeverwehung,
Der Frühling naht und bunte Blumen ſprießen
Die Seele möchte mir im Leib zerfließen,
Ich fühle mächtige Gemütserhöhung.

Die Erde feiert ihre Auferſtehung,
Es iſt ein Himmel-auf-die-Erde-Grüßen;
Erkenn's an meinem Verſeſchwallergießen,
An Zunggeliſpel und an Augverdrehung.

Ich liebe, und ich liebe unbeschreiblich,
Ich liebe geistig, und mitunter leiblich,
Ich liebe alles, alles, was da weiblich!

So nah' ich dir mit liebendem Gesäusel;
Vor solcher Anmut ist gleich aus dem Häusel
Dein — und noch vieler andrer — Doktor W.....

II

In harter Arbeit folgen sich die Tage!
Wenn ich früh morgens schon Besuche mache,
In Frauenangelegenheitensache,
Das ist ein saures Handwerk sonder Frage.

Und doch entschlüpft mir selten eine Klage,
Obgleich der Gnome höhnend mich verlache;
Mein Selbstbewußtsein ist die einz'ge Rache
Für jene leere Pflastertreterfrage.

Die dummen Reden schlagen keine Wunden!
Doch anders würden pfeifen jene Horden,
Wär' damals ich Verwaltungsrat geworden.

Heut weih' ich dir all meine freien Stunden,
Du kannst damit verfügen nach Belieben —
Nur vierundzwanzig sind mir übrig blieben.

III

Bild wie Musik quillt aus den Fingerspitzen;
Die Seele schafft, die Hände müssen frönen,
Ans geist'ge Handwerk übend sich gewöhnen;
In allen Nerven muß es prickeln, blitzen.

Ein Kranker darf sich aber nicht erhitzen!
Mir ist's versagt, o Teure, dich mit Tönen
Zu locken in das Reich des ewig Schönen,
Wo selbst der Gnome schweigt mit seinen Witzen.

Zwar meine Kunst, nicht völlig auf der Neige,
Sie lebt im Geiste fort, das ist mein Meinen.
Schmacht' ich im engen Kerker dieser Wände,

Im Geiste hör' ich meine liebe Geige
Und lasse mir die „Elegie" erscheinen,
Ton-Raffael, ich Aermster, ohne Hände!

Zum Schluſſe noch ein Briefchen, das nicht darum unveröffentlicht bleiben ſoll, weil der Adreſſat zufällig auch der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt. Ein lateiniſcher Brief Bauernfelds iſt wohl ein Unikum, und er legt trotz eines oder des andern grammatiſchen Verſtoßes von ſeiner klaſſiſchen Bildung ein rühmliches Zeugnis ab. Dieſe Bildung glaubte er vorzugsweiſe dem Manne zu verdanken, der in jener Zeit die klaſſiſchen Sprachen in der ſogenannten „Philoſophie“, in Wahrheit einer Oberſtufe des Gymnaſiums, gelehrt hat. Daß Stein ein in hohem Grade anregender Lehrer war, der ſein Fach weit über das vorgeſchriebene Maß hinaus vertreten hat, das habe ich mehr als einmal aus dem Munde auch andrer dankbarer Schüler vernommen. Von antiken Schriftſtellern habe ich in Bauernfelds Händen nur gelegentlich einmal Ovid geſehen. Aber die nachſtehende Epiſtel genügt, um des Dichters Vertrautheit mit den Vorbildern zu beweiſen, die er ſo humorvoll nachgebildet hat.

Rusticocampius*) Theodoro S(alutem) P(lurimam).

Tunica cum placuit, ne metuas, quin sator, Singerius ille, vestimentum venumdare animo prontissimo se praebeat; imo levi pretio rem pretiosissimam acquirere tibi offertur εὐκαιρία. In vestium promercalium (officinam) tuniculam remisi; aspicias, explores, festines; consilia et insidias emptorum antevenias. Non „gomperzandum“ est. S(i) v(ales) b(ene) e(st), ego non valeo.

(Da dir der Rock gefallen hat, ſo ſorge nicht, der Verfertiger, jener Singer, möchte abgeneigt ſein, das Gewand willfährigen Sinnes zu verkaufen; vielmehr bietet ſich dir die Okkaſion dar, um geringen Preis eine gar koſtbare Sache zu erwerben. Ich habe das Röckchen in die Kleiderwerkſtatt zurückgeſendet; beſichtige es, erforſche es, beeile dich; komme den Abſichten und Anſchlägen der Käufer zuvor! Es gilt nicht zu zögern. Wenn du dich wohl befindeſt, iſt es gut; ich befinde mich nicht wohl.)

*) Eine auch ſonſt von Bauernfeld verwendete Latiniſierung ſeines Namens. Das am Schluſſe des Briefes ſtatt eines cunctandum erſcheinende Scherzwort gilt dem gegen meine Familie manchmal erhobenen Vorwurf der Zauberſucht.

Ueber die Gründung einer deutschen Akademie

(Antwort an K. E. Franzos)

(„Deutsche Dichtung" vom 15. November 1902)

Hochgeehrter Herr!

Ich versuche es, Ihre Anfrage durch die nachfolgende grundsätzliche Erörterung zu beantworten.

Akademien zeigen ein zwiefaches Angesicht. Sie sind zugleich Arbeitsanstalten und Bewertungsanstalten. In keiner dieser zwei Rücksichten vermag ich der Schaffung einer deutschen Literaturakademie das Wort zu reden.

Was an organisierter, die Kraft vereinzelter Individuen übersteigender Arbeit auf dem Gebiete der Sprach- und Literaturforschung zu leisten ist, bedarf keines neuen und besonderen Organs. Diese Forschung ist historischer Art und fällt somit, gleichviel ob es sich um antiken oder modernen, um heimischen oder fremden Arbeitsstoff handelt, den geisteswissenschaftlichen Abteilungen der bestehenden Akademien anheim. Normative Vorschriften aber, die Betätigung reglementierender Autoritätssucht, haben sich im Bereich der Sprache und Literatur — von Epochen abgesehen, in denen ein Volkstum sich aus arger Verwilderung mühselig emporzuringen begann — allezeit als unheilsam erwiesen, als ein Eingriff in den Gang der natürlichen Entwicklung, als ein Versuch, die Zukunft durch die Gegenwart zu beherrschen, der entweder mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist oder ungesunde Früchte zeitigt.

Nicht besser steht es um jenen Plan, wenn wir ihn unter dem zweiten der oben namhaft gemachten Gesichtspunkte betrachten. Die hervorragendsten Schriftsteller eines Volkes und Zeitalters um eine gemeinsame Fahne zu scharen, sie durch das Abzeichen einer ihnen verliehenen Würde gleichsam zu adeln, sie zu einer Phalanx zu vereinigen, die dem Schlechten und Niedrigen kräftigen Widerstand entgegensetzt, das Beste und Edelste in ihnen zu stärkster Wirkung hervorlockt — der Gedanke mag bestechend sein, er ist in Wahrheit trügerisch und unausführbar. Es fehlt der archimedische Punkt, um die Welt des Geschmackes zu bewegen. Gewiß, das Urteil der Menge geht gar häufig in die Irre. Allein die wenigen, bei denen Vernunft wohnt, tragen nicht den Stempel der Unfehlbarkeit an der Stirn. Sie können und sie sollen sich bemühen,

auf die gangbaren Gesinnungs- und Geschmacksurteile berichtigend und läuternd einzuwirken durch den Kampf der Meinungen, durch die Autorität, welche überlegene Leistungen einzelnen errungen haben, durch ihren Einfluß auf den Nachwuchs der Nation, auf eine Generation, die unter andern Bedingungen als die irregeleitete emporgekommen ist. Jeder Versuch aber, eine Geschmacksnorm auch nur durch die solch einer Akademie zu Gebote stehenden Mittel gleichsam zu oktroyieren, wird neuen, starken, aber in der Körperschaft unvertretenen Strömungen gegenüber unwirksam bleiben oder wirksam werden und Schaden stiften, wenn diese Strömungen zwar berechtigt, aber noch zu schwach sind, um sich des auf sie geübten Druckes zu erwehren.

Mit der Ermunterung jedoch, welche der Preis der Akademiezugehörigkeit den um ihn streitenden Dichtern und Schriftstellern gewähren soll, hat es eine absonderliche Bewandtnis. Gesichert ist solch eine Ermutigung nur solchen, die ihrer längst nicht mehr bedürfen, während jene, die sie gar sehr benötigen, die noch Strebenden und Kämpfenden, fast ebenso sicher sind, ihrer entraten zu müssen. Dazwischen liegt eine mittlere Schicht, innerhalb derer auf einen Beglückten zehn Enttäuschte und Gekränkte kommen. Dieser Sachverhalt, das so häufige Nachhinken der akademischen Ehrungen hinter dem Verdikt des Fachpublikums hat Herbert Spencer sein Hauptargument gegen den Nutzen von Akademien überhaupt geliefert. In solcher Allgemeinheit freilich besagt das Argument gar wenig. Unberührt bleibt der wesenhafte Wert und die primäre Aufgabe gelehrter Gesellschaften als unschätzbarer Werkzeuge der nationalen und neuerlich auch der internationalen wissenschaftlichen Gesamtarbeit. Getroffen wird nur eine sekundäre Funktion der Akademien, die anläßlich der Zuwahl von Arbeitsgenossen erfolgende Auslese und Bewertung geistiger Kräfte. Bei einer Literaturakademie aber wird dieses Verhältnis umgekehrt und die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Auch antworte man nicht mit dem Hinweis auf die Unvollkommenheiten, die allen menschlichen Einrichtungen anhaften. Diese sind nur dann und darum erträglich, wenn und weil neben einer Mehrzahl sicherer Vorteile eine Minderheit von diesen nicht ablösbarer zweifelhafter Nachteile einhergeht. Hier überwiegen jedoch die gewissen Uebel weitaus die problematischen Vorteile. Des größten dieser Uebelstände haben wir noch nicht gedacht. Die originellsten Geister der jüngeren Generation, jene, die sich in Kunstübung, Denk- und Sinnesart am weitesten von den Zeitgenossen entfernen und darum, zum Teil wenigstens, ihnen am weitesten voraneilen, sind von solch einer Vereinigung nahezu

mit Notwendigkeit ausgeschlossen. Wenig frommt es, an den unparteiischen Sinn zu appellieren, der das Genie auch dann zu ehren weiß, wenn es sich in Bahnen bewegt, die nicht die von uns bevorzugten sind. Dieser Appell ist dort, wo die Gewinnung positiver Wahrheiten das Kriterum bildet, vollständig an seinem Platze. In einer Wissenschaftsakademie soll der Freigeist neben dem Orthodoxen, der verwegene Neuerer neben dem Erzkonservativen einen Sitz einnehmen. Dasselbe in betreff einer Literaturakademie verlangen, heißt die Macht des Billigkeitsgefühles überschätzen; es heißt verlangen, daß wir unter den Vertretern von ästhetischen, moralischen oder sozialen Richtungen, die wir verurteilen, diejenigen auswählen, welche sie am erfolgreichsten vertreten, daß wir ihr Werk krönen, mit dem amtlichen Gepräge versehen und dessen als verhängnisvoll erachteten Einfluß, soviel an uns liegt, zu steigern uns befleißen. Da das nur ganz ausnahmsweise geschehen wird, so kann der auf literar-akademische Auszeichnungen erpichte Ehrgeiz leicht eine andre schlimme Wirkung üben. Er kann, soweit seine Kraft reicht, die nach dieser Ehrung lüsternen Schriftsteller dazu verführen, die Form über den Gehalt, das Spiel über den Ernst, die kindlich-harmlose Pegnitz-Schäferei über die Verfechtung der hohen Menschheitsanliegen zu stellen.

In vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Th. Gomperz.

Diſtichen

(1853)

Der Blaſebalg

Immer vom leiſe ſtreichenden Hauch des kühlen Gedankens
Wird mir die Flamme gefacht, die mir das Leben ernährt.

Die Düne

Blickſt du ins türmende Wogen des Meers mit ſtaunendem Sinne,
Sieh auf den Hügel zurück, den es zur Schranke ſich warf.
Immer in feſte Geſtaltung gebannt erhebt ſich das Leben,
Und die gedrungene Kraft ſchüttet ſich ſelber den Damm.

Die Tranſzendentalen

„Menſchliches Glück und menſchliche Kraft, nichts Größeres gält' es?
Höhere Ahnung zieht uns zu den Sternen empor!"
Stets voll Sehnſucht blickt ihr hinauf zum unendlichen Himmel,
Höherer Ahnung voll — ſicher der trennenden Kluft.

— aner

Steine auch ſprudelt die Quelle hervor, ſich hemmend den Ausgang;
Aber die Schranke durchbricht bald die erhöhte Gewalt.
Nimmer achtet des Quells, ſein lautes Rauſchen verwirrt euch;
Aber die Steine, ſie nehmt taſtend und prüfend mit euch.

Die Praktiſchen

(ſprechen)

„Weiſe ſind ſie fürwahr, doch nimmer kundig des Lebens,"
Schade nur, was ihr ſo nennt, uns iſt's der leidige Tod.

(1887)

Am Kai von Smyrna

Farblos erweist es sich nie, des Ostens glühendes Leben;
Neben Verwesungsgeruch Fülle des würzigsten Dufts.

Entnüchterung

Weisheit, wie schal und kalt erscheinst du auf Asiens Fluren;
Leidenschaft, die sich verzehrt, dünkt mich die höchste Vernunft.
Sinnenberauschte, Verzückte, Asketen und Sardanapale —
Alle begreif' ich, doch nicht Sokrates, Franklin und Mill.

Für Hermann Bonitz

(Unter eine diesem zum siebzigsten Geburtstag von österreichischen Verehrern gewidmete Athena-Statuette)

Αἰδοίης κεφαλῆς χέρ' ὑπείροχε, δῖα θεάων,
ἕπτ' ἐτέων δεκάδων τέκμαρ ἀμειψαμένης,
ἀνδρὸς ὃς ἀθάνατον ψυχαῖς ἐνέφυσεν ἔρωτα
σοῦ δαπέδου καὶ σῶν, πότνια, Κεκροπιδῶν,
σῆς τ' Ἀκαδημείης καὶ ἀηδονίοιο Κολωνοῦ,
ἄλσευς θ', ᾧ φροντὶς τέρπετ' Ἀριστοτέλους.
ἐς γὰρ Ὑπερβορέων ἀνδρῶν ἐκομίσσατ' ἄρουραν
Ἑλλάδος ἐξ αἰῆς δῶρα τὰ μουσογενῆ —
καρπὸν δρεψάμενος σοφίης καὶ κάλλεος ἄνθος —
καὶ τὸ μέγιστον ἔφυ, τὴν καλοκαγαθίην.

Motto der Eranos-Festschrift

Pfingsten 1903 (zur Philologen-Versammlung)

Γερμανοῖς ἑτάροισι καὶ ἄλλοθεν ὅστις ἄν ἄλλος
ἡμετέρηνδ' ἔλθῃσ' εὖ φρονέων ἄγυριν
ἀνθεα καὶ καρποὺς ἠδ' ὀμφακας εἰς Ἐράνοιο
ἐπλέκομεν στέφανον, βαιὰ μὲν ἀλλὰ φίλα.

Anmerkungen

Demosthenes der Staatsmann

[1]) Ein Demosthenisches Wort; vergl. die Rede vom Frieden zu Ende.

[2]) Man entschuldige das Wort „groß", das in diesem Zusammenhange wohl kaum mißverstanden werden kann; es soll nicht mehr bedeuten als mächtig, gewaltig, außerordentlich. Ich möchte gewiß nicht das geringste zur Verewigung des verhängnisvollen Mißbrauchs beitragen, vermöge dessen man die Feinde der Menschheit, wenn ihre Unternehmungen erfolgreich sind oder auch zufällig dem Fortschritte der Kultur zugute kommen (wie man dies in einem gewissen Sinne allerdings von Philipp und Alexander behaupten kann), mit dem Ehrennamen schmückt, mit dem das Menschengeschlecht seine Wohltäter auszeichnet. Das Wesen der wahren Größe kann nicht zugleich bündiger und erschöpfender bezeichnet werden als mit den Worten John Stuart Mills (über Armand Carrel): Er besaß „jene gewaltige Naturkraft, die die Grundlage der Willensstärke ist und im Verein mit der Güte und Geisteskraft die Größe ausmacht". (Dissertations and Discussions I p. 280—281.) Philipp, der zwei von diesen drei Elementen im höchsten Maß besaß, müssen wir, wie Niebuhr richtig bemerkt (Vorträge über alte Geschichte II, 318) „als eine Naturerscheinung und als moralisches Wesen unterscheiden".

[3]) Die Worte: „Er ließ sich — Neues zu erwerben" sind eine freie Uebertragung der Stelle des Demosthenes, Rede vom Kranz, § 67.

[4]) Thessalien wurde unter Beseitigung der Autonomie der Einzelstädte in vier Provinzen, Tetrarchien genannt, geteilt. Zerstücklung ist nicht die diesem Verfahren genau entsprechende Bezeichnung, da das Land auch vor seiner Unterwerfung keine eigentliche politische Einheit besessen hatte.

[5]) Das glänzende Gleichnis des genialen Demades Oratores attici II, 315; dazu Cobets treffliche Besserung Variae lectiones 182, Anm. 1.

[6]) Es gab keine regelmäßige direkte Besteuerung der Bürger, wenn wir von einer Sklavensteuer absehen, von der nur eine dunkle Kunde zu uns gedrungen ist (vergl. Böckh, Staatshaushaltung der Athener, 2. Ausgabe, I, 448–449). Doch wurden die reicheren Bürger zu gewissen Leistungen (Liturgien) in regelmäßiger Reihenfolge herangezogen, vornehmlich zu der teilweisen Bestreitung des Aufwandes der Schauspiele und der Ausrüstung der Kriegsschiffe (Choregie und Trierarchie). Die Kriegskosten wurden oft durch außerordentliche Einkommen- oder richtiger Vermögenssteuern gedeckt. Von dem Hilfsmittel der Staatsanleihe wurde nur selten und ausnahmsweise Gebrauch gemacht (vergl. Böckh a. a. O., 765—768).

[7]) Die Frage über den Charakter und den Umfang der Theorika genannten Spenden ist eine Streitfrage, in der sich die angesehensten Forscher, wie z. B. Böckh und Grote, unvermittelt gegenüberstehen. Während ersterer z. B. das berühmte (im Text angeführte) Wort des Demades, der das Theorikon den Kitt des Gemeinwesens nannte, als den Gipfel der „Unverschämtheit" bezeichnet (a. a. O. I, 317), wird derselbe

Ausspruch von dem englischen Geschichtschreiber mit dem Ausdruck der Billigung angeführt (History of Greece, XI, 496). Ich bin geneigt, mich in betreff des ursprünglichen Charakters des Schau- oder Festgeldes ganz und gar der Groteschen Auffassung anzuschließen, die auch im Text dieses Vortrages zum Teil mit Grotes eignen Worten wiedergegeben wurde. Allein die allmähliche bedeutende Steigerung des Betrags der Spenden ist eine Tatsache, die mir durch Böckhs Untersuchung (a. a. O.) erwiesen scheint. Ob dieselben jedoch jemals geeignet waren, jene korrumpierenden Wirkungen zu üben, die man ihnen in so reichem Maße zuschreibt — ob ferner die Billigkeit es erheischte, daß diese Summen für die Bestreitung der Kriegskosten verwendet wurden, anstatt den nur indirekt und durch die Liturgien belasteten Reichen (die Reichsten waren jedenfalls, wie uns die spätere trierarchische Reform lehrt, am wenigsten belastet) eine Vermögenssteuer aufzulegen — diese Fragen (insbesondere die zweite von ihnen, bei der Prinzipienfragen der allerschwierigsten Art in Betracht kommen) sind gewiß unter allen Umständen überaus schwer zu beantworten. Soweit jedoch unsre Kenntnis jener Zustände reicht, bin ich geneigt, sie entschieden zu verneinen. Vor allem das Zeugnis des „strengen aber verständigen" Theopomp, auf das Böckh (a. a. O., S. 315) so großes Gewicht legt, Athen habe unter der Verwaltung und durch die Geldspenden des Eubulos „den Gipfel der Feigheit und Schlaffheit erreicht, indem es sogar Tarent an Schwelgerei und Verschwendung übertraf", dieses Zeugnis, dessen rhetorische Färbung unverkennbar ist, scheint mir noch unendlich an Gewicht zu verlieren, wenn wir uns erinnern, daß der hocharistokratisch gesinnte Theopomp, der Freund Alexanders, ein geschworener Feind der Demokratie, in der er die Wurzel jedes Uebels sah, und überdies Athen „höchst feindselig gesinnt" (Grauert, Analekten, S. 214), endlich wie allbekannt ein „guter Hasser" und bei aller Wahrheitsliebe als Forscher doch von der äußersten Herbheit des Urteils war. (Man vergl. für das Gesagte die Bruchstücke 65, 117, 167, vor allem 238 und 297 in Müllers Sammlung: Fragmenta historicorum graecorum, Vol. I. Ueber die „Bosheit" Theopomps ist seit Polybius viel gestritten worden, man vergl. die Urteile der Alten bei Pflugk, De vita et scriptis Theopompi, p. 59; meiner Ueberzeugung nach sind seine Uebertreibungen und Widersprüche mehr als durch Parteisucht durch den rhetorischen Charakter seiner Geschichtschreibung hervorgerufen; er war der Macaulay des Altertums). Dasselbe gilt von der ebenso rhetorischen, gewiß ebenfalls aus Theopomp entlehnten Stelle des Justin (bei Böckh a. a. O., 316). Die Stellung aber, die Demosthenes selbst — unser vornehmster Gewährsmann — zu jenen Spenden einnahm, und mithin das Urteil, das er über ihre Wirkung fällte, wird, meines Erachtens, häufig gründlich mißverstanden. Man pflegt zu sagen: Er wollte die Spenden eingestellt und die betreffenden Summen für Kriegszwecke verwendet wissen. Allein dies ist nur ein Teil der Wahrheit und daher nahezu eine Unwahrheit. Er wollte niemals dies allein, sondern immer zugleich die Ersetzung der fremden Söldner durch heimische Miettruppen. (Die Rechtfertigung dieses nicht ganz korrekten Ausdrucks siehe unten.) Er wollte den Charakter der Spenden wesentlich verändern, ihren Betrag jedoch nicht im mindesten verringern. Er glaubte nicht, daß die Masse des Volkes zu viel, eher daß sie zu wenig empfange. Ihr besitzt, so ruft er dem Volke zu, weder die euch gebührende Macht im Staate, noch den euch gebührenden Anteil an den Vorteilen, die der Staat zu gewähren hat (Olynth. III, § 30—31). Er tadelt das Theorikon vorzugsweise, wenn nicht aus-

so mächtig widerhallten als in der hochherzigen Brust des athenischen Volkes. Aber das tägliche Brot seines politischen Lebens waren sie nicht. Die „Machtstellung" Athens bedeutete auch noch etwas andres: sie bedeutete Tribute der ganz oder halb unterworfenen Städte, Kolonien, Kleruchien; sie bedeutete für die große Masse des Volks nicht nur gesicherte Freiheit, sondern auch gesicherten Wohlstand. Dies mag uns Neueren sehr befremdlich und zum Teil mit gutem Grund barbarisch dünken; allein man darf es keinen Augenblick vergessen, wenn man z. B. den Zusammenhang verstehen will, in dem bei Demosthenes die Not des Volkes und eine unkräftige auswärtige Politik erscheint oder wenn man den Sinn einer Stelle nicht mißverstehen will, wie es jene ist, in der das Schaugeld einer Krankenkost verglichen wird, die weder zu rechter Lebenskraft gelangen noch auch durch den Tod Erlösung finden läßt. „So gewährt auch euch das, was ihr jetzt genießt, keine ausgiebige Hilfe, sondern es ist nur eben genug, um euch über die Sorge des Tags hinwegzutäuschen und euch zu hindern, die Hilfe dort zu suchen, wo sie zu finden ist." (So ist meines Erachtens die Stelle Olynth. III, § 33, zu verstehen.) Die ausreichende Hilfe, so muß man hinzudenken, wäre eben die Frucht einer energischen auswärtigen Politik. (Man vergl. wenige Zeilen vorher: *ἐὰν οὖν — ταῖς περιουσίαις ταῖς οἴκοι ταύταις ἀφορμαῖς ἐπὶ τὰ ἔξω τῶν ἀγαθῶν χρήσησθε.*)

Dies waren, man mag sie billigen oder nicht, die Zielpunkte, die Demosthenes verfolgte; der Rückschluß auf die tatsächlichen Verhältnisse ergibt sich von selbst. Wer ihn nicht gelten lassen will, muß das Gewicht des großen Staatsmannes selbst als Beurteiler derselben anfechten, was mir, insbesondere in Ermanglung irgendwelcher ebenbürtiger ihm entgegenstehender Autoritäten durchaus unzulässig scheint.

Ich habe noch ein naheliegendes, zum Teil vielleicht der unvollständigen Kürze meiner Darstellung entspringendes Mißverständnis zu beseitigen, ehe ich die bereits allzu lange Anmerkung schließe.

Ich habe wiederholt von den Miettruppen wie von den Spendenempfängern gehandelt, als ob hierbei nur der ärmere Teil der Bevölkerung in Betracht käme. Nun bestand in Wahrheit kein rechtlicher Unterschied zwischen Reichen und Armen. Die Dienstpflicht sollte eine allgemeine, für alle Bürger gleichmäßig verbindliche sein, ebenso wie alle ohne Ausnahme, wenn sie im Felde dienten, Sold und Verpflegung erhielten. Ebenso wurden die Spenden an alle verteilt, und im Demostheni-schen Zeitalter wenigstens konnten dieselben auch von den Reichen nicht wohl zurückgewiesen werden. (Vergl. Böckh a. a. O., S. 307.) Allein die tatsächliche Wirkung war natürlich eine verschiedene. Die Spenden als Aushilfe und Ergänzung des Lebensunterhalts, der Sold als Sporn zur Erfüllung der Dienstpflicht waren auf die Verhältnisse der Mehrzahl, d. i. der Aermeren berechnet und konnten nur in bezug auf diese ihre volle Wirkung tun. Diese müssen wir daher bei der Erörterung dieser Fragen vorzugsweise im Auge haben.

[8]) Ich möchte nicht gerne dahin mißverstanden werden, als sollten die obigen Worte einem der trivialsten, zugleich nichtigsten und gefährlichsten Gemeinplätze Ausdruck geben. Gewiß hat der Fortschritt keinen schlimmeren Feind als die Vermessenheit derjenigen, die — auf ihre angebliche, ebenso dürftige als widerspruchsvolle, im besten Falle einige wenige, durchaus sehr niedrige Kulturstufen umspannende „Erfahrung" pochend, ohne eine Ahnung von der nahezu unbegrenzten

Bildsamkeit und Entwicklungsfähigkeit der Menschennatur, die alle Erfahrung wirklich lehrt — sich unterfangen, große, die Grundlagen des staatlichen oder gesellschaftlichen Lebens umgestaltende Neuerungen von vornherein als „unpraktisch und chimärisch" zu verwerfen, ohne ihnen den Versuch einer praktischen Bewährung zu gönnen, ohne — wenn sie die Macht besitzen — eine rückhaltlose und erschöpfende Diskussion, wenn irgendeine, zu gestatten. Je Größeres eine Veränderung bestehender Zustände verheißt, mit um so tiefer wurzelnden Denk- und Lebensgewohnheiten muß sie selbstverständlich in Widerstreit geraten, um so lauter muß das Wehgeschrei und das Anathema sein, das bei ihrem Erscheinen aus dem Munde des ungebildeten Haufens nicht nur, sondern der Stimmführer der jedesmaligen öffentlichen Meinung ertönt. Wie chimärisch und unpraktisch erschienen nicht noch vor wenigen Jahren die Bemühungen jener heldenmütigen nordamerikanischen Männer und Frauen, die die Sache des gepeinigten Schwarzen zu der ihrigen machten, und wie vieles von dem, was jetzt in gleicher Weise verlacht, wenn nicht gebrandmarkt wird, wird im Laufe der Zeit zu nicht minder sieghafter Verwirklichung gelangen!

Allein wir müssen zwischen dem bahnbrechenden Reformator und Theoretiker und dem nicht weniger unentbehrlichen Praktiker und ausführenden Staatsmann unterscheiden. Während jenem die erhabene Aufgabe zuteil wird, das Denken und Fühlen der Menschen selbst langsam aber sicher umzubilden, muß dieser mit dem vorhandenen Material (so kärglich und unzureichend es auch sein mag) im Drang des Augenblickes sein Geschäft vollbringen. Seine Meisterschaft wie die jedes andern Praktikers bewährt sich, wenn er den verfügbaren Mitteln durch geschickte Kombination die reichsten Wirkungen zu entlocken weiß. Ist er jedoch mehr als ein auf dem Durchschnittsniveau seiner Zeit stehender Techniker, will er nicht nur *mit* den Menschen, sondern *auf* sie wirken, dann darf er allerdings keinen Augenblick vergessen, daß die umbildende Einwirkung eines einzelnen auf die Gesinnung eines Volkes in beschränkter Zeit stets eine geringe ist. Er muß sich gleichsehr davor hüten, diese seine Fähigkeit an rasch zu erreichende aber wenig ergiebige Aufgaben zu verschwenden, wie sie auf allzu hohe und darum zu spät erreichte Ziele zu richten. Sein Triumph ist es, wenn er einen Punkt gefunden hat, an dem mit Ueberwindung eines verhältnismäßig geringen Widerstandes zugleich die unmittelbarsten, die vielseitigsten und die dauerndsten Wirkungen erzielt werden, wenn dem Bedürfnis des Augenblicks genügt und gleichzeitig für unbegrenzte weitere Fortschritte der Weg geöffnet und gebahnt wird. Von dieser Art waren die von Demosthenes erstrebten Reformen durchaus, und die größte unter ihnen, die im obigen geschilderte Reform der Spenden, erscheint mir geradezu als ein Musterbild aller echten Staatsweisheit.

[9]) Dieser Zwischenfall mag einen Charakterzug der Athener dieses Zeitalters versinnlichen, obgleich er nicht in die Zeit der olynthischen Kriege, sondern einige Jahre vor ihren Beginn fällt.

[10]) Wie es in dem alten Amphiktyonen-Eide hieß: — *βοηθήσειν τῷ θεῷ καὶ τῇ γῇ τῇ ἱερᾷ καὶ χειρὶ καὶ ποδὶ καὶ φωνῇ καὶ πάσῃ δυνάμει*, angeführt von Aeschines gegen Ktesiphon § 109 und wiederholt § 120.

[11]) Ich hatte hier General Gagerns schöne Schilderung „Der Mann der Tat" im Auge, die bekanntlich ein Selbstporträt ist. Vergl.: „Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Dritter Band. Literarischer

Nachlaß. S. 616". „Aber nicht bloß Mut in Lebensgefahr, auch Geiſtesmut in Mißverhältniſſen iſt ihm in hohem Grade eigen; dieſer wächſt mit den Schwierigkeiten; ja das iſt ſein eigenſtes Element, in dem er durch Geiſtesgegenwart und ſchnelles und kühnes Ergreifen der Hilfsmittel ſeine Ueberlegenheit bekundet und den Befehl gleichſam als angeborenes Recht übernimmt, ohne jemandes Widerſpruch."

12) Nach Demoſthenes, Rede vom Kranz § 188: *τοῦτο τὸ ῥήφισμα τὸν τότε τῇ πόλει περιστάντα κίνδυνον παρελθεῖν ἐποίησεν ὥσπερ νέφος.* Ebenſo ſind die Worte: „ohne Rückhalt — Gefahren" die Ueberſetzung von *καὶ ἔδωκ' ἐμαυτὸν ὑμῖν ἁπλῶς εἰς τοὺς περιεστηκότας τῇ πόλει κινδύνους* ebendaſelbſt § 179.

13) Nach Plutarch, Demoſthenes c. 30: *κατέστρεψε δὲ ἕκτῃ ἐπὶ δέκα τοῦ Πυανεψιῶνος μηνός, ἐν ᾗ τὴν σκυθρωποτάτην τῶν Θεσμοφορίων ἡμέραν ἄγουσαι παρὰ τῇ θεῷ νηστεύουσιν αἱ γυναῖκες.* „Finſtre Totentrauer war der Charakter dieſes Tages, die Weiber ſaßen auf der Erde und faſteten, wie David faſtete und über Nacht auf der Erde lag." Auguſt Mommſen, Heortologie, S. 300. Daß übrigens bei Plutarch eine Irrung vorliegt, indem der Faſttag, die *νηστεία*, gewiß nicht auf den 16., höchſtwahrſcheinlich auf den 12. des Pyanepſion fiel, iſt ausgemacht.

14) Die Tempeldienerin hat Grauert (Analekten, S. 293, Anm. 83) in der *ὑπηρετοῦσα παιδίσκη* oder *θεράπαινα* bei Plutarch (Demoſthen. c. 30) und Lucian (Encomium Demosth., p. 526) ohne Zweifel richtig erkannt. Für die Anweſenheit der Prieſterin habe ich keine andre Gewähr als die Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe im entſcheidenden Augenblicke, wo es eine Entweihung des Heiligtums abzuwehren galt, nicht gefehlt haben wird. Zu fürchten hatte das wahrſcheinlich junge Mädchen (*ἱερᾶται δὲ αὐτῷ παρθένος, ἔστ' ἂν ἐς ὥραν προέλθῃ γάμου* Pauſan., II, 33) nichts, auch nicht von Archias und ſeiner Bande. — Unſre nähere Kunde von den Vorgängen im Tempel von Kalauria iſt um ſo ungenügender, als der Bericht des Plutarch, der gute und zum Teil ausgezeichnete Quellen, wie die Darſtellung des großen Forſchers Eratoſthenes, vor ſich hatte, in manchen Stücken an innerer Unwahrſcheinlichkeit leidet, während in der Erzählung bei Pſeudo-Lucian die Schlußrede des Demoſthenes wenigſtens uns nur bedauern läßt, daß ihr jede äußere Beglaubigung abgeht. Denn die Erwähnung ſonſt völlig unbekannter „Memoiren des makedoniſchen Königshauſes" (S. 509) iſt mitten in dieſem rhetoriſchen Uebungsſtück gewiß weder ernſt zu nehmen noch auch von dem Verfaſſer ſelbſt ſo gemeint. (Anders Grauert, S. 290, Anm., der doch ſonſt den Charakter der Schrift ſo richtig zu beurteilen ſcheint. Doch vergl. Caſaubonus zu Sueton, Octav. c. 64.) Die wenigen Worte, die ich Demoſthenes in den Mund lege, habe ich, da ſie der Situation völlig angemeſſen ſind, auch aus der unbeglaubigten Pſeudo-Lucianiſchen Schrift entlehnen zu dürfen geglaubt (S. 526, 549 und 550; ähnlich Plutarch c. 29 zu Ende: *ἐγὼ δ' ὦ φίλε Ποσειδῶν ἔτι ζῶν ἐξανίσταμαι τοῦ ἱεροῦ*). Plutarch läßt ihn beim Altar, Pſeudo-Lucian jenſeits der Schwelle des Tempels ſterben.

Ueber die Lokalität vergl. Curtius, Peloponneſos II, 448—450. „Die ganze Inſel iſt ein mächtiges, über elfhundert Fuß anſteigendes, ſchroffes Kalkſteingebirge, das mit dünner Erdſchicht bedeckt iſt. Von den alten Fichtenwäldern ſieht man noch einige Ueberreſte..... Eine Stunde von der See liegen weſtlich vom Hauptgipfel, ungefähr im Mittelpunkte der ganzen Inſel, die Grundmauern und zerſtreuten Trümmer des Tempels..... Als Chandler 1766 den Ort beſuchte, fand er Maurer aus Hydra beſchäftigt, die noch ſtehenden Gebäude abzubrechen und die klein

geschlagenen Werkstücke auf Maultieren nach dem Strande zu bringen .... Zwischen den ausgedehnten Ruinen steht ein halbrunder Steinsitz; Chandler fand noch drei Fußgestelle aus blaugeädertem Marmor, deren eines die Statue des Eumenes trug. Gegen Norden erblickt man zu seinen Füßen eine tief einschneidende, aber offene Bucht, wo sich ein alter Hafendamm finden soll. Gerade über der Bucht ist Athen sichtbar; das Pentelikon wird durch den Hymettos verdeckt. Unterhalb der Tempelhöhe stuft sich der Boden in Terrassen ab. — Hier also lag auf breiter Hochfläche, von Fichtengehölz umgeben, der Tempel des Poseidon .... Demosthenes suchte hier zweimal Schutz und richtete von der östlichen Tempelstufe die letzten Blicke nach den Bergen von Attika."

Zur Erinnerung an John Stuart Mill

[1]) James Mill schreibt an Bentham am 28. Juli 1812: „Ich bin noch nicht im Begriffe zu sterben, trotz des Eifers, mit welchem Sie sich bereits um ein Legat bewerben. Sollte ich jedoch zu irgendeiner Zeit sterben, ehe dieser arme Knabe ein Mann geworden ist, so würde mich kaum etwas andres so schwer bedrücken als der Gedanke, seinen Geist nicht zu jenem Grad von Trefflichkeit haben bilden zu können, dessen ich ihn fähig glaube. Anderseits freilich wäre nichts so geeignet, jenen Schmerz zu verringern, als die Aussicht, ihn in Ihren Händen zurückzulassen. Ich nehme daher Ihren Antrag ganz ernsthaft und bedinge mir nur aus, daß er so rechtsverbindlich als möglich gemacht werde; vielleicht werden wir dann einen Nachfolger hinterlassen, der unser beider würdig ist." (Bentham's Works, X, p. 472.)

[2]) „Daily Telegraph", 4. Juli 1865.

[3]) Minor Works of George Grote, London 1873, p. 284.

[4]) Die Angabe im Text beruht auf mündlicher Mitteilung John Stuart Mills. Anders lautet der Bericht von Mrs. Grote, die in der Lebensbeschreibung ihres Gatten sich selbst, gewiß im besten Glauben, das Verdienst zuschrieb, jenen Gedanken angeregt zu haben. (The personal life of George Grote, London 1873, p. 49.)

[5]) A Fragment on Mackintosh, London 1835, p. 214. Der Band war anonym erschienen. Daß James Mill der Verfasser ist, war längst allgemein bekannt. Eine neuere Ausgabe des Buches (London 1870) trägt den Namen des Autors an der Spitze. Ueber das Werk A Fragment on Mackintosh vergl. man Alexander Bain in James Mill, A Biography, London 1882, p. 415—418.

[6]) S. Bentham, Works, X, p. 483. Das letztere dieser Projekte, welches wohl niemals feste Formen annahm, war durch die enge Freundschaft James Mills und Benthams mit dem unglücklichen General Miranda aus Venezuela veranlaßt, der zu wiederholten Malen einen längeren Aufenthalt in England genommen hatte. Er wurde an die spanische Regierung ausgeliefert, die ihn in Ketten nach Madrid bringen ließ, wo er 1816 im Kerker starb. Vergl. die obenerwähnte Biographie James Mills, S. 79.

[7]) Bentham, Works, X, p. 450.

[8]) Die obigen Angaben beruhen auf gelegentlicher mündlicher Mitteilung Mills. Vergl. auch Bain, J. S. Mill, A Criticism, London 1882, p. 95. Eine eingehendere

Schilderung seiner amtlichen Wirksamkeit im Dienste der Ostindischen Kompagnie gibt W. T. Thornton in dem kleinen Sammelbande: John Stuart Mill, Notices of his life and works, London 1873. Auch der bloße Umfang seiner Tätigkeit im Indienhause ist geeignet, unser Erstaunen zu erregen. Die Kopien der von ihm geschriebenen Aktenstücke füllten alljährlich zwei 4—6 Zoll starke Bände großen Formats (foolscap); a. a. O. S. 20. Aus der von ihm verfaßten, gegen die Auflösung der Ostindischen Kompagnie gerichteten Petition, welche Earl Grey die bedeutendste Staatsschrift nannte, die er je gelesen hatte, teilt jetzt Bain a. a. O. S. 96—101 einige der wichtigsten Stellen mit.

[9]) Daß „die schweigenden Myriaden", die große Masse des indischen Volkes, deren Interessen die Regierung der Kompagnie in kräftiger (mitunter vielleicht auch in gewaltsamer) Weise zu wahren bemüht war, kaum jemals einen Anwalt im Parlamente finden, während es unfähigen Despoten und den bevorrechteten Klassen niemals an einem solchen fehlt — dies ist der Gegenstand pathetischer Klage in dem Schlußkapitel von Mills „Betrachtungen über Repräsentativregierung". (Gesammelte Werke, VIII, S. 254.)

[10]) Ueber die auf Benthams Wunsch unternommene Redaktion des Rationale of evidence, eines Werkes, das im Jahre 1827, also in Mills 21. Lebensjahre, in fünf Bänden erschienen ist — jetzt nimmt dasselbe die Bände V und VI von Benthams Gesammelten Werken ein —, hat Mill seither selbst (Autobiography, p. 114 ff.) eingehend berichtet. Zur Erhärtung des im Text Bemerkten können beispielsweise die großen Exkurse über die Begriffe „Naturgesetz", „Unmöglichkeit" und „Unwahrscheinlichkeit" dienen, welche man a. a. O. Bd. VII, S. 83, 87, 91 findet. Es fehlt in denselben nicht an Proben vollster Selbständigkeit des Herausgebers, auch Bentham selbst gegenüber, dem es zu hoher Ehre gereicht, daß er den freimütigen Widerspruch seines jugendlichen Mitarbeiters dem eignen Werk einzuverleiben kein Bedenken trug.

[11]) Essays on some unsettled questions of political economy, London 1844, p. 120 ff. Der im Text genannte Aufsatz, welcher leider in den vom Verfasser herausgegebenen Gesammelten Werken Mills keine Stelle finden konnte, darf sicherlich auch heute noch nicht als veraltet gelten. Der überaus wohlunterrichtete Verfasser des Nekrologs in den „Daily News" vom 10. Mai 1873 (Miß Martineau?) findet auch in Mills Besprechung von Erzbischof Whatelys „Logik" in der „Westminster Review" vom Januar 1828, von der ich nur die wenigen im „System der Logik" zitierten Stellen kenne (Gesammelte Werke, I, S. 163 ff.), bereits manche seiner am meisten charakteristischen logischen Lehren. Vergl. Bain, J. S. Mill, p. 36—37.

[12]) Gesammelte Werke, IX, S. 222 ff.

[13]) Die dem Halbwissen entstammende Gewohnheit, Mill schlechtweg den Positivisten beizuzählen und ihn einen Jünger Comtes zu nennen, war zur Zeit, da dieser Aufsatz geschrieben ward, so weitverbreitet, daß ein Wort der Einsprache gegen diesen Irrtum wohl an seinem Platze war. Doch bedarf dieser Punkt gegenwärtig, da vor allem die Autobiography darüber volles Licht ergossen hat, kaum einer weiteren Ausführung. Mill war nicht nur als Nationalökonom, sondern auch als Philosoph, von seinen großen geistigen Ahnherren Locke, Hume und Berkeley abgesehen, zumeist der Schüler seines Vaters. Was er bei der Abfassung der „Logik" John Herschel, Whewell und Dugald Stewart zu verdanken hatte, ist in der Autobiography mit vollem Freimut dargelegt, wie denn Mill allezeit seine „intellektuellen

Verbindlichkeiten" gegen andre eher zu hoch als zu niedrig zu veranschlagen gewohnt war. Man wird daher der Versicherung, daß seine Theorie der Induktion im wesentlichen vollendet war, ehe er Comtes Cours de philosophie positive kennen lernte (Autobiography, p. 209), vollen Glauben schenken dürfen. Auch bedurfte es dieser Versicherung für niemanden, dem die hierbei in Frage kommenden Daten gegenwärtig waren. Ist doch Comtes sechsbändiges Hauptwerk in den Jahren 1830 bis 1842 erschienen, während das „System der Logik" mehrere Jahre vor seinem Erscheinen (1843) druckfertig und im wesentlichen bereits in den dreißiger Jahren abgeschlossen war. Den Verfasser der „Logik" zum Jünger Comtes zu machen, geht aber auch darum nicht an, weil dieser ihm einen Kanon der Induktion oder eine Lehre vom induktiven Beweis überhaupt nicht zu bieten hatte. Was der englische Denker seinem französischen Geistesverwandten in der Tat verdankte, war die tiefere Einsicht in die weltgeschichtliche Entwicklung, die er aus den jetzt in den Anhang zum IV. Band der Politique positive aufgenommenen kleinen Erstlingsschriften Comtes schon in den Jahren 1829 und 1830 schöpfen konnte (Autobiography, p. 165), gleichwie in methodologischer Rücksicht die klare Erfassung der „umgekehrt deduktiven" Methode als der für geschichtliche und statistische Gegenstände vornehmlich geeigneten Forschungsweise (ebend. S. 210). (Das hier Bemerkte bedarf einer Ergänzung. Die seither veröffentlichten Briefe Mills an Comte haben uns in geradezu verblüffender Weise gezeigt, wie sehr der jugendliche Mill im Banne der sozialpolitischen Lehren seines älteren französischen Freundes gestanden ist.) In einem Punkte war Comte trotz aller Schrullen und Wunderlichkeiten vielleicht der Weisere von beiden: darin, daß er politische Reformen gegenüber den Wandlungen in den Gesinnungen der Menschen für vergleichsweise unwirksam und unerheblich hielt. Ihm war zum mindesten die Enttäuschung erspart, welcher Mill in dieser Rücksicht am Abend seines Lebens ebenso unverhohlenen Ausdruck gibt (Autobiography, p. 238) wie sein Freund Grote (Life of George Grote, p. 312—313). Beide sahen ihre politischen Jugendträume im Alter zum großen Teil erfüllt; aber die Segnungen, die sie von ihnen erwartet hatten, waren nur in geringem Maße verwirklicht worden.

[14]) Ich entlehne diesen Ausdruck einer Anzeige der ersten zwei Bände der Dissertations and Discussions, die in der „National Review" erschienen ist, Bd. IX (1859), S. 477. Für ihren Verfasser glaubte ich zur Zeit des Erscheinens den Rev. James Martineau halten zu dürfen. Jedenfalls ist es ein prinzipieller Gegner von Mills philosophischer Richtung, der ihm jedoch die höchste persönliche Anerkennung zollt (vergl. Anm. 23).

[15]) George Grote hat seine Bewunderung für Mills philosophische Leistungen an vielen Stellen seiner Werke rückhaltlos geäußert, zum ersten Male wohl in dem 1850 erschienenen VIII. Bande der History of Greece (VIII[2], p. 590), am eingehendsten in seiner Besprechung von Mills Examination of Sir William Hamilton's philosophy, die in der „Westminster Review" von 1866 erschienen und jetzt den Minor Works (p. 279 ff.) einverleibt ist. Daselbst bezeichnet er das „System der Logik" als „das wichtigste philosophische Werk unsers Jahrhunderts" (appears to us to present the most important advance in speculative theory which the present century has witnessed). Er beschreibt dort den Eindruck, welchen die erste Lektüre der wichtigsten Abschnitte jenes Werkes — Kap. 2 und 3 des II. Buches — auf ihn hervorgebracht hatte. In sehr ähnlicher Weise, aber mit noch viel kräftigeren

Worten hat Grote wenige Jahre vor der Abfassung dieses Aufsatzes uns gegenüber jene Wirkung geschildert, indem er bemerkte, er sei bereits vorher mit den Lehren der alten syllogistischen Logik und nicht minder mit den hauptsächlichen Methoden der induktiven Naturforschung vertraut gewesen; als er jedoch jene Abschnitte gelesen hatte, da sei die Scheidewand zusammengebrochen, welche diese zwei Gebiete bis dahin in seinem Geiste voneinander getrennt hatte. Mit jugendlichem Enthusiasmus fügte der fast Siebzigjährige die überschwenglichen Worte hinzu: „It is the most valuable book in my library." Sehr Aehnliches berichtet Bain in seinem Buche über Mill, S. 83.

16) Alexis de Tocqueville legte auf Mills Urteil über seine Démocratie en Amérique das allerhöchste Gewicht. Er liest seine Einwürfe mit demselben Vergnügen wie seine Aeußerungen der Zustimmung; er gilt ihm als derjenige, der am tiefsten in seine Gedanken eingedrungen ist, als der einzige, der ihn vollständig verstanden hat. Er läßt sich schließlich Mills Rezension mit seinem eignen Handexemplar zusammenbinden, denn es seien dies zwei Dinge, die immer vereinigt bleiben sollen (Oeuvres et Correspondance inédites d'Alexis de Tocqueville, Paris 1861, tome II, p. 54, 55, 109). Die Freundschaft zwischen beiden war eine warme, ihre Bewunderung eine gegenseitige. Mill hat von dem „Montesquieu unsrer Zeit", wie er ihn bereits in dem Aufsatze über Bentham (1838) nennt (Gesammelte Werke, X, S. 178), die nachhaltigste Einwirkung erfahren, worüber er sich selbst in der Autobiography, p. 191 ff., eingehend ausspricht.

17) Liebig, Tierchemie, Vorrede zur 3. Ausgabe 1846, S. XVI: (Der Verfasser) „kann hierbei nicht verschweigen, wie groß der Nutzen gewesen ist, den ihm für diesen Zweck (nämlich die Feststellung des Verhältnisses zwischen Chemie und Physik einerseits, Physiologie und Pathologie anderseits) das Studium von John Stuart Mills A System of Logic ... gewährt hat; ja, er glaubt, daß ihm kein andres Verdienst hierbei zukommt, als daß er einzelne von diesem eminenten Philosophen aufgestellte Grundsätze der Naturforschung weiter ausgeführt und auf einige spezielle Vorgänge angewendet hat."

18) Robert v. Mohl (Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Erlangen 1858) urteilt Bd. III, S. 366, über den auf die Methoden der Staatswissenschaften bezüglichen Teil des Schlußbuches der „Logik" im wesentlichen wie folgt: „Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß er die Aufgabe meisterhaft löst, indem er die verschiedenen möglichen Arten von logischer Behandlung der staatlichen Tatsachen durchgeht und den Grad ihrer Brauchbarkeit mit ebenso glänzendem Scharfsinn als ruhigem und sicherem Urteil prüft. Es ist vielleicht auf die Schwierigkeiten der Auffindung der Gesetze oder der Ableitung richtiger Schlußfolgerungen ein etwas zu starkes Gewicht gelegt und dadurch die Anwendbarkeit einiger wenigstens beziehungsweise brauchbaren Verfahrungsarten im Denken unterschätzt; allein die gedrängte Kraft der Beweisführung und der Verstand in der Auffindung der Eigentümlichkeiten der staatlichen und gesellschaftlichen Tatsachen, somit auch der auf sie anwendbaren Denkregeln ist übermächtig. Sollte also vielleicht auch der Verfasser durch seine prächtige Arbeit nicht einen einzigen absichtlichen Trugschluß verhindern ...., so bleibt ihm doch jedenfalls das fast ebenso große Verdienst, die Widerlegung leichter und überzeugender zu machen."

19) Ich habe im Text ein wenig zu viel gesagt. Nicht eine direkte Anführung

ist es, die uns an jener Stelle („Grenzboten" 1852, S. 133, jetzt wieder abgedruckt in „Populäre Aufsätze aus dem Altertum" [2], S. 464) begegnet. Allein der Satz, den ich im Auge habe („Macaulay hat die Anschauung . . . ., wenn der Perserkrieg nicht gewesen wäre, durch welchen verhütet wurde, daß Europa nicht ein orientalisches Barbarenland geworden"), erinnert so sehr an eine Stelle in Mills anonym erschienener Rezension des Groteschen Geschichtswerks: „Die Schlacht bei Marathon ist selbst als ein Ereignis der englischen Geschichte wichtiger als die Schlacht bei Hastings" u. s. w. („Edinburgh Review", Oktober 1846, Gesammelte Werke, XI, S. 148), daß jener Schluß angesichts des Umstands, daß sich in Macaulays Schriften meines Wissens nirgendwo ein ähnlicher Gedanke vorfindet, schwerlich als ein unberechtigter gelten kann. Man beachte dabei, daß Macaulay in eben jenen Jahren ein ständiger Mitarbeiter der „Edinburgh Review", und daß Lehrs, wie z. B. ein Zitat aus der „Quarterly Review" in demselben Aufsatze (S. 448) zeigen kann, ein eifriger Leser der großen englischen Revuen war.

[20]) Das im Text Gesagte bedarf einer Einschränkung. Es gab in Mills Wesen einen Punkt, an welchem die übergroße Spannung seelischer Kräfte die eisernen Bande seiner Selbstzucht gelegentlich zu lockern drohte. Ich denke an jene durch ihren Ueberschwang die Kritik herausfordernden maßlosen Lobeserhebungen, welche er seiner Gattin, die er fast ein Menschenalter hindurch geliebt und nur sieben Jahre sein eigen genannt hatte, nach ihrem Tode zu spenden liebte. Vergl. insbesondere Dissertations and Discussions, II, p. 411—412, und manche Stellen der Autobiography. Aber freilich das Andenken des Mannes ist wohlgeborgen, von dem selbst die Schelsucht kaum etwas Schlimmeres zu melden weiß, als daß Liebe und Bewunderung in seinem Munde mitunter einen Ausdruck gewonnen haben, der jeden Zügel kühler Bedächtigkeit verschmähte.

[21]) Es sind dies Worte, welche der vierundzwanzigjährige Mill über Turgot geschrieben hat (Essays on some unsettled questions of political economy, p. 157). Neben Washington wird Turgot von Mill genannt in der Examination of Sir William Hamilton's philosophy [3], p. 120. In dem Aufsatz „Ueber das Kirchengut" (1833), Gesammelte Werke, IX, S. 168, gedenkt er mit Begeisterung des „großen und guten Turgot". Aus der Autobiography (S. 113) erfahren wir, daß das von Condorcet verfaßte „Leben Turgots" zu den Büchern gehörte, welche auf ihn den stärksten und nachhaltigsten Eindruck hervorbrachten. Turgot war offenbar nicht weniger sein Ideal als dasjenige seines Jugendfreundes Austin, von welchem er (Dissertations and Discussions, III, p. 273) den überschwenglichen Ausdruck „the godlike Turgot" anführt.

[22]) Mills Gesammelte Werke, I, S. 134, Anm. 23.

[23]) Ich meine den Verfasser des oben (Anm. 14) erwähnten Artikels in der „National Review", IX, S. 477.

[24]) In wie tiefe Kreise Mills Einfluß gedrungen ist, dies mögen einige schlagende Tatsachen lehren. Das „System der Logik" ist nicht nur in zahllosen Exemplaren verbreitet — es hat bei Lebzeiten des Verfassers nicht weniger als acht Auflagen erlebt, denen sich noch zwei verkürzte Bearbeitungen zugesellten —, es ist schließlich auch noch nötig geworden, von diesem streng philosophischen Werke eine wohlfeile Volksausgabe zu veranstalten. Das letztere gilt auch von den „Grundsätzen der politischen Oekonomie", aus welchen überdies einige der wichtigsten, auf die Boden-

und die Bevölkerungsfrage bezüglichen Abſchnitte in der Form von Traktätchen unter die Maſſen verbreitet wurden, eine Tatſache, welche ich ſelbſt beim Beſuche einer Verſammlung von Säkulariſten im Frühling des Jahres 1863 wahrnehmen und von der ich dem dadurch höchlich überraſchten Autor zufällig die erſte Kunde bringen konnte. Auf die weiten Kreiſe der Gebildeten haben jene Schriften teils direkt, teils durch die Vermittlung einiger europäiſcher Schriftſteller erſten Ranges gewirkt, unter welchen es genügt John Morley (man vergleiche deſſen Nachruf im Juniheft der „Fortnightly Review" vom Jahre 1873), Buckle (ſ. deſſen Beſprechung des Buches „von der Freiheit", Miscellaneous and posthumous works, I, p. 20 ff.), Taine (Le positivisme anglais, étude sur Stuart Mill, Paris 1864) oder Georg Brandes (Moderne Geiſter[1], S. 135 ff.) namhaft zu machen. Als Mills Laufbahn ſich ſeinem Ende zuneigte, begannen auch die Spitzen der Geſellſchaft derſelben ihre Beachtung zu widmen. Es war gegen das Ende der ſechziger Jahre, als die damalige Kronprinzeſſin von Preußen und ihre Schweſter, die Prinzeſſin Alice, den Wunſch äußerten, den Patriarchen von St. Véran perſönlich kennen zu lernen, und ſich zu dieſem Behuf bereit erklärten, ihn in ſeiner provenzaliſchen Klauſe aufzuſuchen — ein Vorhaben, welches jedoch nicht zur Ausführung gelangt iſt. Vergl. Bain in dem mehrfach genannten Buche, S. 163.

[25]) Vergl. die oben angeführte Wahlrede vom 3. Juli 1865.

[26]) Dissertations and Discussions, II, p. 337.

[27]) Ich entlehne dieſe Worte einem Leitartikel der „Times" vom 17. Auguſt 1858, welcher die Zuſammenſetzung des damals neugegründeten indiſchen Rates beſpricht und bei dieſem Anlaß Mill, der, wie oben bemerkt, den ihm von Lord Stanley angebotenen Sitz in jenem Rate aus Geſundheitsrückſichten abzulehnen genötigt war, Worte der ehrendſten Anerkennung widmet. Es heißt daſelbſt: „Another appointment has been offered by Lord Stanley to a man whose name, though for the moment overshadowed by more noisy notabilities, will no doubt descend to posterity among the very highest illustrations of the present century."

[28]) Mill war zeitlebens, etwa von ſeinem 16. Jahre angefangen, ein eifriger Pflanzenſammler. Eine Anzahl Spezies wurden von ihm zuerſt entdeckt; botaniſche Zeitſchriften enthalten manche ſeiner Wahrnehmungen über die Verbreitung von Pflanzen (ſ. den obenerwähnten Sammelband: John Stuart Mill, p. 28—31). Sein großes Herbarium wurde nach ſeinem Tode von ſeiner Erbin dem Muſeum in Kew geſchenkt, das Naturgeſchichtliche Muſeum zu Avignon erhielt den die Flora von Vaucluſe betreffenden Teil desſelben. Obgleich er dieſe Studien nur als einen Zeitvertreib betrachtete, ſo kamen ſie doch, wie er mir ſelbſt einmal ſagte, dem auf Klaſſifikation und Einteilung bezüglichen Abſchnitte des „Syſtems der Logik" nicht wenig zugute.

[29]) Vergl. den Aufſatz „Eine Prophezeiung", Geſammelte Werke, X, S. 100—102, desgleichen Subjection of women, p. 157—160.

[30]) Vergl. den Aufſatz „Armand Carrel", Geſammelte Werke, X, S. 43 ff.

[31]) Vergl. Exposition abrégée et populaire de la philosophie et de la religion positives, par Célestin de Blignières, Paris 1857.

[32]) Vergl. Geſammelte Werke, XII (Rezenſion von Grotes „Plato"), S. 50.

[33]) In wie großem Maße praktiſche Ziele, im höchſten und weiteſten Sinne des Wortes, auch Mills am meiſten abſtrakte und dem Leben ſcheinbar am fernſten

[illegible]

41) F. L. Olmsted, A traveller's observations on cotton and slavery in the American Slave-states, 2 vols., New York 1861; E. Dicey, Six months in the Federal States, London 1863; I. E. Cairnes, Slave-power, its origin and character, London 1863.

42) Ueber die von Thomas Hare empfohlene und von Mill warm befürwortete Vertretung der Minderheiten vergl. das 7. Kap. der „Betrachtungen über Repräsentativregierung", Gesammelte Werke, VIII, S. 95 ff. Unter den europäischen Staaten hat seither außer Dänemark (ebend. S. 117, Anm.) auch Italien jenen Grundsatz teilweise verwirklicht (Legge elettorale vom Jahre 1882, Art. 65 a und 75), desgleichen in neuester Zeit das Königreich Serbien.

43) Schon nach Ablauf des ersten Jahres seiner parlamentarischen Wirksamkeit gab Mill seinem Mißmut dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber unverhohlenen Ausdruck. In einem Avignon, den 22. August 1866 datierten Briefe gedenkt er wehmütig jener „ruhigen Studien", welchen er sich nunmehr für immer entrissen wähnte und „welche doch für den Geist selbst so unvergleichlich wohltätiger" seien „als das lästige Geschäft des Absplitterns kleiner Gedankenspäne, die nicht zu groß sein dürfen, damit zwerghafte praktische Politiker sie verschlingen können, während sie doch unfähig sind, dieselben zu verdauen" (I am, indeed, reduced to wondering whether I shall ever be able to resume those quiet studies which are so prodigiously better for the mind itself than the tiresome labour of chipping off little bits of one's thoughts, of a size to be swallowed by a set of diminutive practical politicians incapable of digesting them). Sein Eintritt ins Parlament sei fast gegen seinen Willen erfolgt (I may almost say, in spite of myself); er habe sich zu diesem schweren Opfer nur in der niemals allzu zuversichtlichen Hoffnung entschlossen, zur Bildung einer Partei von wahrhaft vorgeschrittenen Liberalen einiges beitragen zu können. Ein vollwichtiges Zeugnis über Mills parlamentarische Wirksamkeit besitzen wir jetzt von keinem Geringeren als dem Führer der englischen Liberalen. Gladstone hat sich nämlich in einem an W. L. Courtney gerichteten Briefe (angeführt in der „Pall Mall Gazette" vom 19. Dezember 1888) wie folgt geäußert: „Herrn Mills hervorragende Geistesgaben waren uns allen wohlbekannt, ehe er in das Parlament eintrat. Was sein Verhalten daselbst uns, mir zum mindesten, offenbarte, war der ungewöhnliche Adel seines Charakters. Ich pflegte ihn zu jener Zeit gesprächsweise .... den Heiligen des Rationalismus zu nennen .... Allen Antrieben und Beweggründen, welche Parlamentarier durch Vermittlung ihres Egoismus zu beeinflussen pflegen, war er völlig unzugänglich, ja unnahbar. Seine Rede- und Handlungsweise wirkte in diesem Betracht wie eine Predigt. Anderseits war er zwar ein Philosoph, aber ganz und gar nicht ein Mann der Schrullen. Er vereinigte, wie ich meine, den gesunden Sinn und praktischen Takt des Staatsmannes mit der hohen Selbständigkeit eines einsiedlerischen Denkers. Ich brauche nicht zu sagen — fügte Gladstone hinzu —, daß ich sein Erscheinen mit Freuden begrüßte und sein Verschwinden tief beklagte, und zwar im Interesse des ganzen Hauses der Gemeinen. Er war uns allen heilsam (He did us all good). In jeder Partei, innerhalb jeder politischen Richtung sind — ich muß es schmerzlich bedauern — solche Männer selten."

44) „Grenzboten" 1868, S. 412. Nicht minder irren diejenigen, welche gleich dem Verfasser des Nachrufes in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" 1873, Nr. 137, Beilage, in Mills auf die Reform des Grundeigentums bezüglicher Agitation

eine Verirrung seines Alters erblicken. Er hat sich in sehr ähnlichem Sinne schon in dem 1840 veröffentlichten Aufsatz über Coleridge geäußert (Gesammelte Werke, X, S. 256 f.).

[45]) Den Kern der leidenschaftlich bewegten und wie von der Ahnung kommender Gefahren durchzitterten Flugschrift England and Ireland. London 1868, bildet der Satz: „Was in Irland not tut, ist eine Kommission ... die jeden Pachthof zu untersuchen und den gegenwärtigen veränderlichen in einen festen Pacht umzuwandeln hat" (S. 36). Hierbei soll das Interesse des Grundeigentümers durch eine Staatsgarantie und durch die Berücksichtigung der voraussichtlichen Wertsteigerung des Grundstückes vollständig gewahrt bleiben. Gewarnt wird aber allerdings vor jeder Verschleppung; es werden für jene Kommission Zwangsgewalten und deren Anwendung auf Grund einer streng richterlichen Untersuchung verlangt. „Es hat eine Zeit für Vorschläge gegeben, die darauf abzielten, jene Umgestaltung auf dem Wege allmählicher Reform durch die bloße Förderung freiwilliger Vereinbarungen (zwischen Pächtern und Grundherren) zu bewirken; aber der Band der sibyllinischen Bücher, in dem dies geschrieben stand, ist verbrannt" (S. 22).

[46]) Darüber kann man jetzt vergleichen W. Roscher, „System der Volkswirtschaft", II[7], S. 231. Daß „die beabsichtigte allgemeine Vererbpachtung der mecklenburgisch-schwerinschen Domanialbauernhöfe" nicht vollständig durchgeführt worden ist, tut wenig zur Sache.

[47]) In seinen letzten Lebensjahren hat Mill mitunter einen größeren Freundeskreis an seinem Mittagstisch versammelt. Hier ist Herbert Spencer (vergl. dessen Autobiographie II, 121) nicht allzuselten mit dem Groteschen Ehepaar, mit Alexander Bain und Gemahlin, mit Professor Cliffe Leslie, mit Lord und Lady Amberley zusammengetroffen.

[48]) Diese Tatsache ward mir von Mrs. Grote erzählt. — Mill und Grote, die durch viele ihrer stärksten Ueberzeugungen gleichwie durch ihre gemeinsame Verehrung für Bentham und James Mill zu lebenslanger inniger Freundschaft verbunden waren, bildeten in manchem Betracht einen auffälligen Gegensatz. Zunächst war ihr Temperament ein grundverschiedenes. Mill war Sanguiniker, Grote Melancholiker. Der erstere klagte nicht selten über die düstere, hoffnungslose Ansicht von den menschlichen Dingen, die er bei letzterem antraf und die er auf leibliche Ursachen (auf „constitutionally low spirits", wie er sich ausdrückte) zurückzuführen pflegte; Grote hinwiederum schalt den immer jugendlichen Mill einen unverbesserlichen Optimisten. In betreff vieler wirtschaftlicher Einzelfragen waren sie geteilter Ansicht. Zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges, welcher die öffentliche Meinung Englands so tief erregte, standen sie in entgegengesetzten Parteilagern.

[49]) Daß er in seiner Jugend Deutsch gelernt hat, erzählt uns Mill jetzt selbst in der Autobiography (S. 119). Zitaten aus deutschen Dichtern und Prosaikern begegnet man dort S. 156, desgleichen am Anfang des obenerwähnten Aufsatzes über Armand Carrel, Dissertations and Discussions, I, p. 211, nicht minder in dem System of Logic, I[8], p. 422; Bemerkungen über Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache findet man ebend. II, p. 268. In einem von Bain (J. S. Mill, A Criticism) veröffentlichten Briefe vom 8. Januar 1844 berichtet Mill über den Inhalt der Logik von Beneke, welche dieser ihm geschickt hatte und die er damals las, wobei jeder Gedanke an eine Uebersetzung ausgeschlossen ist. Ich führe dies alles an, weil

Georg Brandes in seinem schönen Buche „Moderne Geister", Frankfurt 1882, S. 148, auffälligerweise behauptet, Mill habe „von der deutschen Literatur nie eine Zeile im Original gelesen", vergl. auch S. 154. Ich wollte nicht einfach Behauptung gegen Behauptung stellen; sonst hätte ich mich mit der Versicherung begnügen können, daß ich selbst wiederholt Mill deutsche Bücher und Zeitschriften habe lesen sehen und ihn auch über die deutsche Wiedergabe einzelner Ausdrücke in der „Logik" mehrfach zu Rate ziehen konnte.

[50]) Eingehende Aeußerungen über Goethe findet man in der Examination of Sir William Hamilton's philosophy (S. 612 und 616), desgleichen Autobiography (S. 153 und 255).

[51]) Ueber seine Wertschätzung der klassischen Studien und sein Verhältnis zu den betreffenden pädagogischen Fragen hat sich Mill am eingehendsten in seiner Rektoratsrede (Gesammelte Werke, I, S. 219 ff.) und in der Autobiography (S. 30 und 307) geäußert. (Vergl. außerdem Gesammelte Werke, IX, S. 232 ff.; X, S. 28; XI, S. 56, Anm.) Doch war er trotz seiner Vertrautheit mit vielen, und darunter auch mit manchen wenig gelesenen klassischen Autoren niemals das, was die Engländer „an accurate scholar" nennen. Man findet in seinen Schriften wie in seinen Reden mancherlei kleine Versehen, auf welche man das Wort anwenden kann, das er einmal selbst in bezug auf den französischen Geschichtschreiber Michelet und dessen geringfügige Detailirrtümer geäußert hat: die Berichtigung derselben sei „eine sehr geeignete Beschäftigung für diejenigen, welche die erforderlichen Kenntnisse besitzen und nichts Wichtigeres zu tun haben" (Dissertations and Discussions, II, p. 144).

[52]) Gesammelte Werke, VII, S. 62. Für das im Text Folgende vergleiche man überdies Gesammelte Werke, I, S. 260.

[53]) Ich setze die betreffende Briefstelle (Blackheath Park, 4. Dezember 1858) hierher: „Your letter found me under the shock of the bitterest calamity which could possibly have fallen on me. I have lost by a death which may almost be called sudden my perfect friend, companion, guide, teacher, all in one. The little you saw of her may have been enough to make you surmise that there was much more to see, but nothing I could say would give you the smallest idea of what she was or of what her loss is to me."

Berichtigungen

Seite 21 Zeile 12 und 14 statt Schmiedl lies Schmidl.

Seite 144 Anm. sollte Professor L. Steins 1893 veröffentlichtes Buch „Leibniz und Spinoza" nicht fehlen.

Personenregister

A

Abraham a Sancta Clara 47.
Achmed Vefik Pascha 149—153.
Aegens 208.
Aelian 171.
Aeschines 174.
d'Agoult, Gräfin (Daniel Stern) 41.
Alexander der Große 59. 75. 98. 123. 157.
Alkibiades 174.
Althäa 205.
André, General 40.
Androtion 162.
Antipater 70. 157. 173. 174.
Archias 71.
Archimedes 209.
d'Argens, Marquis 2.
Aristander 75.
Aristides 72. 171.
Aristoteles 45. 72. 109. 119. 120. 122. 123. 124. 140. 154—175. 187. 191. 208.
Arndt, Ernst Moritz 19.
Artemidoros 73. 74. 75. 79. 82.
Aumale, Herzog von 152.
Aufpitz, Lazar 4. 5. 17.

B

Bach, Alexander Freiherr v. 8.
Bain, Alexander 94. 101. 186.
Bakchylides 203. 204. 205. 206.
Bamberger, Ludwig 16.
Baour-Lormian 41.
Bauernfeld, Eduard von 18. 178. 181. 217—222.
Baumann, Landrat Heinrich 7.
— Oskar, Afrikareisender 7.
— Alexander 218.
Bayle, Pierre 147.
Beesly, Professor 38.
Behm, Ernst 188.
Bekker, Immanuel 106.
Bentham, Jeremias 34. 87. 88. 94. 95. 99. 101. 184. 188.
Bentley, Richard 106. 136.
Bernays, Jacob 38. 106—125.
Berthet, Elie 16.
Billroth, Theodor 201.
Bismarck, Fürst 3.
Blanc, Louis 95.
Blaß, Friedrich 208.
de Blignières, Célestin 96.
Böckh, August 106. 139.
Bodenstedt, Friedrich 178.
Bohrer, Sophie 7.
Boller, Anton 24.
Bonitz, Hermann 12. 15. 24. 119. 227.
Börne 22.
Boyle, Robert 147.
Bradlaugh, Charles 101.
Bratranek, Thomas Franz 13. 14. 24. 25. 33.
Bright, Jacob 99.
— John 98.
Brisker, Ludwig, Dr. 12.
Brougham, Lord 95.
Broughton, Lord 191.
Brücke, Ernst R. v. 25.
Bücheler, Franz 137.
Buckle, Henry Thomas 95.
Burke, Edmund 165.
Busch, Moritz 27.

C

Cairnes, John Elliot 101.
Cabrera, Don Ramon 7.
Campe, Joachim Heinrich 7.
Canning, Stratford Sir (Lord Redcliffe) 88. 132.
Carducci, Giosuè 136.

de Careil, Foucher 144.
Carlyle, Thomas 38. 90. 141. 194.
Carrel, Armand 96.
Cäſar, Julius 43. 101. 141.
Caſaubonus, Iſaak 138.
Cato 191.
Chadwick, Sir Edwin 101.
Cicero 123. 139.
Coleridge, Samuel Taylor 90.
Comte, Auguſt 35. 36. 40. 48. 89. 91. 94. 96. 97. 98. 99. 101.
— Karoline 40.
Cooper, James Fennimore 16.
Corneille, Peter 121.
Couſin, Victor 94.
Cyrus, König von Perſien 206.

D

Damon 170. 171.
Damonides 171.
Dänemark, Hirſch 7.
Dante 175.
Darwin, Charles 95.
Daumer, Friedrich 15.
Dawiſon, Bogumil 28. 29.
Deák, Franz 32. 49. 50.
Demoſthenes 46. 51—71. 172.
Demokrit 112.
Derby, Lord 185.
Descartes 146.
Deſſauer, Joſeph 181.
Dicey, Edward Sir 98.
Dietz 25.
Diognet 75.
Dionyſios 108. 123.
Disraeli, Benjamin (Lord Beaconsfield) 176. 185.
Drakon 160. 161. 162. 163.
Dubois, Abbé 81.

E

Ehrenfeld, Dr. Adolf 47.
Eitelberger, Rudolf v. 33.
Eliot, George (Marian Evans) 178. 196.
Eliſabeth, Königin von England 159.
Elßler, Fanny 191.
Emerſon, Ralph Waldo 35.
Eötvös, Joſef Freiherr v. 31. 32. 51.
Epaminondas 58.
Ernſt, Heinrich 220.
Eſpartero, Herzog von Vittoria 7.
Eskeles, Bernhard v. 6.
Exner, Adolf 200—202.
Eyre, Sir Edward John 98.

F

Fane, Julian 178.
Fawcett, Henry 101.
Ferdinand I., Kaiſer von Oeſterreich 20.
Feuchtersleben, Ernſt von 181.
Feuerbach, Ludwig 15.
Firduſi 182.
Fiſchhof, Dr. Adolf 20.
Frankl, L. A. 19.
Franklin, Benjamin 35. 94.
Franzos, Karl Emil 223.
Freiligrath, Ferdinand 24.
Freſenius, Karl Remigius 25.
Freytag, Guſtav 27. 28. 29. 103.
Friedländer, Ludwig 105. 192.
Friedmann, Otto 32. 103.
Friedrich I., König von Preußen 1.
Friedrich der Große, König von Preußen 3. 60.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt 1.

G

Galen 45. 113.
Galloys, Jean 146.
Geminus 215.
Georg IV., König von England 44.
Gerhardt, Karl Immanuel 144.
Ghiczy, Koloman 50.
Ghirlandajo 194.
Gibbon, Edward 184.
Gladſtone 185. 195.
Gödeke, Karl 3.
Goethe 13. 41. 101. 109. 120. 122. 135. 183 f.
— Ottilie v. 14. 183.
— Wolfgang v., Enkel Goethes 183.
Goldmark, Joſeph, Dr. 20.
Gompertz, Benjamin 3.
— Lewis 3.

Gomperz, Benedikt 1.
— Emanuel 6. 7.
— Henriette (geb. Auſpitz) 8. 9.
— Julius, R. von 17.
— Karl 16. 17. 22.
— Koßmann 1.
— L(ion) B(enedikt) 4.
— Leon (Ludwig) 3.
— Max, R. von 17.
— Minna 17.
— Mirjam 2.
— Philipp 2. 9. 10.
— Ruben 1.
— Rudolf 17.
Gottſcheb 2.
Grillparzer 219.
Grimm, Jakob 29. 106.
Grote, George 33. 45. 87. 91. 94. 101. 102. 140. 170. 184—195.
— Harriett 185.
Guizot 135.
Gumpertz ſ. Gomperz.
— A. S. (Aron Emmerich) 2. 3.
— Elia 1. 2.
— Salomon 1.
Gutzkow, Karl 28.

H

Hamm, Wilhelm R. v. 103.
Hammer-Purgſtall, Joſ. Freiherr v. 182.
Hammerſchmidt, Dr. 19. 20.
Hare, Thomas 99. 100. 101.
Harriſon, Frederic 98.
Hartel, Wilhelm R. v. 47.
Hartmann, Moritz 41. 104.
Haupt, Moritz 29.
Hawthorne, Nathaniel 35.
Hayter, William 44.
Hegel, 15. 135.
Heine 24.
Heinzel, Richard 47.
Heinzen, Karl 22.
Helena 208.
Hellwald, Friedrich v. 47.
Hellmesberger, Joſef 178.
Helmholtz, Hermann von 184. 187.
Henzen, Wilhelm 138.
Herakles 204. 205. 207. 208.
Heraklit 111. 112. 113.
Herder 8. 135.
Hermann, Gottfried 106.
Herodot 40. 72. 155. 186. 206. 207.
Heron 215.
Herzl, Theodor, Dr. 196.
Heſiod 168.
Hieron, König von Syrakus 203. 207.
Hipparch 215.
Hippokrates 40. 72. 209.
Hippolytus 112.
Hobrecht, Arthur 105.
Hochſtetter, Ferdinand R. v. 25.
Homer 24. 75. 192.
Hopfen, Hans von 28.
Horaz 105. 177.
Howard, John 37.
Hugo, Viktor 41.
Humboldt, Wilhelm v. 25. 26. 170. 188.
Huxley, Thomas Henry 95.
Huyghens, Chriſtian 147.
Hyperbolos 172.
Hyperides 70.

I

Jahn, Otto 27. 29. 38.
Jaques, Dr. Heinrich 31.
Ibn Eſra 2.
Jebb, Sir Richard 192. 208.
Jo 208.
Jókai, Moritz 32.
Jon 156.
Joſephus, Flavius 117.
Iſabella II., Königin von Spanien 30.
Iſagoras 166.
Iſäos 56.
Juſtinus (Martyr) 113.

K

Kaufmann, Jacob 103.
Kant 186.
Kalliſtratos 54.
Kebon 156.
Keller, Gottfried 201.

Kenyon, Friedrich 154. 208.
Keudell, Robert von 165.
Kinglake, Charles 185.
Klácel, Matthäus 14.
Kleiſthenes 165. 166. 167. 170. 171.
Kleon 172. 191.
Kleophon 172.
Kodros, König von Athen 159.
Köhler, Ulrich 163.
Kritias 174.
Kröſus, König von Lydien 206. 207.
Kteſias 207.
Kuranda, Ignaz 19. 31. 103.

L

Lachmann, Karl 29. 106. 136.
Lamartine 41.
Laſſen, Chriſtian 106.
Latour, Theod. Graf Baillet v. 20.
Lazanzky, Graf 19.
Lehrs, Karl 26. 91. 103.
Leibniz 144. 145. 146. 147. 148.
Lenau 181.
Leſſing 2. 3.
Lewes, George Henry 178.
Lewinsky, Joſef 178.
Lewis, Sir George Cornwall 191.
Liebig, Juſtus Freiherr von 91.
Littré, Emil 40. 97. 101.
Lobeck, Auguſt 103.
Longfellow, H. W. 35.
Lorenz, Ottokar 47.
Lorrain, Claude 94.
Loubet, Präſident der franz. Republik 40.
Lowe, Robert (Lord Sherbrook) 184. 185.
Lucian 5. 113. 114.
Lucrez 108.
Ludwig I., König von Baiern 29.
— XIV. 147.
— Karl 25.
Lugebil, Karl 159.
Lukács, Moritz 51.
Lykurg 192.
Lytton, Sir Edw. Bulwer (Lord Lytton) 95. 177.
— Henry Bulwer (Lord Dalling) 178.
Lytton, Robert Bulwer (Lord Lytton) 176—180.

M

Macaulay, Lord 91. 95. 194.
Mackintoſh, James Sir 87.
Mahaffy, John Pentland 195.
Marcus Antonius Julianus 117.
Marx, Karl 38.
Maſſon, Michel 16.
Maupertuis, L. M. de 2.
Mazzini, Joſef 96.
Medea 208.
Mehemed Ali 7.
Meleager 204. 205. 207.
Mendelsſohn, Felix 191.
— Moſes 2. 3.
Menelaos 208.
Menger, Max, Dr. 47.
Metternich, Fürſt Clemens 218.
Meynert, Theodor 47.
Midhat Paſcha 149.
Mignet, Fr. A. M. 95.
Miklosich, Franz R. v. 46.
Mill, James 34. 35. 87. 88. 101. 102. 150. 184. 186. 188.
— John Stuart 29. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 87—102. 135. 184. 186 f. 194. 198.
Minos, Herrſcher von Kreta 207.
Mitford, William 135. 188.
Mohl, Robert von 91.
Molière 150.
Mommſen, Auguſt 136.
— Theodor 29. 101. 106. 133—143.
— Tycho 136.
Monteſiore, Sir Moſes 3.
Morley, John 95.
Motley, John Lothrop 35. 178. 191.

N

Nap, Cyrill 14.
Napoleon I. 44. 98. 135.
„ III. 98.
Neoptolemos 96.
Newton 3. 147.
Niebuhr, B. G. 26. 135. 189.
Nikias 191.

O

Odger 101.
Oeneus 205.
Olmſted, F. L. 98.
Ottenfels, Franz Freiherr v. 152.
Ovid 222.

P

Pákh, Albert 32.
Paley, William 34.
Palmer, Profeſſor 208.
Palmerſton, Lord 31. 185.
Paracelſus, Theophraſtus 182.
Pascal, Blaiſe 147.
Paſſow, Franz 105.
Pauſon 120.
Pelopidas 58.
Peregrinus 113.
Perikles 54. 72. 170. 172. 173.
Peter der Große 60.
Philipp von Makedonien 59. 60. 61. 62. 63. 66. 67 68. 69. 70.
Philodemos von Gadara 43. 44. 45.
Phokion 124. 125.
Phye 156.
Pindar 203. 204.
Piſiſtratos 156. 163. 167.
Pisko, Franz Joſef 25.
Piſo, Lucius Calpurnius 43.
Pius IX., Papſt 18.
Platon 39. 102. 174. 186. 187. 188. 214.
Plutarch 96. 135. 158. 170. 171.
Polygnotos 120.
Pompejus 139.
Ponſard, François 41.
Porphyrios 110.
Prescott, W. H. 35.
Prießnitz, Vincenz 7.
Prokeſch, Anton Graf 152.
Protagoras 39.
Prutz, Robert 30.
Purſer, Profeſſor 208.
Pythagoras 112.
Pytheas 203.

R

Racine 41.
Raoul Rochette 206.
Récſi, Emil 32.
Reimer, Karl 138.
Reiſſek, Siegfried 25.
Renan, Erneſt 40.
Reſchid Paſcha 152.
Ricardo, David 94.
Richelieu, Kardinal 152.
Ritſchl, Friedrich 26. 108.
Roebuck, John Arthur 93.
Rokitansky, Karl Freih. v. 48.
Rollin, Charles 135.
Roſſi, Giambattiſta 138.
Rouſſeau 135.
Rückert, Friedrich 135.
Ruthner, Anton, Dr. 43.

S

Sainte-Beuve 41.
Salluſtius 116.
Salmaſius 138.
Sand, George 16.
Sandeau, Jules 16.
Sandys, J. E. 208.
Scaliger, Joſeph Juſtus 106. 117 f. 138.
Scheffer, Ary 185.
Schelling 134.
Scherer, Wilhelm 3. 47. 106. 197. 217.
Schiller 13. 101. 149. 150.
Schleiermacher 15.
Schmerling, Anton R. von 31.
Schmid, Chriſtoph 11.
Schmidl, Dr. Adolf 21.
Schmidt, Erich 2.
— Julian 27. 29. 30. 103. 104.
Schoemann, Friedrich 161.
Schubert, Franz 218.
Schuller, G. H., Dr. 145. 146.
Schulze-Delitzſch 47.
Schütte, Dr. Anton 20. 21.
Schwind, Moritz v. 218.
Sealsfield, Charles (Karl Poſtl) 16.
Sedgwick, Profeſſor 89.
Seligmann, Franz Romeo 40. 181—183.
Seneca 46.
Serrano, Marſchall 30.
Sextus Empiricus 46.

Seybt, Julius 30.
Shakespeare 41. 150.
Sieyès, Abbé 165.
Signorelli 194.
Simonides 203.
Simony, Friedrich 43.
Smith, Sidney 193.
Sokrates 174. 192.
Solon 105. 161. 162. 163. 206. 207.
Sophokles 96. 204.
Souvestre, Emile 16.
Spencer, Herbert 94. 224.
Spinoza 24. 144. 145. 146. 147. 148.
Spitzer, Simon 25.
Spyk, van der 148.
Staël, Frau v. 43.
Stanley, Lord (Lord Derby) 89.
Stein, Freiherr v. 9.
— Ludwig 144. 147.
Stratonikos 78.
Strauß, David Friedr. 15.
Stricker Salomon 25.
Struve, Gustav 22.
Stürmer, Barthol. Graf 152.
Sulla 101.
Sulpicius Severus 115. 117.
Szálay, Ladislaus 32. 51.

T

Tacitus 116. 117.
Taillandier, Saint-René 10.
Talleyrand, Fürst 174.
Taylor, Helen 102.
Teleki, Graf Ladislaus 32. 49. 50. 51. 52.
Tennent, Sir James Emerson 81.
Thausing, Moritz 47.
Themistokles 156.
Theophrast 110.
Theramenes 174.
Theseus 156. 207. 208.
Thirlwall, Connop 188.
Thornton, W. Th. 101.
Thukydides 54. 155.
Timoleon 193.
Titus 116. 117.
Tocqueville, Alexis v. 91. 105. 191.
Todesco, Eduard Freih. v. 17.
— Sophie v. (geb. Gomperz) 16.
Torrens, Robert 95.
Treitschke, Heinrich v. 28.
Trendelenburg, Fr. Adolf 144.
Turgenjew, Iwan 41.
Turgot 91.
Tylor, Edward Burnet 81.
Tyndall, John 95.

U

Ulysses 96.
Unger, Joseph 201.

V

Vahlen, Johannes 119.
Vespasian, römischer Kaiser 154.
Vigny, Alfred v. 91.
Viktoria, Königin von England 159. 195.
Villemain, Abel François 41.
Villers, A. v. 178.
Virchow, Rudolf 183.
Virgil 105.
Vloten, Johannes van 144.
Voltaire 186.

W

Wallner, Franz 43.
Wawra, Heinrich (R. v. Fernsee) 25.
Wertheimstein, Franzi v. 12.
— Josephine v., geb. Gomperz 10. 11. 12. 16. 17.
— Karl v. 12.
— Leopold R. v. 16.
Wessel, Eduard 27. 103. 104. 105.
Westmoreland, Lord 178.
Wieland 5.
Wilamowitz, Ulrich Freih. v. 172. 215.
Wilberforce, William 37.
Windischgrätz, Fürst Alfred 20. 21. 22.
de Witt 146.
Wolf, Friedrich August 136.

Z

Zenon, der Epikureer 45.
Zimmermann, Robert von 24.

Marie Hansen-Taylor, Aus zwei Weltteilen.

Erinnerungen. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Marie Hansen-Taylor ist die Witwe des 1878 als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin verstorbenen Bayard Taylor, der, sowohl als Urheber der besten englischen „Faust"-Uebersetzung, wie durch seine eignen Schöpfungen, unter den Vertretern der nordamerikanischen Literatur in vorderster Reihe stand. Die Verfasserin gibt hier anziehende Bilder aus ihrem Vaterhause, dann aus dem internationalen Getriebe Roms, aus dem Land- und Stadtleben in den Vereinigten Staaten besonders in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und schließt mit der leider nur zu kurzen amtlichen Tätigkeit Taylors in Berlin. Wie uns die überaus sympathische Gestalt Bayard Taylors menschlich nahekommt, so gewinnt auch seine treue Lebensgefährtin unsre volle Achtung und Teilnahme.

Alberta von Puttkamer, Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max von Puttkamer herausgegeben. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Neue Freie Presse, Wien: „Ein schönes, ernstes Buch, das nicht bloß eine Sammlung von Federzeichnungen, sondern, wenn man von seinem apologetischen Charakter absieht, fast eine Geschichte Elsaß-Lothringens unter der Statthalterschaft Manteuffels ist."

A. von Stosch, General und Admiral, Denkwürdigkeiten.

Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich von Stosch. 3. Auflage. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Der Tag, Berlin: „Es gibt Denkwürdigkeiten, deren Bedeutung vornehmlich in ihrem sachlichen Inhalt, ihrem historischen Quellenwert beruht, und es gibt Denkwürdigkeiten, die den Leser fesseln und anregen, weil in ihnen eine Persönlichkeit zu Worte kommt und durch ihre Lebensführung ein rein menschliches Interesse erweckt. Von diesem Buch, das den Namen Albrechts von Stosch trägt, kann man sagen, daß es nach beiden Seiten hin ausgezeichnet ist."

Robert von Mohl, Lebenserinnerungen. 1799—1875

2 Bände. Mit 13 Bildnissen. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—

Augsburger Abendzeitung: „Mit dem vorliegenden Werk ist die Memoiren-Literatur um einen neuen wertvollen und stellenweise recht interessanten Beitrag bereichert worden. Der Staatsmann und Gelehrte Robert Mohl hat in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Einheitsgedankens immerhin eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, wenn er auch nicht zu den großen, dirigierenden und ausschlaggebenden Faktoren gehört hat, und was er uns in seinen Erinnerungen erzählt, hat als wichtige und interessante Ergänzung zur Geschichtsschreibung seiner Zeit Anspruch auf allgemeinste Beachtung."

A. F. Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3., durchgesehene Auflage. 3 Bände. Geheftet M. 15.—, gebunden M. 18.—

Der Bund, Bern: „Graf von Schack hat mit diesen seinen Memoiren der deutschen Nation eine Gabe dargebracht, die noch unendlich höher zu achten ist als seine berühmte Gemäldegalerie in München. Wer sich ein Buch wünscht, voll Schönheit, voll Weisheit, voll neuer Aufschlüsse, ein Buch über alle europäischen Länder und die Geschichte und Kultur unsrer Zeit, der wünsche sich Schacks „Ein halbes Jahrhundert".

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker der Kunst
in Gesamtausgaben

I. **Raffael.** Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg.
Gebunden **M. 5.—**

II. **Rembrandt.** Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg.
Gebunden **M. 8.—**

III. **Tizian.** Des Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Oskar Fischel.
Gebunden **M. 6.—**

IV. **Dürer.** Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung v. Dr. Valentin Scherer.
Gebunden **M. 10.—**

V. **Rubens.** Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg.
Gebunden **M. 12.—**

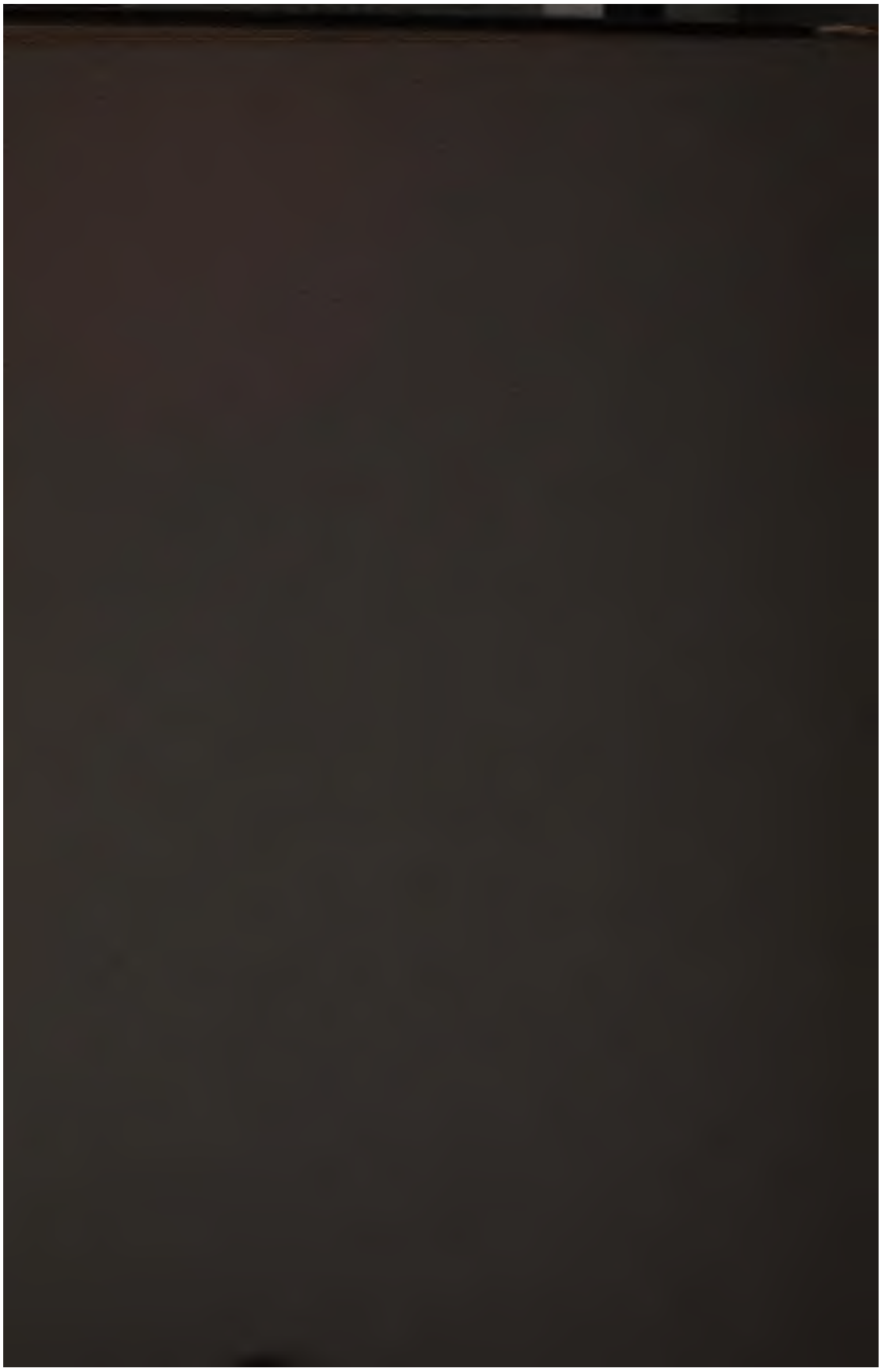
Dr. A. Dresdner schreibt u. a. in der Breslauer Zeitung:

„Wir erachten den Gedanken, das Werk der größten Künstlerpersönlichkeiten darzustellen und diese Darstellungen für einen mäßigen Preis weiten Kreisen zugänglich zu machen, für einen der nützlichsten und fruchtbarsten unter all den vielen, die im letzten Jahrzehnt in der Kunstliteratur zur Verwirklichung gelangt sind."

Prof. Dr. A. Geßler in der Nationalzeitung, Basel:

„Wir zweifeln nicht, daß dieses buchhändlerische Meisterunternehmen — anders können wir die Publikation nicht bezeichnen — mit Freude und Begeisterung aufgenommen wird."

In Vorbereitung: Velazquez, Michelangelo, va Dyck, Schwind, Murillo, Holbein



D 7 .G547 C.1
Essays und Erinnerungen.
Stanford University Libraries
3 6105 036 281 959

7
.G54

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.